P.O. years 1888 ff. - 5
Pfeiffer

+36439486650312

+36439486650312

Skype: Steamidolshop

Digitized by Google

Friedrich Weisser's

sämmtliche

prosaische Werke.

Fünfter Theil.

Zweyte wohlfeilere Ausgabe.

Stuttgart,
in der J. B. Metzler'schen Buchhandlung.
1822.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

1813.

Fünfte Abtheilung.

Johann Grob. 3

1814.

I. Vater und Tochter. 35

II. Sind die Juden in der That witziger als andere Völker? 54

III. Ein alter und ein neuer neunzehnter October. 57

IV. Die neue alt-deutsche Damentracht. . 61

V. Blätter aus einem Gedenkbuche. . . 70

1815.

Erste Abtheilung.

I. Volkstrachten. 107

II. Armen-Anstalten. 109

Digitized by Google

Seite

III. Klingers Werke. 110
IV. Satans Urtheil über weibliches Bücherschreiben. 112
V. Die Heirathen am Sterbebette. . . . 115
VI. Ehrlichkeit in Norwegen. 118
VII. Der schreibende Pöbel. 120
VIII. Ueber das Verbessern fremder Gedichte. 123
IX. Die Armuth. 126
X. Geheime Nachrichten aus einem Schlaraffenlande. 128
XI. Vermischte Bemerkungen über das Schauspiel. 137
XII. Der geneckte Mährchen-Erzähler. . 145
XIII. Verdienst eines großen Philosophen um die Biertrinker. 148
XIV. Das Buch für Eheleute. 151

1 8 1 5.

Zweyte Abtheilung.

Liebe und kindlicher Gehorsam. 157

1 8 1 5.

Dritte Abtheilung.

I. Blätter aus einem Gedenkbuche. . . 229
II. Erinnerung an Klopstock. 266

Digitized by Google

Seite

III. Leyer und Schwert. 267
IV. Der Geizige und sein Diener. . . 274
V. Ueber eine Anecdote von dem englischen Arzt, D. Mead. 279
VI. Die Feder unter den Schwertern. . . 284
VII. Adams Traueranzeige bey Evas Tode. . 288

1 8 1 5.

Vierte Abtheilung.

Der seltsame Geizhals. 295

1 8 1 5.

Fünfte Abtheilung.

I. Die Feder im Mund. 381
II. Die Thierpeiniger. 385
III. Flüchtige Bemerkungen eines Sonderlings über Liebe und Ehe. . . . 392
IV. Die Heirath nach des Vaters Willen. . 396
V. Ein Goldonscher Lustspiel-Auftritt. . 416
VI. Der italienische Lustspiel-Dichter Goldoni als Sachwalter. 422
VII. Poeten-Uebermuth. 427
VIII. Das mißbrauchte Buch. 433

Digitized by Google

Seite

1 8 1 5.

Sechste Abtheilung.

I. Der Personen-Wechsel. 439
II. Blätter aus einem Gedenkbuche. . . 466
III. Die Rechnung ohne den Wirth. . . 487

Digitized by Google

1813.

Fünfte Abtheilung.

Digitized by Google

Johann Grob.

Ein Schweizerscher Dichter des siebzehnten Jahrhunderts.

Der Dichter, von dessen Leben und Schriften ich hier dem Publikum einige Nachrichten mittheile, hatte das Schicksal, eine lange Reihe von Jahren völlig unbekannt zu seyn. Die größten Bücherkenner schweigen von ihm, oder erwähnen seiner, wie Adelung in seinen Ergänzungen zu Jöchers Gelehrten-Lexikon, nur flüchtig und unvollständig, und selbst in Matthissons lyrischer Anthologie, die mit Recht auf den Ruhm, das Andenken manches ältern Dichters erneuert zu haben, Anspruch macht, sucht man seinen Nahmen vergebens, und wenn also ein immerwährendes Obenschwimmen auf der Bücher-

ſinth den Werth eines Dichters entſcheidet: ſo verdient das Andenken des unſrigen ſchwerlich erneuert zu werden. Allein ſo nahe auch ſeine Werke ihrem Untergange waren, an ihrem Werthe lag die Schuld gewiß nicht, und ſchon die ſeit Kurzem hin und wieder, beſonders aber in der von Haug und Weiſſer herausgegebenen epigrammatiſchen Anthologie erſchienenen Proben derſelben ſind, wie ich hoffe, hinlänglich, um Männer von unbefangenem Urtheil für einen Dichter zu gewinnen, der in der lyriſchen Gattung neben Opitz, Dach, Flemming und Andern, und in der epigrammatiſchen neben Logau und Wernike, ob er ſich gleich von beyden durch ſeine Eigenthümlichkeit weſentlich unterſcheidet, eine ehrenvolle Stelle behauptet, und der um ſo mehr Aufmerkſamkeit verdient, je ungünſtiger bekanntlich ſein Jahrhundert, und beſonders die letzte Hälfte deſſelben, der deutſchen Poeſie war.

So gewiß ich aber meine Vorliebe für den Dichter bey dem bloß vernünftigen Theil des Publikums durch ihn ſelbſt gerechtfertigt zu ſehen

hoffen darf, so wenig Beyfall verspreche ich ihm auf dem erhabenen, christlich-poetischen Capitol unserer Zeiten, dem bekanntlich zur vollkommenen Aehnlichkeit mit dem weiland heidnischen auch die wachthabenden Gänse nicht fehlen. Der arme Grob hat zwar manche Phyllis, aber nicht eine einzige Kalender-Heilige besungen, und was die so beliebten Sonette betrifft: so geht seine ungeweihte Plattheit bis zum epigrammatischen Spott über dieselben, und sogar so weit, daß man die lästernde Behauptung von ihm liest, ein Pathengeschenk von vierzehn wohlklingenden Dukaten sey den vierzehn Zeilen eines Klinggedichts unendlich vorzuziehen. Des großen Carfunkels endlich gedenkt er mit keiner Sylbe, und aus dem Geiste seiner Poesie ergibt sich unwidersprechlich, daß ihm der heilige Mysticismus unserer Tage ein Aergerniß und eine Thorheit gewesen wäre. Mit Einem Wort. Der arme Dichter hatte nur Geist, Verstand und Wissenschaft, aber er gehörte nicht zu den Eingeweihten, und es ist also beynahe zu fürchten, daß

man noch mehr als hundert Jahre nach seinem Tode das furchtbare Wort: Kreuzige ihn! über ihn ausruft, und den Versuch, sein Andenken zu erneuern, mit Schmähschriften belohnt.

Die ersten Gedichte von ihm erschienen im Jahr 1678 zu Basel, bey Johann Brandmüller, in Zwölftel-Bogengröße, unter dem Titel:

„Dichterische Versuchgabe, bestehend in deutschen und lateinischen Aufschriften, wie auch etlichen Stimmgedichten, oder Liedern, den Liebhabern poetischer Früchte aufgetragen von Johann Groben."

Dieser Sammlung folgte erst nach zwey und zwanzig Jahren, da der Verfasser bereits nicht mehr lebte, im Jahr 1700, ohne Anzeige des Druckorts, eine zweyte, die er:

„Reinholds von Freyenthal poetisches Spazierwäldlein, bestehend in allerhand Ehren- Lehr- Scherz- und Strafgedichten"

betitelte.

Mit vieler Bescheidenheit erklärt er sich in beyden Sammlungen über seinen Dichter-Beruf, und will nur für einen Mann gelten, der als ein Liebhaber der alten und neuen rechtschaffenen Poeten und durch den Umgang mit ihnen etwas von ihren Sitten und Gewohnheiten angenommen habe, ohne selbst Einer Ihresgleichen zu werden, wozu, wie er sagt, mehr gehöre, als Mancher sich einbilde, und als ihm seine Verhältnisse gestattet hätten. In der That offenbart sich aber in seinen Gedichten nicht nur eine sehr vertraute Bekanntschaft mit den vorzüglichsten ältern und neuern Dichtern, sondern auch der Mann von Welt, Erfahrung, mannigfaltigen Kenntnissen und vielseitiger Bildung. Dem Zoilus vergißt er nach damahliger Weise, nach welcher die Schriftsteller dem Tadel mit ihrer Widerlegung desselben zuvorkamen, ebenfalls nicht, das Nöthige zu sagen, und erklärt ihm kurz und bündig, daß er sein ungutes Benehmen mit ruhigem Gemüth verachten und verlachen werde. Als Herr von Freyenthal, von welchem Nahmen

er bemerkt, daß er ihn nicht aus Furcht, oder Mißtrauen, sondern aus Bescheidenheit und wegen der Gleichförmigkeit mit dem Titel seines Buchs sich angedichtet habe, sagt er von dem Bücherschreiben, es sey eine Mittelsache, wie das Heirathen, welches man lassen, oder nicht lassen könne, und setzt hinzu, im letzten Falle müsse man es lediglich dem Glück und der Zeit anheimstellen, ob daraus Vergnügen, oder Verdruß, Lob, oder Tadel, Ehre, oder Verachtung entstehe. Wer wird diese Wahrheit läugnen, und wer wünscht nicht zugleich, es möchte die Frage, ob man lassen, oder nicht lassen soll, beym Bücherschreiben wenigstens eben so sorgfältig, als beym Heirathen bedacht werden? Der Catonischen Brüderschaft, die seine Durchhechlung der fehlbaren und unanständigen Lebenssitten allzu ausgelassen und spöttisch finden möchte, führt er zu Gemüth, dergleichen Laster-Bestrafung sey zu allen Zeiten üblich gewesen, darum, daß man sie nützlich und sehr dienlich befunden habe, das ärgerliche Wesen abzuschaffen, und

das löbliche zu pflanzen, und wir spätern Deutschen können also mit Recht stolz seyn, weil wir das ärgerliche Wesen längst, ohne erst auf juvenalische Strafgedichte zu warten, von freyen Stücken abgeschafft, und das löbliche dagegen gepflanzt haben. Je weniger aber seine Pfeile uns selbst treffen, desto größer muß nothwendig das Vergnügen seyn, das wir an seinen Schriften finden, und zuverläßig wird man gar nicht satt werden können, bey ihm zu lesen, welche verstockte Sünder und ungeheure Thoren — unsere Väter gewesen sind.

Indem ich auf die besondern Lebensumstände des Dichters, von welchem zuerst die Züricher Monatsschrift Isis, im December-Heft 1807, und nachher Herr Rathsschreiber Schäffer, in Herisau, in einem aus Freundschaft für dessen angesehene Nachkommenschaft verfaßten, auf einem halben Bogen gedruckten Aufsatze Nachricht ertheilte, übergehe, darf ich nicht vergessen, der Güte des Herrn Professors Fels, in St. Gallen, dankbar zu erwähnen, welcher mir

aus Veranlassung meines frühern Aufsatzes im Morgenblatte von 1811, Nr. 261, drey von ihm einer Versammlung von Freunden gehaltene, nicht für den Druck bestimmte Vorlesungen über den ehrenwerthen Sänger zuschickte, die um so schätzbarer sind, da der würdige Herr Verfasser bey seiner Arbeit, neben einigen ungedruckten Nachrichten des Herrn Actuar Hartmann und andern Quellen, vorzüglich den ihm von dem noch lebenden Urenkel des Dichters, dem Herrn Artillerie-Hauptmann Grob, in St. Gallen, mitgetheilten handschriftlichen Nachlaß desselben, und einige andere noch vorhandene Familien-Papiere mit Fleiß und beurtheilender Auswahl benutzte.

Johann Grob wurde zu Grobenenzenschwyl, in der Grafschaft Toggenburg, geboren, und sein Vater war Hans Grob, Landes-Commissarius und Beysitzer des Toggenburgischen evangelischen Capitels. Das Jahr seiner Geburt ist ungewiß, fällt aber höchst wahrscheinlich zwischen die Jahre 1640 — 1645.

Je mehr Verdienste, nach der Bemerkung des Herrn Professors Fels, das ehrenvolle Amt des Vaters voraussetzte, desto sicherer darf man von den Eigenschaften desselben auf die Sorgfalt schließen, welche er der Erziehung und der Bildung des Sohns widmete, der sich schon in der Primar-Schule eben so sehr durch glückliche Anlagen, als durch den Eifer, mit dem er sie benutzte, auszeichnete, und durch die Hoffnungen, die er erregte, einen vorzüglichen Landgeistlichen aufmunterte, sich seinem besondern Unterricht zu unterziehen, und ihn zu den höhern Studien vorzubereiten. Es darf, ob man gleich in unsern Tagen zuweilen die Würde eines öffentlichen Lehrers erhalten kann, ohne den Donat zu verstehen, nicht verschwiegen werden, daß er besonders in der römischen Sprache eine mehr als gewöhnliche Stärke erlangte. Dafür lobten aber auch seine deutschen Gedichte den Meister, ohne daß der Meister selbst sie zu loben brauchte, und die lateinischen zeugen auch dadurch von seiner erworbenen gründlichen

Sprachkenntniß, daß er sie erst lange nach den Schuljahren und also in einem Alter verfertigte, in welchem man Alles, was man jung nur halb wußte, gewöhnlich gar nicht mehr weiß.

Im Jahr 1661 nahm er Dienste bey der Schweizer-Garde in Dresden, und dieser Umstand rechtfertigt die Vermuthung, daß er nicht später, aber auch nicht viel früher, als zwischen 1640 und 1645 geboren sey.

Schon im Jahr 1664 hatte seine kriegerische Laufbahn ein Ende, und er ließ sich in Lichtensteig nieder, nicht, um auf seinen Lorbern auszuruhen, sondern um einen Leinwandhandel zu treiben, und also der Welt das höchst seltene und kaum glaubliche Beyspiel einer Vereinigung des Diensts der Musen mit dem Dienst Merkurs zu geben. Man wird es sehr natürlich finden, daß der kaufmännische Dichter, der auch noch zu der Würde eines Commissars, die ihm der Fürst Abt übertrug, gelangte, von dem Gott des Handels auf eine glänzendere Art belohnt wurde, als von den armen neun Kunst- und Leyermäd-

chen. Er erwarb ſich durch die Waare, aus welcher am Ende das den ſchreibenden Muſen geheiligte Papier entſteht, ein ſehr anſehnliches Vermögen, mußte aber bald auch durch eigene Erfahrung ſich von der Wahrheit überzeugen, daß Verdienſte überhaupt, noch mehr aber belohnte Verdienſte in den Augen des Neids das unverzeihlichſte aller Verbrechen ſind. Er hatte ſich nähmlich bey den damahligen Staats- und Glaubens-Verhältniſſen des Toggenburgs einige freymüthige Aeußerungen erlaubt, und dieſe gaben ſeinen Widerſachern ſo nachdrückliche Waffen gegen ihn in die Hand, daß er im Jahr 1672 oder 1673 ihnen das Feld zu räumen, und ſein Vaterland eilig zu verlaſſen, ſich genöthigt ſah. Er flüchtete nach Heriſau, wo er ſeiner Geſchäfte wegen ſchon vorhin gekannt und geſchätzt war, und theilte von nun an ſeine Zeit in ſeine Handelsgeſchäfte, in die Dichtkunſt, und in das Studium der Geſchichte, und zugleich zählte die Mathematik den Epigrammendichter Grob, wie ein Jahrhundert ſpäter den Epi-

grammendichter Käſtner, unter ihre geweihten Prieſter.

Wer mehr thut, als, gleich dem Greis in Gellerts Erzählung, leben und ein Weib nehmen, in deſſen Lebensbeſchreibung verdient der Umſtand, daß er ein Weib nahm, allerdings auch eine Erwähnung. Unſer Dichter, der, wie man bereits oben geleſen hat, das Heirathen, wie das Bücherſchreiben, unter die Mittelſachen, die man laſſen und nicht laſſen könne, zählte, wollte, da er das Eine nicht ließ, auch das Andere thun. Er ſchwor alſo im Jahr 1680 eben ſo muthvoll zu der Fahne des Hymen, als er neunzehn Jahre früher zu der Fahne des Mars geſchworen hatte, und die Schöne, die ihn dieſer Fahne zuführte, war die Jungfrau Catharina Ziegler, von Gäß. Die Nahmen zweyer andern Jungfrauen, um die er ſich vergebens bewarb, hat die Geſchichte, da ſie ein Dichterherz und eine Dichterhand verſchmähten, von Rechtswegen untergehen laſſen. Die letzte von beyden, die in Kappel lebte, lehnte zwar ſeinen Antrag

nicht geradezu ab, aber sie ermüdete mit ihren Aeltern seine Geduld durch Zögern und Unentschlossenheit so sehr, daß er die zaudernde Phyllis plötzlich verließ, und nachdem er zuvor sich an ihr, wie es einem Dichter geziemt, durch ein Epigramm gerächt hatte, nach dem Ort eilte, wo ein eben so schneller, als glorreicher Sieg seiner wartete. Dieses Cäsarische Kommen, Sehen und Siegen besang der glückliche Ueberwinder selbst in folgenden Versen:

„Man sagt, Mercurius sey an dem blauen Bogen
Der Stern des Unbestands, und schneller List gewogen;
Der Mond nimmt zu und ab; der Thetis grünes Reich
Ist auch sehr wandelbar, und steigt den Winden gleich;
Das Spiel verkehrt sich oft; wie muß doch oft ein Ballen
Bald hoch, bald nieder gehn, bald da, bald dorthin fallen!

Jedoch man rühme mir, was man noch sonsten kann;
In zweyer Wochen Frist hab' ich doch mehr gethan.'"

Acht Freunde des Dichters feyerten seine Verbindung mit eben so viel Gedichten, die zusammen gedruckt wurden, und erst das Titelblatt dieser kürzlich aufgefundenen Sammlung machte den Herrn Hauptmann Grob mit der Abstammung seines Urgroßvaters bekannt.

Auch auf dem Schauplatze der Staatsangelegenheiten sehen wir unsern Dichter in einer ihm nicht unrühmlichen Thätigkeit, durch die er sich nicht minder gültige Ansprüche auf die Bürgerkrone, als in seiner poetischen Laufbahn auf den Lorberkranz erwarb. Während nähmlich im Jahr 1688 seinem Vaterlande bey der Stellung der französischen und kaiserlichen Heere an den Gränzen der Schweiz wegen Constanz und der vier Waldstätte große Gefahr drohte, ließ er eine Flugschrift gegen Frankreich drucken, die ihn nicht nur dem kaiserlichen Minister, Baron von

Landsee, empfahl, sondern auch nicht ohne Einfluß auf die Landesangelegenheiten blieb. Eben diese Schrift, in welcher der Verfasser mit Freymüthigkeit und mit der Begeisterung der Vaterlandsliebe zu dem Volke sprach, und bey deren siegreichen Vertheidigung gegen den Angriff eines nicht unbedeutenden Gegners er nach dem Urtheile des Herrn Professors Fels nicht gemeine geschichtliche und staatsrechtliche Kenntnisse entwickelte, war es auch, für die er, nach einer Angabe im fünften Theil der Schweizer-Geschichte des Herrn von Haller, mit der kostenfreyen Erhebung in den Adelstand belohnt wurde, und die ihm zugleich das Vertrauen erwarb, das ihm die Regierung der äußern Rhoden dadurch bewies, daß sie ihn im Jahr 1690 an den Kaiser Leopold nach Augspurg abschickte, um wegen der schon seit 1688 dauernden Fruchtsperre Erleichterung nachzusuchen.

Diese Sendung war von dem glücklichsten Erfolge. Der Dichter, der dem Kaiser schon früher einen lateinischen Brief, zwey lateinische Epi-

gramme und zwey deutsche Gedichte, eines auf den Einzug des Monarchen in Augspurg, und das zweyte auf die Krönung Josephs zum König von Ungarn, durch die Schweizerschen Abgesandten hatte überreichen lassen, erhielt ohne Aufenthalt Gehör, und bewirkte durch eine dem Gegenstand angemessene Rede und seine weitern zweckmäßigen Unterhandlungen für den Canton Appenzell und für andere Cantone nicht nur überhaupt Erleichterungen, sondern auch nahmentlich für den ersten einen Freybrief, kraft dessen ihm eine wöchentliche Zufuhr von 150 Säcken Getreide gestattet wurde. Nach einem Aufenthalt von nicht mehr als zwanzig Tagen kehrte er mit einem verbindlichen Schreiben, worin seines vollzogenen Auftrags ehrenvolle Meldung geschieht, zurück, und durfte sich, da zu der schon für sich selbst höchst drückenden Fruchtsperre noch mehrjähriger Mißwachs und Hagelschaden hinzukamen, mit Recht rühmen, sein Vaterland nicht nur von einer beyspiellosen Theurung, sondern sogar von wirklicher Hungersnoth errettet zu ha-

ben. Das Vaterland war aber auch, was das Vaterland gegen seine größten und verdientesten Söhne nicht immer zu seyn pflegt, dankbar gegen den glücklichen Geschäftsführer, indem die Landesgemeinde ihm erst das Landrecht, und acht Tage später auch das Gemeinds-Bürgerrecht in Herisau verlieh. Auch als Dichter erntete er bey dieser Gelegenheit im eigentlichen Verstande Lorbern, und empfing während seiner Anwesenheit in Augspurg den Kranz, den die Musen ihm längst um die Schläfe gewunden hatten, auch aus kaiserlichen Händen. In welchem Grade er bey dem ihm anvertrauten Geschäft und der dadurch veranlaßten Reise die Mäßigkeit eines Dichters, und die Sparsamkeit eines guten Bürgers bewies, davon ist die noch vorhandene Berechnung der sich mit Inbegriff der Geschenke an die kaiserliche Kanzley und der Trinkgelder nicht höher als auf 66 fl. 3 kr. 5 hl. belaufenden Reisekosten ein unverdächtiges Denkmahl.

Seiner Erhebung in den Adelstand gedenkt

der Dichter selbst in folgender Stelle seines Gedichts, Gespräch mit Phöbus:

„Ey, fürwahr ein schöner Tritt
In den Handelsorden!
Bringt dieß Schild und Adel mit,
Die durch mich Dir worden?“

und noch umständlicher, bestimmter und unzweydeutiger in folgendem Epigramm an den Cassian:

„Ich gewahr, o Cassian! daß Du Stirn und Nase rümpfest,
Und auf mich, den alten Freund, aller Orten giftig schimpfest,
Nur aus unverdientem Neide, nähmlich weil Dich dieses kränkt,
Daß mir Leopold gewogen, und mir Schild und Adel schenkt,
Wegen meiner Pieris, die sich mit den Dreaden
Ihn zu singen hat erkühnt. Nun, was wird Dir solches schaden?
Laß mein Glück Dich nicht verdrießen! Gibt mir gleich der Kaiser Stand,
Läßt er zwey mir doch noch fehlen, nähmlich Gold und Ritterland.“

Nach verlassenen Chur-Sächsischen Kriegsdiensten reiste er, wie aus einem Abschiedsgedicht an seinen Reisegefährten erhellt, mit diesem in Paris lebenden vertrauten Freunde nach Hamburg und Bremen, und von dem letzten Orte begab er sich nach London, und von dort nach Friesland und Holland, und durch die Spanischen Niederlande nach Paris, wurde aber von seinen Aeltern nach einer Abwesenheit von drittehalb Monaten wieder nach Hause berufen. Eine andere, aber wahrscheinlich von eben dieser Reise nur mit irriger Angabe der Zeit und der bereisten Länder sprechende Nachricht sagt, er habe nach vollendeten Studien eine Reise durch Frankreich, Italien, Deutschland, die Niederlande und England gemacht. Daß er übrigens auch nur nach diesem kleinen Ausfluge die von ihm bereiste Welt nicht wenigstens mit einer kurzen, etwa ein halbes Dutzend Bände füllenden Reisebeschreibung beschenkte, welche Unbegreiflichkeit in den Augen so vieler Hohl- und Flachköpfe unserer Tage, die wie Hand-

werksbursche wandern, und wie Handwerksbursche die Zeichen und Wunder, die sie sahen und nicht sahen, beschreiben, und deren Gänsekiel so wenig ermüdet, als ihre Füße! Doch bey einem Manne von den Fähigkeiten und Kenntnissen unsers Dichters ist es in der That zu bedauern, daß er Beobachtungen mit ins Grab nahm, für welche wir ohne Zweifel, mit wenigen Ausnahmen, die Waare von zehn Leipziger Messen in diesem Fache ohne Bedenken hingeben würden.

An der Erhebung des Dichters in den Adelstand zweifelt Herr Professor Fels aus mehreren Gründen der Wahrscheinlichkeit, vorzüglich aber darum, weil sich, wie er sagt, unter den Familien-Papieren die Ernennungs-Urkunde nicht findet. Allein mag es auch noch so unwahrscheinlich seyn, daß unser Dichter den Adel erhielt, es ist gewiß, daß er ihn erhalten hat, und diese Gewißheit gründet sich auf seine eigenen, oben angeführten Gedichte, indem es sich schlechterdings nicht denken läßt, daß ein Dich-

ter öffentlich der ganzen Welt durch den Druck bekannt macht, ein von ihm besungener Kaiser habe ihm Schild und Adel geschenkt, wenn es — nicht wahr ist. Wie könnte überdieß, ohne im höchsten Grade lächerlich zu werden, ein Nichtgeadelter vor dem Publikum behaupten, man beneide ihn um seinen Adel? Der Dichter, Johann von Grob, hatte übrigens, wie sich aus mehreren Stellen seiner Gedichte ergibt, keine höhere Meinung von seinem persönlichen Werth, als zuvor der Dichter, Johann Grob, und eine nur gar zu seltene Bescheidenheit gehörte also ebenfalls unter seine rühmlichen Eigenschaften. Vielleicht machte er sogar von dem erhaltenen Vorzug, dem, wie er selbst klagt, zwey wesentliche Erfordernisse des Adels, nähmlich Gold und Ritterland, fehlten, und der ihn zugleich, nach der Bemerkung des Herrn Professors Fels, von dem ihm ertheilten Landrecht ausgeschlossen haben würde, wenig oder keinen Gebrauch.

Nachdem von Leu herausgegebenen allge-

meinen Helvetiſchen Lexikon war es das Jahr 1697, welches den Dichter zu ſeinen Vätern, und zu Logau und Wernike und andern ihm verwandten Geiſtern verſammelte. Er kann alſo kaum über ſechzig Jahre alt geworden ſeyn, und lebte weniger lang der Zeit, als dem Gebrauch nach, den er von dem Leben machte. In der Geſchichte dieſes Lebens wird ihm übrigens ohne Zweifel ſein Betragen bey der erlittenen Glaubens-Verfolgung den erhabenſten Geiſtern und den tiefſten Gemüthern unſerer Zeit am wenigſten empfehlen, und es iſt im Ernſt unverzeihlich, daß er dieſe herrliche Gelegenheit nicht benutzte, nicht, um durch ſtandhafte Behauptung ſeines Glaubens die Märterer-Krone, ſondern um durch feyerliches Abſchwören der verhaßten Denk- und Glaubens-Freyheit die ächte Dichterweihe, und mit ihr die Dichter-Krone zu empfangen. Wie würde die heutige junge Welt, die jetzt ſeine Gedichte nicht anders als mit Achſelzucken aufnehmen kann, ſich an ihnen erbauen, wenn er als ein neubekehrter Anhänger

des Glaubens, bey welchem man nach den neuesten Entdeckungen nicht nur allein selig, sondern auch allein ein Poet werden kann, ihre Sylben an einem Rosenkranze abgezählt hätte!

Das erst nach dem Tode des Dichters erschienene Poetische Spazierwäldlein hatte den Sohn desselben, der Doctor der Arzneykunde war, zum Herausgeber. Man wird fragen, was den Verfasser abhielt, das Werk selbst ans Licht zu stellen, und die wahrscheinlichste Antwort liegt in der Geschichte seines Lebens. Die Narren im Jahr 1678 geriethen nähmlich nicht weniger in Wuth, wenn man ein Lied von ihrer Narrheit sang, als die Narren im Jahr 1813. Der Dichter hatte aber bey dem ersten Gebrauch, den er von den Waffen Juvenals und Martials machte, die Geißel über eine zu große Herde von Opferthieren der unter dem Nahmen Satyre bekannten spottenden Nemesis geschwungen, als daß er den Folgen des Ingrimms der Gezüchtigten ganz hätte entgehen können, ob es gleich kaum glaublich ist, daß es auch damahls

schon eben so verworfene, scham- und hirnlose Lästerschriftensudler und schmähsüchtige Wochenblättler gegeben habe, als in unsern Tagen. Genug, die Freymüthigkeit des Dichters wurde, wie immer, mit Verleumdungen und pöbelhaften Schmähungen belohnt, und da ein ehrlicher Mann auf alle Fälle besser dabey fährt, wenn er, seiner Asche fluchen, als wenn er sich zu Asche verbrennen läßt: so war es, wenn auch nicht ganz tapfer, doch desto klüger, daß, der Schweizersche Tugendeiferer und Sittenzuchtmeister mit den Gegenfüßlern des Menschenverstands und der Rechtlichkeit einen stillschweigenden, mehr als zwanzigjährigen Waffenstillstand einging, bis die undurchdringliche und unbezwingliche Scheidemauer zwischen der Welt und dem Menschen ihm einen ewigen Schutz gegen die Kothschleudern des Gesindels gewährte. Uebrigens mag auch nach allen Umständen der Ertrag seiner ersten Sammlung ihn nicht sonderlich zur Unternehmung einer zweyten angespornt haben.

Die nachgelassenen, in den Händen seines Urenkels befindlichen Papiere des Dichters bestehen aus sieben von ihm eigenhändig geschriebenen Heften, die größtentheils seine in beyde Sammlungen aufgenommenen Gedichte enthalten. Die ungedruckten sind, einige nicht unglückliche Epigramme abgerechnet, Gelegenheitsgedichte, deren Gehalt auf keine Aufbewahrung Anspruch macht. Uebrigens sind diese Hefte darum sehr wichtig für den Ruhm des Dichters, weil sich aus ihnen der vollständige Beweis führen läßt, nicht nur, daß er nie müde wurde, seine Gedichte zu feilen, sondern daß er auch noch mehr leistete, als die bekannte strenge Regel des Horaz von dem Dichter fordert, indem er seine sogar bis auf die Vorrede völlig zum Druck fertige erste Sammlung, die Dichterische Versuchgabe, von 1665 bis 1678, also eine Ewigkeit von dreyzehn Jahren im Pult behielt. Kann man die Geschichte seines Lebens auf eine für ihn ehrenvollere Art schließen, als mit diesem Beyspiele einer Selbstverläugnung, die freylich

Allen und Jeden, die sich der Poesie befleißen, ohne daß Apollo und die neun Musen etwas von ihnen wissen, um so lächerlicher erscheinen wird, je unerhörter sie ist?

Diese Nachrichten waren bestimmt, einer Sammlung vorgesetzt zu werden, welche unter dem Titel: Johann Grobs, eines Schweizerschen Dichters des siebzehnten Jahrhunderts, auserlesene Blumen, ans Licht treten, und eine Auswahl der vorzüglichsten lyrischen und epigrammatischen Gedichte des mit Unrecht vergessenen fröhlichen Sängers und geistreichen Spötters von Toggenburg enthalten sollte. Allein werden doch gegenwärtig selbst die von unserem neuen Mittelalter hervorgebrachten, der Gemeinheit des Menschenverstands, und der Plattheit des römischen und griechischen Alterthums mit edler Kühnheit Trotz biethenden Leyerspieler, ihres Heiligenscheins um die mit keinem eitlen Wissen angefüllten Köpfe ungeachtet, von den großmüthigsten Buchhändlern der Verzweiflung überlassen, und wie

könnten also die Unglücklichen und Unheiligen, die, wie der arme Grob, zu spät und zu früh geboren wurden, ein anderes Schicksal, als ein gänzliches Versinken in das Meer der Vergessenheit erwarten? Das stolze Leipzig mit seiner Büchermesse ist noch tiefer gefallen, als weiland das stolze Babel, und bald werden die Deutsch lesenden Weltbürger ihre Geistesnahrung auf Einem Markte und vielleicht aus Einer Bude mit der leiblichen kaufen. Und sollte man sich dieser herbeyeilenden goldenen Zeit nicht vielmehr freuen, statt daß man ihr Klaglieder entgegenschickt? Findet doch ein kleiner bescheidener Tragkorb voll ächt-vaterländischer Geisteswerke, nähmlich voll gehörnter Siegfriede und ähnlicher, dem Zahn der Zeit, wenn gleich nicht der Mäuse trotzenden Denkmahle alt-deutscher Art und Kunst selbst auf dem Jahrmarkte zu Plundersweiler Raum genug, und was ist natürlicher, als daß Bücher, welche für Obsthöckinnen und Krautweiber geschrieben sind, auch an der Seite dieser geist- und gemüthvollen Damen feilge-

bothen werden? Oder sollte man nicht überhaupt aufhören, Bücher zu drucken? Wußte man doch gerade in dem unvergeßlichen Zeitalter, in welchem jeder Ritter ein Poet, und jeder Poet ein Ritter war, Nichts von der unseligen Kunst des gottlosen Hexenmeisters und Teufelsbanners Faust, und in unsern Tagen würde es uns in der That zum doppelten Vorwurfe gereichen, wenn wir eine Erfindung nicht untergehen ließen, die den neuen Mönchen, mit welchen wir die alten öden Klöster schlechterdings bevölkert wissen wollen, ihren angenehmsten und nützlichsten Zeitvertreib raubt. Daß eben diese frommen und emsigen Männer uns nicht nur durch ihren Griffel die Buchdrucker, sondern auch die vom Staate bestellten Bücherprüfer und Rügemeister ersparen würden, fällt von selbst in die Augen, und welches Volk wird es mit unsern Geistes-Erzeugnissen aufnehmen, wenn die von den Mönchsköpfen außerhalb der Klostermauern ausgebrüteten Meisterwerke erst noch durch die Mönchsköpfe innerhalb derselben geläutert wer-

den, ehe sie sich ans Licht wagen dürfen? Es liegt des Trostes zu viel in diesen Aussichten, als daß das Schicksal meines kleinen Hefts mich noch zu bekümmern vermöchte. Mag es also im Pulte vermodern, und mag der Schatten des Schweizerschen Opitz und Logau sich an dem Opfer begnügen, das ich ihm durch diese wenigen Blätter zu bringen mich bemühte.

Digitized by Google

1814.

Digitized by Google

I.

Vater und Tochter.

Vater.

Also es bleibt dabey? Mein Töchterchen sagt nein? Die Unerbittliche gibt dem wackersten aller Freyer den Korb? Es soll nicht von der Kanzel herabgerufen werden: In den heiligen Ehestand wollen sich begeben: Herr Philipp Gottlob Frank, angesehener Kaufmann allhier, und Jungfer Sara Catharina, oder wie sie sich selbst eigenmächtig zu taufen beliebte, Mamsell Hyacinthe Heß?

Tochter.

O mein Vater! zu Ihren Füßen flehe ich um

Erbarmen. Machen Sie Ihr einziges Kind nicht unglücklich!

Vater.

Was meine Füße anbelangt, so bleibe nur weg von ihnen, und Deine Bitte, daß ich so gut seyn möchte, Dich nicht unglücklich zu machen, finde ich gar sehr unverschämt. Warum bittest Du nicht lieber Deinen Vater, er möchte Dich nicht wie ein Wolf zerreißen? Wer mein Kind unglücklich macht, ist nicht der Vater, es ist das Kind selbst. Dein Unglück, meine Tochter! heißt Narrheit, eigene Narrheit, die Du Dir in Büchern angelesen, und im müßig gehenden Wachen erträumt hast.

Tochter.

Ist es Thorheit, dem Manne seine Hand nicht geben wollen, dem man das Herz nicht geben kann?

Vater.

Hohlte doch der Henker, möchte ich fast sagen, hohlte doch der Henker jedes Mädchenherz! Aber ein frommer Wunsch ist es gewiß, daß

man Euch das alberne und unnütze Ding, das Ihr Euer Herz nennt, in Gehirn verwandeln, und aus der Brust in den Kopf versetzen könnte. Wenn Du, wie Du in Deiner Verkehrtheit Dir einbildest, dem Ehrenmanne, den ich zu Deinem Gatten bestimmte, Dein Herz nicht geben kannst, woher kommt es, als weil Dein Kopf nicht klug ist?

Tochter.

Wenn hat die Liebe sich gebiethen lassen?

Vater.

Desto schlimmer, wenn sie ein so widerspenstiges, ungeberdiges Ding ist, das schlechterdings keine Vernunft annehmen will. Aber es ist nicht wahr. Auch die Liebe, die ächte nähmlich, erkennt den einzigen Gebiether, der blinden Gehorsam verdient, ich meine den gesunden Menschenverstand, für den ihrigen, und der Beyspiele, daß sie sich gegen dieses Oberhaupt empört, findet man, dem Himmel sey Dank! mehr in der Romanenwelt, als in der wirklichen.

Tochter.

Es gibt nur Eine Liebe, und wehe der Liebe in der wirklichen Welt, wenn sie eine andere ist, als die, welche Sie die Liebe in der Romanenwelt nennen!

Vater.

Um Verzeihung, meine zartfühlende Jungfer Romanenheldinn! Tag und Nacht sind nicht verschiedener, als die Liebe, der ich das Wort rede, und die, welche ich verdamme. Kurz, liebe Keinen, als der Liebe verdient, und versage Keinem die verdiente Liebe! Dieser Ruf ergeht von mir an Dein Herz und an Deinen Verstand,

Tochter.

Ach! ich weiß es längst, daß Sie eigentlich von gar keiner Liebe hören wollen. Wie könnten Sie sonst verlangen, daß man, statt ihr alles Irdische aufzuopfern, sie selbst dem irdischen Moloch opfere?

Vater.

Dem irdischen Moloch! Man höre doch, welche

derbe Belehrungen sich in unsern Tagen die Väter von den Töchtern geben lassen müssen! In der That, man suche nur keine Weisheit mehr, wo man sie sonst am meisten fand, da, wo ein Bart, sondern gerade da, wo keiner ist, und also nirgends, als bey Weibern, und zwanzigjährigen Laffen.

Tochter.

Vergeben Sie mir! Aber soll das warme Herz der Jugend nicht bluten, wenn es sich ewig von dem kalten Verstand des Alters verdammt sieht?

Vater.

Spare doch Deine albernen Gemeinsprüche, durch die Du mich nur ärgern, aber nicht überzeugen kannst! Es ist eine gar feine Zumuthung, daß der Verstand das Herz ungeschoren lassen soll. Aber mein kalter Verstand nimmt sich Nichts desto weniger die Freyheit, Dir, meine schmelzende Sara, oder Catharina, oder Hyacinthe, zuzumuthen, daß Du jeden Augenblick bereit seyest, jedem vernünftigen, heirathsfähigen und rechtschaffenen Manne in unserer ganzen

großen Stadt, insofern nur sein Stand nicht zu hoch über, oder zu tief unter dem Deinigen ist, Deine Hand sammt Deinem warmen Jugendherzen zu geben. Wie die Menschen in einem gewissen Sinne vor Gott, so sollen vor den Mädchen die Liebhaber alle gleich seyn. Aber ich sehe Dein Näschen sich rümpfen, und ohne Zweifel will es mir sein Mitleid über ein Lehrgebäude der Liebe und des Heirathens zu erkennen geben, in welchem eine Seele, wie die Deinige, auch nicht ein Fünkchen Poesie, wie Ihr Euren Unsinn zu nennen pflegt, entdecken kann.

Tochter.

Ich bin gewiß, Ihr Herz mißbilligt Grundsätze, durch welche Sie nur Unglückliche machen würden.

Vater.

Mein Herz verbittet sich ein für alle Mahl Schmeicheleyen dieser Art. Es ist immer einig mit meinem Verstand, und nie wird es verdammen, was dieser gut heißt. Unglückliche, glaubt Deine Hochweisheit, würden meine Grund-

sätze machen, und ich sage Dir, es gibt gar keine glückliche Ehe, die nicht nach diesen Grundsätzen geschlossen worden wäre. Es sind die Grundsätze jedes vernünftigen Frauenzimmers, und weit entfernt, irgend ein Mädchen unglücklich zu machen, wollen sie sogar die Närrinnen zu ihrem Glück zwingen.

Tochter.

Aber Sie vergessen, mein Vater, daß ich nicht mehr im Falle bin zu wählen, weil ich schon längst gewählt habe.

Vater.

Es ist wahr, Du hast gewählt, und bist allerdings nicht mehr im Falle, eine erste, sondern nur eine zweyte Wahl zu treffen, oder besser, es steht in Deiner Gewalt, eine begangene Thorheit durch einen vernünftigen Entschluß wieder gut zu machen.

Tochter.

Der arme Adolph! Werden Sie ihm nie Gerechtigkeit widerfahren lassen?

Vater.

Ja wohl der arme Adolph! Er ist arm genug dazu, um noch heute als ein zweyter Diogenes Aufsehen zu machen, wenn ihm nur ein guter Freund eine Tonne und einen zerrissenen Mantel, und der Himmel den Geist des Philosophen schenken wollte.

Tochter.

Sie werden ihm doch seine Armuth nicht zum Verbrechen machen?

Vater.

Die Armuth nicht, aber daß eine Frau ihn reich machen soll, diese Niederträchtigkeit ist es, die ich ihm nie verzeihe. Er mag Dir meinetwegen tief in die Augen gegnckt haben, aber noch viel tiefer hat er in den väterlichen Geldbeutel geguckt.

Tochter.

Ich weiß, daß Sie ihn des Eigennutzes bey seiner Bewerbung um mich beschuldigen. Aber wäre nur jede Liebe von niedrigen Absichten so fern, als die seinige!

Vater.

Der Mensch muß doch schlechterdings die Absicht haben, daß weder er noch sein Weib Hungers stirbt, und wovon will er, da er selbst kein Geld hat, wovon will er leben, als von dem Deinigen? Oder sollst Du ihm etwa betteln helfen, oder ihn und Dich mit Spinnen ernähren?

Tochter.

Hat er nicht Aussichten, ein Amt zu bekommen?

Vater.

Eben, weil er nur Aussichten hat, sollst Du ihn laufen lassen. Aussichten sind kein Heirathgut, und ein mannbares Mädchen, wie Du, darf mit gutem Gewissen so wenig einen Augenblick verlieren, in den Stand zu treten, zu welchem die Natur sie bestimmt hat, daß sie vielmehr von zwey Freyern, deren Einer sie heute schon, und der Andere erst morgen heirathen kann, bloß wegen dieses Umstands, bey übrigens gleichen Verdiensten, dem Ersten den Vorzug geben muß. Uebrigens laß auch Deinen Adolph

wirklich ein Amt bekommen, so ist noch sehr die Frage, ob er es auch mit Ehren bekleiden wird.

Tochter.

O gewiß wird er bey den Fähigkeiten, die ihm Niemand absprechen kann, sich jedem Geschäft gewachsen zeigen.

Vater.

Um Verzeihung! Ein solcher an seinen Fähigkeiten zweifelnder Niemand bin ich. Oder zählst Du es etwa unter die Fähigkeiten des Menschen, daß er nothdürftig liest und schreibt, daß er weiß, daß zwey Mahl zwey nicht fünf ist, und Dir in Voltaires und Rousseaus Muttersprache eine gesegnete Mahlzeit wünschen kann? Doch ich besinne mich. Der Wundermann ist ja gar ein Poet. Aber, lieber Himmel, welch ein Poet! Bey den neun Musen, ihrem Berg und ihrer Quelle, beym Apollo und bey dem Messer, womit er den Marsyas geschunden hat! nirgends ist Dein eigener Ausruf: Der arme Adolph! besser angebracht, als wenn man Verse von ihm liest. Ich weiß nicht, ob ein guter Poet immer

auch ein guter Geschäftsmann ist, aber das Gegentheil von jenem ist zuverläßig auch das Gegentheil von diesem. Und damit ich Dir Alles sage, bey dem armen Adolph macht mir der Poet auch den Menschen verdächtig. Es ist kein Einklang in seinen Versen, und also zuverläßig auch keiner in seiner Seele. Doch wofür streite ich mit einem unklugen Mädchen über das, was der Geck ist, und nicht ist, in den sie sich vergafft hat? Genug, er wird entweder nicht Dein Mann, oder wenn er Dein Mann ist, so höre ich auf, Dein Vater zu seyn.

Tochter.

O ich bin die Unglücklichste meines Geschlechts!

Vater.

Die Unsinnigste willst Du sagen.

Tochter.

Erbarmen Sie sich! Trennen Sie mich nicht von dem Manne, ohne den ich nicht glücklich seyn, ohne den ich gar nicht seyn kann.

Vater.

Du weißt die Bedingung, unter welcher Du ihm Dich noch heute an den Hals werfen kannst. Es ist ja eine Kleinigkeit, einen Vater aufzugeben, wenn man einen Mann, wie Deinen Auserwählten, dafür gewinnt.

Tochter.

Grausamer Hohn, der mir das Herz bricht!

Vater.

Freylich bricht man Euch das Herz, wenn man Euch den Eigensinn brechen will. Mit Recht hat man von jeher das Weib für das widersprechendste aller Geschöpfe erklärt. Wie leicht ist, wenn Ihr einmahl Weiber seyd, der rechtschaffenste Mann von Euch vergessen, wenn das Grab ihn bedeckt? Aber für den jämmerlichsten Liebhaber seyd Ihr jeden Augenblick bereit, Euch selbst lebendig begraben zu lassen. Denke Dir einmahl, der arme Adolph sey vier Wochen lang Dein Mann gewesen, und nicht Dein unerbittlicher Vater, sondern der eben so unerbittliche Tod habe ihn Dir geraubt.

Tochter.

Wollen Sie, will der biederste Mann der Stadt, daß seine Tochter, indem sie einem zweyten Antrage Gehör gibt, eine Treulosigkeit an ihrem ersten Liebhaber, dem sie Nichts vorzuwerfen hat, begeht?

Vater.

Besitzt denn der Mensch Dein Herz mit Recht? Doch was hilft alle Vernunft gegen eine Verkehrtheit, wie die Deinige? Höre also mein letztes Wort. Die Thorheit, einen Mann, wie Frank, auszuschlagen, will ich Dir, so unverzeihlich sie auch ist, verzeihen, und was noch unendlich mehr heißt, ich will sogar den Verdruß zu überwinden suchen, ein so verächtliches Geschöpf, als eine Unvermählte durch eigene Schuld ist, täglich vor Augen zu haben, und meine Tochter nennen zu müssen. Aber die Vermählte dieses armen Adolphs zu werden, diese noch zehn Mahl größere Thorheit kannst Du nur begehen, wenn Du allen Ansprüchen, die ein Kind an seinen Vater macht, entsagen willst. Entschließe Dich

also kurz. Willst Du mit dem Manne ziehen: so ziehe! Es bedarf weder einer Flucht, noch einer Entführung. Man soll Dir das große Thor im Hause öffnen. Alles, was Du Dein nennst, sollst Du mitnehmen, und selbst Dein mütterliches Erbe soll Dir bis zum letzten Heller ausgezahlt werden. Mit Einem Worte. Es wird Dir bey Deiner Vermählung Nichts fehlen, als der väterliche Segen.

T o ch t e r.

O schonen Sie mich, mein Vater! Meine Thränen mögen Ihnen sagen, wie tief Ihr Unwille mich beugt.

V a t e r.

Wie? Du beklagst Dich noch, wenn ich meinen liebsten Wünschen entsage, wenn ich Dir erlaube, die Hand eines der würdigsten Männer der Stadt zu verwerfen, und Dich nicht hindere, einem der unwürdigsten die Arme zu öffnen?. Freylich könnte ich noch mehr thun, wenn ich mir das Lob verdienen wollte, der ganz gehorsame Vater einer ungehorsamen Tochter zu seyn. Ich

könnte Deinen armen Adolph gerade so reich machen, als ich selbst bin. Ich könnte auf Deiner Hochzeit tanzen, oder was das Klügste wäre, ich könnte ganz aus der Welt hinauswandern, um Dir alle Umstände, die Du Ehren halber mit mir bey Deinem Liebeshandel machen mußt, zu ersparen.

Tochter.

Ich habe bey Allem, was Sie mir Schreckliches sagen, nur den einzigen Trost, daß ich Ihre Härte nicht verdiene.

Vater.

Freylich verdienst Du es nicht, daß ich auch durch bittere Arzneyen Deine Krankheit zu heilen suche. Aber habe die Güte, den harten Vater ausreden zu lassen. Es könnte, muß ich Dir noch sagen, der Frau des armen Adolphs, wenn sie es einmahl recht fühlt, daß sie die Frau des armen Adolphs ist, einfallen, einen Sturm auf das väterliche Herz versuchen zu wollen. Man hat ein hübsches Töchterchen, das man, weil es recht artig plaudern, und eben so artig

weinen kann, an den Großvater schickt, um auf den Knieen Verzeihung für die Mutter zu erbitten, oder man versucht sonst einen Auftritt aus einer rührenden Komödie mit ihm, und was ist leichter zu bewegen, als das Herz eines halbkindischen Graukopfs? Wisse also, meinen heutigen Entschluß wirst Du weder in Ein Mahl, noch in zwey Mahl zwanzig Jahren, wirst Du weder durch eigenes, noch durch Kinder-Gewinsel erschüttern. Ich bin allzunachsichtigen Vätern ein Beyspiel schuldig, und damit ich mich selbst gegen jede Schwäche verwahre, werde ich an Deinem Hochzeittage für immer über mein Vermögen verfügen. Sechs Mädchen, die sich ihre Männer nicht bloß mit den Augen, oder welches nicht viel besser ist, mit dem Herzen allein, sondern auch zugleich mit dem Verstand wählen, und bey dem wichtigsten aller Schritte das vierte Geboth nicht aus den Augen setzen, diese sechs klugen und tugendsamen Jungfrauen sollen von mir reichlich ausgestattet werden, und wenn ich sterbe, meine Erbinnen seyn.

Tochter.

Entziehen Sie mir immer Ihr Vermögen, aber verwunden Sie mein Herz nicht durch die Meinung, ich sey fähig, über mein Schicksal ohne Ihre väterliche Beystimmung, ohne Ihren väterlichen Segen zu gebiethen. Ist Ihr Widerwille gegen meine Liebe unüberwindlich, so soll Adolph noch heute erfahren, daß ich diese Liebe dem kindlichen Gehorsam zum Opfer bringe.

Vater.

Höre ich recht? Du bist entschlossen, dem treuen Schäfer den Abschied zu geben, ihm feyerlich und förmlich zu entsagen? Wunderbares Zusammenstimmen! An dem nähmlichen Tage entsagst Du ihm, an welchem auch er Dir, wenn nicht förmlich, doch beynahe entsagt. Lies hier den Brief, den ich diesen Morgen von ihm empfing. Wenn ich nur noch Einen Tag mit meiner Einwilligung zaudere, so heirathet er, wie er mir schreibt, die Tochter des Geheimenraths Lindner, weil der Vater durch seinen Einfluß

dem hungernden Adolph zu einem Stückchen Brot verhelfen will. Du kannst nun nicht länger zweifeln, wie er Dich liebt, und was er an Dir liebt, und hoffentlich hältst Du einen Menschen, der Dich dem lächerlichsten und verächtlichsten Geschöpf der Stadt aufopfert, keiner Thräne, und noch weniger einer Ohnmacht werth. Oder willst Du etwa, daß ich ihm schreibe, ich wolle ihm doppelt so viel Brot geben, als der Staat, wenn er die Barmherzigkeit habe, statt der Tochter des Geheimenraths die meinige zu heirathen?

Tochter.

Verzeihen Sie, mein Vater, wenn ich in diesem Augenblicke meinem Schmerz nicht zu gebiethen vermag! Aber ich hoffe, er wird Empfindungen weichen, die mir die ganze väterliche Liebe wieder gewinnen.

Vater.

Sage mir jetzt Nichts. Auch ich hoffe, daß mein liebes, gutes, verständiges Särchen ihren

Roman, den sie in diesem Augenblicke für höchst kläglich hält, in wenigen Wochen, wenn gleich mit einiger Schamröthe, vollkommen lustig findet, und wer wird dann glücklicher seyn, als ich? Höchstens Herr Philipp Gottlob Frank, angesehener Kaufmann allhier.

II.

Sind die Juden in der That witziger, als andere Völker?

Man erzeigt den Juden die Ehre, sie für witziger zu halten, als die Leute, die nicht ihres Glaubens sind, und hat sogar die Frage aufgeworfen, wie dieser Reichthum an einer sonst ziemlich seltenen Gabe sich erklären lasse. Ich meines Orts hätte den Fragenden kurz geantwortet: Die Erscheinung, deren Grund Ihr erforschen wollt, ist — nicht wahr, und die Lichtenberge und Ihresgleichen sind unter den Juden wenigstens so selten, als unter den Bekennern der christlichen Lehre. Man zeige mir doch einmahl die jüdischen Witzproben! Will man sich

etwa auf die Einfälle, die man hin und wieder von Juden erzählt, berufen: so braucht man wahrlich nur ein wenig Belesenheit, um zu wissen, daß eben diese, obendrein nicht immer glücklichen Einfälle zum Theil schon hundert Jahre und länger auf Rechnung christlicher Witzlinge im Umlauf waren. Ueberhaupt möchten wohl die Unterdrückten es am wenigsten seyn, bey denen man die Gabe des Witzes vorzugsweise zu suchen hätte, und ich finde daher gegen die den Juden beygelegte Meisterschaft in diesem Stücke, ob sie ihnen gleich zuweilen als Waffe gegen ihre unbilligen Verächter sehr zu gönnen wäre, schon in ihrer Lage einen Zweifelsgrund.

Bey dieser Gelegenheit ist es Pflicht, einer Sammlung, die vor Kurzem unter der Aufschrift Judenkirschen erschienen ist, mit verdienter Unehre zu gedenken. Man kann sich nichts Platteres und Abgeschmackteres denken, als den größten Theil der Späße, die man in diesem armseligen Buche, dessen Titel schon eine Albern-

heit ist, zusammengestoppelt findet, und wenn die elenden Einfälle in der That jüdischen Ursprungs wären, so würden sie nicht den Witz, sondern die Witzlosigkeit der Nachkommen Abrahams beweisen.

Sonderbar ist es übrigens, daß die gegen die Juden in der Regel immer noch zu wenig gerechten Christen ihnen von dieser Seite zuviel Gerechtigkeit widerfahren lassen. Oder wollen vielleicht Manche von ihnen sie bloß darum mit einem vorzüglichen Grade des Witzes ausgestattet wissen, weil der Witz in manchem Betracht eine Gabe ist, die man nur seinem ärgsten Feinde wünschen sollte?

III.

Ein alter und ein neuer neunzehnter October.

Magister Stifel, Prediger zu Lochau, in Sachsen, prophezeyte auf den 19. October 1533 den Eintritt des jüngsten Tags. Ohne Zweifel würde sich der ehrliche, obgleich wie mehrere Seinesgleichen zu Schanden gewordene Prophet nicht wenig freuen, wenn die Geschichte unserer Zeit ihn belehrte, daß der 19. October des Jahrs 1813 der letzte der berühmten drey Leipziger Schlachttage, und also auch eine Art von jüngstem Tage war. Bey der Kindheit, in welcher die Kunst zu prophezeyen offenbar noch liegt, ist Nichts leichter, als ein Welt-Ende und

das Ende einer Weltherrschaft mit einander zu verwechseln, und sich zugleich in der Zeit um eine Kleinigkeit von nicht vollen drey Jahrhunderten zu irren.

Uebrigens gründete sich die Weissagung unsers Magisters auf eine Rechnung, zu welcher ihm neben der Offenbarung Johannis die beyden biblischen Propheten Daniel und Hesekiel den Stoff geliefert hatten.

Einen mächtigen Gegner fand er an — Luther, der, ob er gleich selbst den jüngsten Tag nicht mehr weit entfernt glaubte, doch den prophezeyenden Stifel ausdrücklich ermahnte, wenn nicht seine Prophezeyung selbst, doch wenigstens den Tag ihrer vermeinten Erfüllung geheim zu halten. Vermuthlich sah der unsterbliche Kirchenverbesserer die Verwirrung voraus, die eine so allgemeinen Antheil erregende Nachricht, wie die Nachricht von dem Eintritt des jüngsten Tags ist, in den Köpfen des großen Haufens anrichten würde. In der That führte auch schon die bloße Prophezeyung eine Art von jüngstem Tage her-

bey. Zwar stiegen die Todten noch nicht aus ihren Gräbern, aber viele Lebendige stürzte die Angst hinein. Hatte gleich vor der Hand noch nicht die Welt, so hatten doch die Geschäfte auf ihr ein Ende. Man hörte auf zu kaufen und zu verkaufen, zu säen und zu pflügen, und die letzten Tage vor dem vermeinten allerletzten waren bey dem Ersterben aller Thätigkeit so gut als gar keine. Die kleine Zahl der Menschen, welchen die Furcht vor den Dingen, die kommen sollten, nicht alle Besinnung geraubt hatte, bekehrte sich übrigens in vollem Ernst, und Leute, die sonst am wenigsten nach dem Himmel fragten, gaben ihm jetzt die besten Worte.

So vielen Glauben aber auch die Prophezeyung fand, so dient doch der Umstand, daß Manche Alles, was sie hatten, verschenkten, zum Beweise, daß der Glaube, die Dauer der Welt und mit ihr der Werth der irdischen Dinge könnte sich auch noch über den 19. October hinaus erstrecken, noch nicht allgemein erloschen war.

Wie hätten sich sonst Leute finden können, die sich noch beschenken ließen?

Gewiß stimmt jeder Leser dieser Nachricht mit dem Verfasser derselben in dem frommen Wunsch überein, der Himmel möchte die Welt bis zu ihrem nahen oder fernen seligen Ende vor jeder Weltherrschaft bewahren, oder ihr wenigstens, wie im Jahr 1813, jedesmahl, wenn die Noth am größten ist, einen neunzehnten October zuschicken.

IV.

Die neue alt-deutsche Damentracht.

Entzückungsrede einer Dame.

Triumph, Ihr edlen deutschen Frauen, Triumph und abermahl Triumph! Die Gewalt eines Götzen, dem wir zu lange huldigten, um nicht bey der nächsten Gelegenheit von ihm abzufallen, ist endlich zernichtet. Nicht nur der Mächtige, auch die Mächtigen, nicht nur der weltbeherrschende Kaiser, auch die weltbeherrschenden Moden sind zugleich mit ihm von dem angemaßten Throne gestürzt. Nicht der heillose Krieg, nach seiner alten wilden Art, sondern der göttliche Friede hat uns bis aufs Hemd ausgezogen. Er entkleidet uns, aber nur, um

uns desto herrlicher wieder zu bekleiden. Die Trachten unserer ehrlichen Ur=Ur=Aeltermütter steigen aus den Flammen von Moskau, gleich dem Phönix, mit verjüngter Pracht hervor. Wahrlich, theure Schwestern! wenn Ihr auch nur Einen bärtigen Kosaken ungeküßt in seine kalte Zone habt zurückkehren lassen, so seyd ehrlich, und klagt Euch selbst des Undanks an. Wer fragt jetzt noch, wofür deutsche Männer mit starkem Arm kämpften, und deutsche Frauen mit schwachen Fingern Wundleinwand zupften? Errungen ist die weibliche Freyheit — neue Gewänder zu fordern. Die Sieger, die kaum, geschmückt mit grünen Reisern, heim zu ihren Häusern kehrten, kratzen im lorbergekrönten Kopfe, und schleichen seufzend in den Kaufladen, um den Stoff einzukaufen, der ihre Weiber und Töchter in lebendige Denkmahle der Leipziger Schlacht verwandeln soll. Ach! der friedlichste Kaufmann und der schwächlichste Schneider macht ihnen jetzt heißer, als zuvor der mächtige und erbitterte Feind, und mancher sonst muthige

Landwehrmann ist muthlos genug, heimlich zu klagen: Gütiger Himmel, hätten wir doch nur Paris nicht eingenommen! Die Mode, diese ächte Franzmänninn, rächt, indem unsere Weiber, als ob sie der Teufel selbst, und nicht ihre bisherige Lieblingsgöttinn wäre, ihren Dienst abschwören, ihr auserwähltes Volk an uns. Was ist, fährt das klägliche Klaglied fort, was ist Eure altdeutsche Tracht, Ihr Weiber, was ist sie anders, als eine neue Mode mehr, und wird es nicht, trotz dieser neuen Mode, beym Alten bleiben, daß man nähmlich, um ein ächtes deutsches Weib zu seyn, mehr französischen Sammt und Tafft, mehr englischen Cattun, mehr brabantische Spitzen, mehr holländische Leinwand, mehr italienische Blumen, und mehr türkischen Kasimir nöthig hat, als ein indischer Nabob bezahlen kann?

Was kann, meine edlen Schwestern! tröstlicher für uns seyn, als daß wir die Männer jetzt schon diese Sprache führen hören? Es ist die

Sprache der Entsagung, die ihnen allein in weiblichen Angelegenheiten geziemt. In der That, es wäre zum Verzweifeln, wenn sie in den Fall der französischen Moden die Moden überhaupt zu verwickeln, sich anmaßten. Lieber wollte ich mit unserem ganzen Geschlecht in den Stand der völlig kleiderlosen Unschuld zurückkehren, als dem Wechsel entsagen, der die Seele aller Kleidung und aller Weiblichkeit ist. Und dürfen wir, wenn wir auch diesen Kleider-Selbstmord an unsern Personen begehen wollten, dürfen wir, frage ich, in die Seelen unserer noch ungebornen Töchter das heiligste Recht, das Recht, sich heute so, und morgen anders zu tragen, abschwören? O unnatürliche Mutter, die fähig wäre, ein solches unerhörtes Gelübde der Armuth für ein Kind abzulegen, das noch gar keines ist! Die gelindeste Strafe, die ihrer wartete, wäre zuverläßig, daß sie, andern Frauen zur ernsten Warnung, statt der Mädchen lauter Knaben zur Welt brächte. Man frage das kleinste und unmündigste weibliche Geschöpf, sobald es

nur Nein sagen kann, ob es nicht lieber ungeboren geblieben, als zu dem schrecklichen Schicksal geboren worden wäre, in einem achtzigjährigen Leben voll Mühe und Arbeit sich nicht anders zu kleiden, als weiland Frau Catharina, geborene von Bore, verehlichte Luther, oder als das nicht fromme Gemahl des nürnbergischen Mahlers, Albrecht Dürer, oder als die Gräfinn von Gleichen, oder als eine der Weiber des Ritters Blaubart, oder gar als die treuen Weiber von Weinsperg, zur Zeit Kaisers Conrad, des Dritten. Man frage es, und man wird die Antwort hören.

Weg also mit den stehenden Buchstaben einer Volkstracht! Die Zeit der deutschen Trachten ist gekommen, aber nicht die Zeit Einer deutschen Tracht, und sollen wir selbst der Vielheit getreu bleiben, so muß vor allen Dingen das Wörterbuch deutscher Moden Adelungs und Campes Wörterbücher der deutschen Sprache wenigstens um das Doppelte an Umfang übertreffen. Und wie wäre es, wenn wir, um die

Franzosen auf die sinnreichste Weise zu demüthigen, jede unserer künftigen deutschen Trachten durch französische Schneider und Putzmacherinnen nicht etwa nur verfertigen, sondern sogar erfinden ließen? Könnte das stolze Volk auf eine für uns ehrenvollere Art gezwungen werden, endlich einmahl der ächten Deutschheit dienstbar zu seyn?

Was die Männer betrifft, um auch über diese noch ein Wort zu verlieren, so verweise ich sie mit ihrer übrigens feigen Furcht vor den Kosten der zur neuen gemachten altdeutschen Mode geradezu an die Großmuth des brittischen Parlaments. Hat dieses nicht durch seine Verwilligungen bereits schon aufs freygebigste für die durch den Krieg verunglückten Deutschen gesorgt, und wenn man in diese Reihe nahmentlich die deutschen Männer setzt, die unter den Kosten der jetzigen und künftigen weiblichen deutschen Volkstracht erliegen, welche deutsche Frau kann etwas dagegen haben?

Sollte indessen wider Vermuthen von dieser Seite die Hülfe etwas zu schwach erfunden werden: so laßt mich zeigen, daß es dem weiblichen Scharfsinn eine Kleinigkeit ist, den Vermögens-Umständen wieder aufzuhelfen, die der weibliche Leichtsinn zerrüttete. Muß man sich z. B., da die Männer bey jeder Gelegenheit ihre Galle gegen Alles ergießen, was man um seine Blöße zu decken nöthig hat, muß man, sage ich, sich nicht wundern, daß sie nicht längst für ihre Personen sich eines in ihren Augen so überflüßigen Unraths, als die Kleider sind, gänzlich entledigten, oder wenigstens, um das Kind nicht mit dem Bade auszuschütten, auf Einschränkungen bedacht waren, die ihnen die Pflicht, für unsere Kleider zu sorgen, unendlich erleichtern würden? Trägt z. B. der Mann gar keinen Hut, so kann er der Frau desto leichter zwey anschaffen. Um ferner wenigstens den größern Theil des Jahrs Schuhe und Strümpfe entbehren zu können, was gehört mehr dazu, als daß man ein Mann ist? Wie oft wirft endlich nicht Mancher freywillig

den Rock von sich? Und würde im Nothfalle ein altdeutsches Bärenfell den neudeutschen Mann nicht besser kleiden, als die spanisch-sybaritische Lämmerwolle? Doch was halte ich mich bey guten Mitteln auf, statt von dem besten zu reden? Wenn das ganze deutsche weibliche Geschlecht in diesem Augenblicke mit dem frommen Vorsatze schwanger geht, den französisch-englisch-griechisch-römisch-türkischen alten Adam auszuziehen, um sich mit dem rein-altdeutschen zu bekleiden, und von nun an, wenn nicht in einem neuen Leben, doch in einer neuen Tracht zu wandeln, müßten die Männer nicht die schlechtesten Wirthschafter von der Welt, und zugleich wahre Gegenfüßler des Herkules seyn, wenn sie bloß um der für Philosophen so gleichgültigen Gestalt willen sich weigerten, sich in unsere zwar abgelegte, aber wie sie selbst am Besten wissen, noch gar nicht abgetragene Seide und köstliche Leinwand zu kleiden?

Tausend Gründe zur Empfehlung dieses Wechsels erspare ich für eine andere Gelegenheit,

und gedenke jetzt nur des einzigen, daß, da ein Weib eher ihres Kinds, als ihres Kleids vergißt, jeder Mann, den seine Frau künftig in dem ihrigen erblickt, von ihr nicht viel weniger als ihr eigenes Ich geliebt zu werden, gewiß seyn darf.

V.

Blätter aus einem Gedenkbuche.

1.

Der Selbstmord.

Ein Mensch muß bis zur untersten Stufe der Erniedrigung herabgestürzt seyn, wenn selbst die Bessern ihm das Verbrechen der Selbstentleibung gleichsam als Pflicht zumuthen.

2.

Der Schmähsüchtige.

Der nichtswürdige Nundinator, klagst Du, höre nicht auf, Dich zu schmähen. Desto besser, mein Freund! Auf diese und keine andere Art pflegt der Mensch ehrlichen Leuten seine Achtung zu bezeugen.

3.

Gegen die Faulen.

Indem die Schrift verbiethet, dem Ochsen, der da drischet, das Maul zu verbinden, gebiethet sie zugleich, es dem Ochsen, der nicht drischet, zu verbinden.

4.

Die Wunder.

Friedrich den Großen nannte ein Dichter den Helden,

„Der keine Wunder glaubt,
Und selber Wunder thut."

Wahrlich, wenn der König im Geist gewißer Leute Wunder geglaubt hätte, er hätte zuverläßig keine gethan.

5.

Ungerechte Klage.

Statt darüber zu murren, daß man nur die kleinen Diebe hängt, solltet Ihr vielmehr dem Himmel danken, daß man nicht auch diese laufen läßt.

6.

Die neuen Pharisäer.

Wer sind die mystisch-philosophisch-poetischen Frömmlinge, Mucker und Kopfhänger unserer Zeit, wer sind sie anders, als die Herrherrsager, die Christus schon durch ein feyerliches Verdammungs-Urtheil vom Himmelreiche ausschloß?

7.

Die Fehde.

In der That, Freund Treulieb! ich begreife es nicht, wie Du Dich zu einer Fehde mit dem elenden Schmul herablassen konntest.

Treulieb.

Wer sagt denn, daß ich eine Fehde mit ihm habe? Durch ein Wegwerfen dieser Art würde ich mich freylich aller Achtung unwerth machen. Aber wenn ich meinen Sclaven peitsche, habe ich darum eine Fehde mit ihm?

8.

Große Männer.

Niemand, sagt ein französischer Schriftstel-

ler, ist ein großer Mann in den Augen seines Kammerdieners. Aber, lieber Himmel! wo sind denn die großen Männer, die einen Kammerdiener haben?

9.

Verbothene Bücher.

Mag man immer hundert Bücher, die geschrieben werden, verbiethen, wenn es nur nicht dahin kommt, daß man dafür andere hundert zu lesen gebiethet.

10.

Die Weisen aus Morgenland.

Unsere modischen abendländischen Weisen aus Morgenland pflegen, statt in die Fußstapfen ihrer drey Vorbilder, die den neugeborenen Weltheiland mit Gold und Weihrauch beschenkten, zu treten, selber Jagd auf Gold und Weihrauch zu machen, und nicht Gott, sondern sich wollen sie die Ehre geben.

11.

Lügen.

Die Lüge ist eine Schooßsünde der unbedeu-

tendsten Menschen, und da sie nur von Schwachköpfen geübt wird, und nur gegen Schwachköpfe mit Erfolg geübt werden kann, wenn gleich das niederträchtigste, doch das unschädlichste aller Laster.

12.

Mütterliche Erziehung.

Eine Mutter, die ihr Kind aus Büchern erzieht, oder es gar Miethlingen anvertraut, hält ihm pflichtvergessener Weise eine geistige Säugamme, statt ihm die eigene Brust zu reichen.

13.

Die Philosophen.

Wodurch unterscheiden sich die Philosophen des neunzehnten Jahrhunderts, von den Philosophen des achtzehnten?

Diese glaubten Nichts, und Jene glauben Alles.

14.

Der Poet und seine Verse.

In der That, die Verse des Pompus, seine Feinde selbst müßen es bezeugen, sind gar nicht

zu verachten, und nicht der Vater hat ſich der Kinder, ſondern die Kinder haben ſich des Vaters zu ſchämen.

15.

Gegen die groben Streiter.

Bengel ſind Waffen für — Bengel.

16.

Verzeihen.

Es gibt Fälle, in welchen Nichts unverzeihlicher iſt, als — das Verzeihen.

17.

Verfolgung der Narren.

Man höre nicht auf, gegen die Narren, die großen und die kleinen, die vornehmen und die geringen, mit allen möglichen Waffen zu kämpfen, und gönne ihnen keine Ruhe, als die beſte, nähmlich die ewige.

18.

Teufelsglaube.

Es wird immer Leute geben, die nicht an Einen Teufel glauben; aber täglich lernt man mehr an Viele glauben.

19.

Philosophie.

Bey dem guten Asmus sagt ein schlichter, ehrlicher Mann:

„Bin nicht für die Philosophey.“

Ich auch nicht.

20.

Wir und die Zeit.

Schicket Euch in die Zeit, denn es ist böse Zeit! befiehlt uns die Schrift. In die böse Zeit schicken wir uns nun freylich keineswegs, aber wir schicken uns desto besser für die böse Zeit.

21.

Das Recht.

Ein beschimpfendes Todesurtheil nicht vollziehen, wäre gegen den Verbrecher, insofern ihm nur noch ein Funke Ehrgefühl übrig ist, eine wahre Grausamkeit, und also hat ein Mensch, den man einmahl zum Galgen verurtheilt hat, ein Recht zu verlangen, daß man ihn auch aufknüpft.

22.

Freunde und Feinde.

Ich bin unaussprechlich stolz auf meine Freunde, aber noch tausend Mahl stolzer auf meine Feinde.

23.

Die Schmähschrift.

Der elenden Schmähschrift des nichtswürdigen Schmul, meint Ihr, hätte man die Erlaubniß zum Druck versagen sollen. Warum nicht gar? Wer wird ein Schaf an Ketten legen?

24.

Der Frauen-Freund.

Kaum können die Frauen, trotz meiner kleinen Scherze über sie, einen wärmern Freund haben, als mich. Zwar will es mir nicht gelingen, mich von dem Glauben los zu machen, daß es auch böse Frauen gibt. Aber ich halte selbst eine böse Frau für etwas Gutes.

25.

Die Frömmlinge.

Nichts ist mir verhaßter, als die behosten

Bethschwestern unserer Tage, die sich Philoso-phen und Poeten nennen.

26.

Die Kinder und ihre Lehrer.

Werdet wie die Kinder! sagt Christus, und in unsern Tagen würde er mit einem Blick auf gewiße Leute hinzusetzen: Werdet nicht wie ihre Lehrer!

27.

Die großen Männer.

O Ihr Erbärmlichen! möchte ich gewißen aufgeblasenen Lärmern zurufen, wenn Ihr nur erst Männer wäret, ehe Ihr Euch für große Männer haltet.

28.

Ablegung des Stolzes.

Da wir endlich einmahl einige rühmliche Thaten aufzuweisen haben: so hoffe ich, wir werden von nun an auch — unsern Stolz ablegen.

29.

Die Unberufenen.

Gewiße Leute, die sich zu Allerweltslehrern

aufwerfen, lehren mich Nichts, als — sie zu hassen.

30.

Der Uebergang.

Die Thorheit, Albernheit und Verkehrtheit eines Volks geht leicht in Verruchtheit über, und ein Abdera ist immer auf dem Wege, ein Gomorra zu werden.

31.

Die Lehrart.

Theodor.

Nach welcher Lehrart, mein Freund! unterrichtest Du Deine Kinder?

Philo.

Nach der ihrigen.

32.

Menschenliebe.

Die Menschenliebe ist, was man auch sagen mag, die allgemeinste aller Tugenden. Jeder Mensch liebt wenigstens Einen Menschen, der ihn freylich ein wenig nahe angeht, weil dieser Mensch — er selbst ist.

33.

Rechtliche Vorsicht.

Je weniger man Diebe aufknüpft, desto nothwendiger ist der Galgen, weil er gleichsam als eine Verwahrung des aus der Uebung gekommenen Rechts zu hängen da steht.

34.

Die Gläubigen.

Gewiße tiefdenkende Philosophen bilden sich ein, man könne nicht an Gott glauben, wenn man nicht zugleich auch an Hexen glaube.

35.

Die verkehrte Welt.

Ich erinnere mich, in meiner Jugend mich an Bildern aus einer sogenannten verkehrten Welt ergetzt zu haben, deren eines einen Schulmeister vorstellte, den die Knaben mit der Ruthe züchtigen.

In diese verkehrte Welt möchte ich gar zu gern gewiße Kinderlehrer unserer Zeit verbannt sehen.

36.

Das kleinste Haus.

Kein Haus ist kleiner in meinen Augen, als — das Tollhaus.

37.

Der Uebermuth.

Der Tyrann, unter dessen schimpflichem Joch die Welt so lange seufzte, wähnte ein Gott zu seyn, weil er — kein Mensch war.

38.

Der Reisende.

Theodor.

Nullus, der ewige Landstreicher, der nirgends zu Hause war, ist endlich doch noch in seinem Vaterlande gestorben.

Philo.

Ein Anderer mag gestorben seyn. Aber Nullus hat eine Reise in die Hölle gemacht.

39.

An die Wunderprediger.

Predigt mir so viel Ihr wollt, Ihr hocherleuchteten Seher und geistigen Goldmacher!

von Zeichen und Wundern, die Ihr gesehen habt. Ich werde keine Wunder glauben, so lange Ihr — nicht klug werdet.

40.

Neuerungen.

Der Umwälzungsgeist führt die Welt nicht vorwärts, sondern rückwärts, und bloß unsere Neuerungssucht ist schuld, daß wir ewig beym Alten bleiben.

41.

Allgemeinheit der Satyre.

Ich wollte, Liscov hätte Nichts geschrieben, als sein Lob der elenden Scribenten, und sich begnügt, durch dieses Lob mittelbar auch die Philippi und Sivers zu züchtigen. Man muß nicht Einen oder zwey Thoren, sondern alle zugleich bekriegen.

42.

Der Kampf gegen die Uebel.

Selten kann man dem größern Uebel entgehen, ohne sich einem kleinern zu unterwerfen. Wer nicht will, daß die Mäuse ihm sein Korn

fressen, muß seinen Abscheu gegen die Katzen überwinden.

43.

Die Lügner.

Wenn nur manche Leute sich nicht einbildeten, ich sey so einfältig, ihnen auch nur Ein Wort zu glauben! Es ist ein Anderes, Lügen anhören, und ein Anderes, sich belügen lassen.

44.

Die Lügen.

Sollte wirklich der Teufel der Vater der Lügen seyn? Ich kann mir unmöglich einbilden, daß von einem so schlauen Vater so gar dumme Kinder abstammen.

45.

Der Thurm von Babylon und die Philosophie.

Ist der Thurm von Babylon nicht ein treffendes Bild der Philosophie? Die Stolzen, die ihn bauen wollten, um in den Himmel zu schauen, wurden mit Sprachverwirrung gestraft.

46.

Der gelehrte Freystaat.

Der gelehrte Freystaat scheint bloß da zu seyn, um den Völkern die Monarchie zu empfehlen.

47.

Die Schriftstellerinnen.

Die erste Schriftstellerinn der Welt wäre meine letzte Frau.

48.

Schriftsteller-Frage.

Wenn ich einen Pfeil in die Luft schieße, und ein Unsinniger hebt ihn auf, um ihn seinem Nachbar in's Herz zu drücken, kommt die That auf meine Rechnung?

49.

Die Wahrheit und die Großen.

Wie soll man es manchen Großen recht machen? Sie halten es für einen Frevel, wenn man sie belügt, und wollen doch auch nicht dulden, daß man ihnen die Wahrheit sagt.

50.

Weiber-Schönheit.

Otto.

Lieber eine häßliche Frau, die Verstand hat, als eine schöne Närrinn!

Julius.

Mein guter Otto, eine schöne Frau ist nie eine Närrinn.

51.

Die neuen Apostel.

Die alten Apostel konnten dem Christenthum kaum wesentlichere Dienste leisten, als in unsern Tagen ihre unberufenen Nachfolger. Wer zweifelt noch, daß durch die Hölle selbst eine Lehre nicht erschüttert werden kann, die trotz solcher Verkündiger besteht?

52.

Der eingebildete Hagestolz.

Der einfältige Balbus bildet sich ein, weil er kein Weib genommen hat, es sey kein Mensch klüger, als er.

53.

Die Kunststümper.

Ich glaube, die armen Musen haben Nichts zu thun, als sich ihrer ungerathenen Söhne zu schämen.

54.

Der Verunglimpfer.

Armer Baldrian! bilde Dir nicht ein, mich böse zu machen, wenn Du von einem Klopstock, oder Wieland, noch nach ihrem Tode mit dummer Geringschätzung sprichst. Verunglimpfe die Unsterblichen, so viel Du willst. Dich werde ich darum nicht schelten. Aber sie wirst Du mir erlauben, todte Löwen zu nennen.

55.

Auf gewiße Freunde.

Ich werde mich glücklich schätzen, wenn mir von meinen Feinden nicht mehr Böses widerfährt, als Gutes von gewißen Freunden.

56.

Der Streit.

Paul.

Dein Gegner, mein guter Lucius! ist ein

Schwachkopf, und ich dächte also, Du strittest nicht länger mit ihm. Ist man etwa ein Herkules, wenn man eine Fliege todtschlägt?

Lucius.

Ich will kein Herkules seyn. Aber ich schlage die Fliege todt, um Ruhe vor ihr zu haben.

57.

Der Vielschreiber.

Ich fürchte mein Freund! das Publikum pflegt bloß darum so wenig von Dir zu lesen, weil Du so viel schreibst.

58.

Götter und Dichter.

Die Dichter sollten zum Vortheil ihrer Werke den Göttern auch darin gleichen, daß sie sterblichen Augen unsichtbar wären.

59.

Umgang mit Aerzten.

Ich meide darum den Umgang mit Aerzten, weil ihre Gegenwart zur Unzeit mich nöthigt, wenn nicht an den Tod, doch an das Schlimmere, an das Kranksеyn zu denken.

60.

Narren-Kur.

Man sollte doch denken, Niesewurz und Swift könnten einen Narren heilen.

61.

Der Muth.

Es ist kein Mensch ohne Muth, weil man ohne Muth schlechterdings nicht leben kann.

62.

Einfall eines Armen.

Wie glücklich könnte mein reicher Nachbar seyn, wenn sein Geld — mein wäre!

63.

Der Vergleich.

Ich schlage Dir einen Vergleich vor, mein guter Moro! von dem Du nicht läugnen kannst, daß er im höchsten Grade billig ist. Sey nicht mehr lächerlich und ich will nicht mehr über Dich lachen.

64.

Schriftsteller-Reue.

Der schreibsüchtige Lelio schreibt ein zweytes

Buch, um der Welt zu sagen, daß er bereue, das erste geschrieben zu haben.

65.

Die Märterer.

Es gibt nicht nur Märterer der Tugend, es gibt auch Märterer des Lasters, und manche Leute lassen sich tausend Mahl lieber aufknüpfen, als daß sie ehrlich sind.

66.

Die Schwelger.

Viele Menschen müßen bloß darum sich todt hungern, weil andere sich todt essen.

67.

Bücher-Schicksal.

Auch ein schlechtes Buch kann, wie wir täglich sehen, Beyfall finden, aber ein gutes muß ihn finden, und eben daher ist es nicht immer das Verdienst des Schriftstellers, wenn er gefällt, aber es ist schlechterdings seine Schuld, wenn er mißfällt.

68.

Weibliche Zärtlichkeit.

Nicht, wie die Weiber einiger indischen Völ-

ker, mit ihrem todten, wohl aber mit ihrem lebendigen Manne ließe sich manche europäische Frau gern verbrennen.

69.

Der einzige Friede.

Es gibt keinen andern Friedens-Engel, als den Todes-Engel.

70.

Denken und Schreiben.

Man kann nicht füglich denken, ohne daß man schreibt. Aber man kann, wie man täglich sieht, recht füglich schreiben, ohne daß man denkt.

71.

Die Maulchristen.

O Ihr Maulchristen unserer Tage! nie werdet Ihr mich bereden, daß Ihr auch Herzenschristen seyd, und Eure Frömmigkeit erinnert mich immer an die neueste Geschichte eines bekannten Volks, das gerade am rasendsten war, als es — der Vernunft einen Tempel baute.

72.

Die Dichterinnen.

Ich schätzte es mir zur Ehre, jede Schöne zu besingen, nur nicht eine, die mich wieder besingen kann.

73.

Eitelkeit.

Bist du eitel auf einen Gedanken, mein Freund! so streiche flugs ihn aus. Er ist die Geburt eines Schwachkopfs.

74.

Erlangte Ehre.

Nicht angeborne, sondern erlangte Würden sind schwer zu ertragen. Nicht bey dem Edelmanne von Geburt, sondern bey dem Neugeadelten findet man den unerträglichsten Adelstolz, und man sollte daher nie die Väter, sondern die Kinder, und zwar diese wenn nicht in Mutterleib, doch schon in der Wiege adeln.

75.

Der Weiberfeind.

Ernst.

Du bist wahrlich ein ausgemachter Weiberfeind, mein guter Wilibald!

Wilibald.

Nichts weniger, mein Bester! Ich habe nicht das Herz, einer zu seyn.

76.

Gute und Böse.

Nichts ist so wahr, als daß es keine Glückseligkeit ohne Tugend gibt. Gott läßt freylich, wie die Schrift sagt, seine Sonne über Gute und Böse scheinen. Aber die Bösen sind unfähig, sich ihres Scheins zu erfreuen.

77.

Ungültiges Rühmen.

Brüste Dich nicht so mein Freund! daß allenfalls Deines Nächsten Geldbeutel vor Dir sicher ist. Du sollst nicht stehlen! ist nicht das einzige Geboth.

78.

Belohntes Verdienst.

Verdienste belohnen, heißt nicht selten, sie unterdrücken, und Mancher hört von dem Augenblick an auf, ein achtungswürdiger Mann zu seyn, in welchem er dafür erkannt wird.

79.

Die Mittelmäßigkeit.

Nicht die schlechten, sondern die mittelmäßigen Schriftsteller sind die unerträglichsten, weil sie nicht lächerlich sind.

80.

Heucheley und Dummheit.

Der dumme Heuchler! Er ist nicht nur ein Wolf in Schafskleidern, er ist auch ein Wolf mit einem Schafskopf.

81.

Simplicissimus.

Der bekannte Simplicissimus, welcher einen der ersten deutschen Romane ans Licht treten ließ, fährt auch in unsern Tagen noch fort, die Welt mit Romanen zu beschenken, die aber tief

unter seinem ersten Versuche stehen, und eben daher seinem wahren Nahmen, den er übrigens völlig abgelegt hat, und bald gegen diesen, bald gegen jenen vertauscht, desto mehr Ehre machen.

82.

Mävius und die Preßfreyheit.

Ob wohl der hungrige Mävius darum so für die Preßfreyheit eifert, weil es ohne Preßfreyheit für ihn keine Freßfreyheit gibt.

83.

Die Wittwe.

Die gute Clelia wird, wie man vernimmt, nächstens eine Satyre auf ihre eigene Wittwen-Verzweiflung machen. Sie wird — sich wieder verheirathen.

84.

Der höchste Ruhm.

Dein Ruhm, mein Freund! hat noch nicht die größte Höhe erreicht, wenn Dir bloß die Gerechtigkeit den Kranz aufs Haupt setzt. Der Neid muß ihn Dir herunter reißen.

85.

Der Dichter und sein Wirth.

„Warum so still mein Freund? Ich möchte gern ein Paar lustige Einfälle von Dir hören.“

Ich habe keinen Witz für Dich, sondern nur wider Dich.

86.

Weibliche Dichtkunst.

Ich bleibe dabey, daß die Kunst, wodurch sich Sappho unsterblich machte, gegen die weibliche Bestimmung ist, und ich würde die neun Musen aus dem Hause jagen, wenn sie — meine Töchter wären.

87.

Der Ruhm.

Der Ruhm ist ein beschwerliches Glück.

88.

Freunde.

Wer sich rühmt, viele Freunde zu haben, in dem erkenne ich einen Menschen, der leicht zu betriegen ist.

89.

Entbehrlichkeit der Freunde.

Bist Du Dein eigener Freund, so bedarfst Du keiner Freunde. Bist Du es nicht, so hast Du keine.

90.

Die Lobpreiser des Mittelalters.

Den lärmenden Schwärmern, die in unsern Tagen so ernstlich und so lächerlich das Mittelalter wieder herbey wünschen, und sogar durch ihre albernen Bemühungen es zurückführen zu können, träumen, diesen weiß ich Nichts Besseres zu wünschen, als daß sie — im Mittelalter geboren seyn möchten, und ich müßte mich sehr irren, wenn nicht alle vernünftigen Leute in diesen frommen Wunsch einstimmten.

91.

Die Riesengeister.

Nirgends ist Don Quixots Irrthum, Windmühlen für Riesen anzusehen, gemeiner, als bey den Leuten, die es sich zum Geschäft machen, die deutschen Schriftsteller zu würdigen.

92.

Schriftsteller-Bewunderung.

Wir bewundern oft einen Schriftsteller aus keiner andern Ursache, als weil er uns nicht gefällt.

93.

Satyren gegen Frauen.

Eine Frau kann über jede gegen sie gerichtete Satyre lachen, wenn sie nur in ihrem Spiegel keine liest.

94.

Der Alte und sein Arzt.

Ein Alter, der den Arzt rufen läßt, zeigt diesem ein großes Vertrauen. Er glaubt, er wisse nicht nur Mittel gegen die Krankheiten, sondern eins gegen den Tod.

95.

Auf gewiße Bücher.

Ich habe schon manches Buch mit Vergnügen gelesen, das ich nicht geschrieben haben möchte.

Bayerische Staatsbibliothek München

96.

Mit den Wölfen heulen.

Statt den Leuten den heillosen Rath zu geben, mit den Wölfen, wenn sie unter ihnen sind, zu heulen, rathe ich ihnen lieber, bleibt von den Wölfen weg, damit Ihr nicht mit ihnen heulen müßt. Ohnehin heult man nicht lange mit den Wölfen, ohne selbst ein Wolf zu werden.

97.

Die Sterblichkeit.

Wir sind Alle vogelfrey, und wer es nicht glaubt, denke nur an seine Sterblichkeit und an den Tod.

98.

Die Bethbrüder.

Man sollte die Kirchengebethe mit einem vermehren, dessen Aufschrift wäre: Gebeth für die Leute, deren Bethen eine Sünde ist.

99.

Wichtigkeit der Geistesbildung.

Wer ist schuld, als der Kopf, wenn das Herz Nichts taugt?

100.

Jedem das Seinige!

Jedem das Seinige! Also dem Schurken den Strick, und dem Narren die Geißel!

101.

Die freundlosen Fürsten.

Wenn es wahr ist, daß Fürsten keinen Freund haben können, so weiß ich nicht, ob sie darum so sehr zu beklagen sind. Es ist besser, nie einen Freund gehabt haben, als nur ein Mahl in seinem Leben von einem betrogen werden. Und wer erfuhr nicht dieses Schicksal? Wie Viele zählen endlich eine Menge Freunde, ohne einen einzigen zu haben!

102.

Schiller, als Verfasser der Räuber.

Schillers Räuber haben zuverläßig bey einer gewißen, und zwar der größern Gattung von Lesern, das Glück seiner spätern, und mithin derjenigen seiner Werke, die ihm allein einen Anspruch an die Unsterblichkeit geben, gegründet, und sicher hätte man diesen kaum Gerechtigkeit

widerfahren lassen, wenn er mit ihnen begonnen hätte. Man läßt sich den Wallenstein und den Wilhelm Tell gefallen, weil man früher über den Franz Moor in ein Kraft-Entsetzen gerieth, und die Gesellschaft der Spiegelberge und Schufterle ergetzlich fand, und schwerlich singt man das Reiterlied, ohne die angenehme Erinnerung, daß von dem nähmlichen Dichter auch das beliebte Räuberlied herrührt.

103.

Mißtrauen.

Traust Du von drey Menschen keinem, so hast Du vielleicht, traust Du allen, so hast Du gewiß Unrecht.

104.

Die Schwachen.

Weg mit den Menschen die man zu leicht gewinnt! Die Nuß ist gewiß wurmstichig, die sich ohne Mühe knacken läßt.

105.

Der Haß.

Für den Menschen, wenn es gleich die Wenig-

sten gestehen, ist der Haß ein Bedürfniß und ein Genuß, und ich selbst möchte lieber nicht lieben, als nicht hassen können.

106.

Der Zweykampf.

Man hat oft gegen den Zweykampf, der überhaupt meistens aus einem schiefen Gesichtspunct betrachtet wird, eingewendet, daß er dem Beleidiger gleichen Vortheil mit dem Beleidigten einräume. Aber offenbar liegt ihm die schöne Voraussetzung zum Grunde, daß nothwendig die gerechte Sache siegen müße.

107.

Die Spottfeindinnen.

Die Frauen, die es nicht ertragen können, wenn man der Schwachheiten ihres Geschlechts gedenkt, sollten zuerst ihren Unwillen gegen den Moses richten, weil er der Nachwelt den Sündenfall erzählte.

108.

An die Verbesserer.

Wollt Ihr im Ernst durch verbessern Gutes

stiften, und liegt Euch mehr die Sache, als eitler Ruhm am Herzen: so gleicht dem Zeiger an der Uhr. Ohne Geräusch, und ohne daß das Auge wahrnimmt, daß er sich bewegt, gelangt er zum Ziele.

109.

Cato, ein Selbstmörder.

Den Vertheidigern des Selbstmords ist es um dieses Lasters willen lieb, daß auch Cato ein Selbstmörder war. Mir aber ist es um Catos willen leid.

110.

Die Philosophie und die Philosophen.

Bey dem heutigen Unwesen, das von einigen Philosophen getrieben wird, dringt sich mir oft der fromme Seufzer aus dem Herzen hervor: Könnten wir doch nur eine Philosophie ohne Philosophen haben!

111.

Geschliffene Menschen.

Es verhält sich mit den Menschen umgekehrt,

wie mit den Diamanten. Je beſſer ſie geſchliffen ſind, je weniger durchſichtig ſind ſie.

112.

Die Wunderthäter.

Warum lacht Ihr über gewiße eingebildete Weiſen, die ſich die Kraft, Wunder zu thun, zuſchreiben? Haben ſie doch einen Todten, der ſchon länger als ein halbes Jahrhundert im Grabe lag, wieder auferweckt. Den — Aberglauben.

1815.

Erste Abtheilung.

I.

Volkstrachten.

Ich bleibe dabey, Nichts ist zweckloser, als die Forderung einer Volkstracht, und verhaßt sind mir die ewigen Vorschläge, die sich mit diesem unbedeutendsten aller Gegenstände beschäftigen. Ihr wollt Philosophen, und also Leute seyn, die nach dem Sprichwort sich aller Sorgen entschlagen, und doch macht Ihr die elende Sorge, wie und womit Ihr Euch kleidet, zu einer öffentlichen Angelegenheit.

Der Hottentotte und der Wilde überhaupt hat eine Volkstracht. Aber eines gesitteten Volks ist es würdig, seine bisherige Freyheit

nicht gegen eine knechtische Abhängigkeit von einer einzelnen Form zu vertauschen. Wenn es zur Selbstständigkeit eines Volks gehört, seine eigene Tracht zu haben, so gehört es auch zur Selbstständigkeit des Einzelnen, sich nur nach seiner Weise zu kleiden, und statt einer Volkstracht sollte man also eine Personentracht predigen. Am sonderbarsten aber ist es, daß wir Deutschen nach einem Vorzuge streben, den wir längst besitzen. Es ist nicht zu läugnen, wir tragen in der Regel französische Kleider. Aber wir tragen diese Kleider erst, wenn die Franzosen längst aufgehört haben, sie zu tragen, und haben wir also nicht immer unsere eigene Kleidung, nähmlich eine, die außer uns kein anderes Volk in der Welt trägt? «

II.

Armen-Anstalten.

Zuviel für die Armuth sorgen, Ihr Gutherzigen! heißt sorgen, daß die Leute arm werden. Man hat vor etwa dreyßig Jahren angefangen, die häuslichen Almosen zu untersagen, und dafür die öffentlichen einzuführen. Ich würde es gerade umkehren. Man muß es dem Bettler nicht zu bequem machen, und dem Publikum, und noch vielmehr dem Einzelnen, wird es zuverläßig leichter, als dem Staate, zu entscheiden, wo eine milde Hand, und wo eine strafende nöthig ist. Mit Einem Worte, man sollte so viele Armenpfleger bestellen, als es Leute gibt, die Barmherzigkeit üben können, und Barmherzigkeit üben kann der Arme, wie der Reiche.

III.

Klingers Werke.

Klingers Werke, von welchen, gewiß zur Freude des bessern Publikums, die Ostermesse 1815 nach einer langen Pause vier neue Theile lieferte, sind ein Spiegel, aus welchem jedem reinen Auge der ächte deutsche Geist treu und unverzerrt entgegen strahlt. Nur Schriften, wie diese, deren herrschender Character Klarheit und Besonnenheit ist, und deren Sinnbild ein der Vernunft, der Schönheit und dem guten Geschmack opfernder Genius seyn sollte, nur solche Schriften, sage ich, können uns zu der Behauptung berechtigen, daß wir in die Reihe der sich

durch geistige Erzeugniße auszeichnenden Völker gehören. Möchten wir des Geschenks, mit welchem einer der edelsten Geister sich um seine Zeitgenossen und um die Nachwelt verdient macht, uns bald vollständig erfreuen dürfen, und möchte durch diese und ähnliche freundliche Erscheinungen das fratzenhafte Gespenst einmahl gänzlich verbannt werden, das noch immer unter dem Nahmen Poesie auf dem deutschen Boden herumpoltert, um den rohen Haufen mit Schätzen zu äffen, in welchen der Unverblendete Nichts als Schutt und Steine, welke Blätter und Unsauberkeiten entdeckt!

IV.

Satans Urtheil über weibliches Bücherschreiben.

In Klingers Faust sagt Satan zu dem Helden, um ihm zu zeigen, welch ein verderbliches Geschenk er der Welt durch die Erfindung der Buchdruckerkunst gemacht habe:

„Wahrheit, Einfalt und Religion werden die Menschen mit Füßen treten, um ein Buch zu schreiben, das einen Nahmen mache, und Gold einbringe. Ja, so weit wird dieses aufgeblasene Geschlecht hierin den Wahnsinn treiben, daß sogar ihre Weiber — hört es alle, Ihr Kräfte und Geister der Hölle! — daß sogar ihre Wei-

ber Bücher schreiben werden. Ihr kennt die eitlen Töchter Evas, und ich brauche Euch nicht zu sagen, was dieses für verzerrte Ungeheuer aus ihnen machen muß."

Was läßt sich zu diesem unzarten, eines ächten Fürsten der Finsterniß würdigen Absprechen des Teufels Anders sagen, als daß der Teufel — ein rechter Teufel ist? Und kann man es anders als loben, wenn von nun an die Nadel vor jeder weiblichen Hand ruhig liegt, dafür aber ein Gänsekiel vor keiner mehr sicher ist? Bey der griechischen Sappho, und ihren hundert deutschen Schwestern! wäre ich ein Frauenzimmer, man sollte meinen Nahmen wenigstens drey Mahl in jedem Meßverzeichniße lesen. Wer wird es sich nicht zum Geschäft machen, dem Teufel zu trotzen, und Alles zu thun, was dem schwarzen Unhold und Evasverführer und Weiberfeind zum Aergerniß gereicht? Und mag man von noch so vielen Weibern behaupten, daß sie des Teufels wären

jede Wilhelmine Maisch=Müller, kurz Jede, die mit Hülfe der Faustischen Erfindung dem Ruhme nachstellt, erklärt dem Teufel den Krieg, und wer kann es also noch wagen, sie sogar einer Gemeinschaft mit ihm zu zeihen?

V.

Die Heirathen am Sterbebette.

Es geschieht zuweilen, daß sich ein Paar in dem Augenblicke trauen läßt, in welchem der eine Theil des Furchtbaren gewärtig ist, der mit den Banden des Lebens auch die Bande, die Mann und Frau verknüpfen, wieder auflöst.

In diesem Falle ist also ein Sterbebett der Traualtar, und diese wenigstens halb schon im Himmel geschlossenen, gewöhnlich kinderlosen Ehen sollen, weil sie in der Regel nicht einmahl die sogenannten Honigmonate dauern, und ihr Anfang zugleich ihr Ende ist, meistens ganz erträglich ausfallen. Wer kann nicht eine Stunde,

oder im Nothfalle einen Tag lang der beste Mann, oder die beste Frau von der Welt seyn? Aber das Nähmliche ein halbes Jahrhundert lang zu seyn, kann man bloß — versprechen. Das schöne Geschlecht insbesondere muß diese Augenblicks-Bündniße den ewigen, zu welchen man es zwingen will, unendlich vorziehen. Welch ein angenehmer Wechsel, Braut, Frau und Wittwe an einem Tage zu werden, und den Schmuck der ersten mit der Trauer der letzten zu vertauschen! Ueberhaupt, da die meisten Ehen bloß darum verunglücken, weil sie zu lange dauern, warum hilft man dem Uebel nicht ab? Was ist leichter, als das, was zu lange dauert, verkürzen? Oder soll der Tod allein das Recht haben, eine Ehescheidung ohne gerichtliche Weitläuftigkeiten vorzunehmen, und muß gerade Himmel und Erde, oder Hölle und Erde zwischen Mann und Frau treten, wenn sie höchstens sich hundert Meilen weit von einander sehnen? Wenigstens sollte man, wenn man ja nicht jedem Ehepaar das Recht, sich nach Gefallen die Liebe, und mit ihr

jede andere Verbindung gleich einer Hausmiethe aufzukündigen, zugestehen will, in der Ehe, wie in den Klöstern, ein Noviciat einführen, und der guten Folgen dieser weisen Einrichtung könnte man um so gewißer seyn, je angemessener sie der menschlichen Wandelbarkeit ist.

VI.

Ehrlichkeit in Norwegen.

Norwegen, welches, so klein auch sein Gewicht auf der Völker-Wagschale seyn mag, doch in der neuesten Geschichte eine Zeitlang die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog, hat sich von jeher durch den Edelsinn und die Rechtlichkeit seiner Bewohner ausgezeichnet, und folgendes kleine Ereigniß, das der Ritter von Zimmermann erzählt, kann zum Beweise dienen, wie sehr man im Lande selbst diesem öffentlichen Character vertraut.

Ein Fremder sah auf seiner Reise durch die Gebürge einen Mantelsack auf der Landstraße lie-

gen, und sprach zu seinem Fuhrmanne: Hier hat Jemand seinen Mantelsack verloren.

Wahrscheinlich, antwortete der Fuhrmann, konnte der Reisende, dem er gehört, ihn nicht fortbringen, und deswegen ließ er ihn hier liegen.

Einen Mantelsack auf öffentlicher Straße liegen lassen, erwiederte der Fremde, ist doch ziemlich gewagt.

Keineswegs, versetzte der Fuhrmann. Wer wird in Norwegen einen Mantelsack stehlen?

VII.

Der schreibende Pöbel.

Hüte Dich doppelt vor einem schlechten Menschen, wenn der schlechte Mensch zugleich ein Poet ist! Ueberhaupt, wer den Menschen in seiner tiefsten Erniedrigung kennen lernen will, würdige einmahl eine gewiße Gattung von Schriftsteller seiner Beobachtung. Beleidige den ärgsten aller Tyrannen, und es ist möglich, daß er Dir verzeiht. Aber tadle auf die sanfteste Art den elendesten Klingelreimer, oder spiele nur von fern auf die langen Ohren eines bücherrichtenden Midas an, und vergiften ist die kleinste Rache, vor welcher Du Dich

zu hüten hast. Der Klingelreimer glaubt mehr als ein Petrarch, und der im Zeitungssold stehende Midas wenigstens ein doppelter Lessing zu seyn. Der Dienst der Musen ist bey Vielen Nichts als ein Belialsdienst, und ganze Scharen nehmen ihren Weg zur Hölle über den Helikon, und besteigen den Pegasus, um — zum Teufel zu reiten. Die Tinte manches Sudlers ist nicht so schwarz, als sein innerer Mensch, und kaum kann ein Meuchelmörder seinen Dolch in einer frevelhaftern Absicht schleifen, als der schreibende Bösewicht seine Feder schneidet. Wo gibt es endlich gröbere Heuchler, frechere Lästerer, kriechendere Schmeichler, bösartigere Verleumder, wo findet man mehr schmutzige Habsucht, mehr trotzigen Bettelstolz, mehr wahnsinnige Aufgeblasenheit, wo ist der Neid gelber, wo ist die Galle schwärzer, wo ist der Eigendünkel blinder, wo ist die Wuth schäumender, wo ist das Gefühl für das Gute, und Schöne, für Recht und Wahrheit stumpfer, als unter den Menschen,

die nicht erröthen, sich der Welt als ihre Lehrer aufzudringen, und mit den edelsten Geistern um die Palme des Ruhms zu kämpfen? Kann in solchen Herzen auch nur eine Aftermuse wohnen? Und wäre es nicht zu wünschen, es würde gar nicht mehr geschrieben, da das Schreiben viel öfter die Schreibenden schlimmer, als das Lesen die Lesenden besser macht?

VIII.

Ueber das Verbessern fremder Gedichte.

Man soll, gebiethen gewiße Bücherzeitungsschreiber, kein Gedicht besser machen, das man nicht selbst gemacht hat. Und wenn man nun die gestrengen und weisen Herrn fragt: Warum nicht? Was werden sie antworten? Läßt sich irgend ein Fall denken, in welchem Bessermachen eine Sünde wäre? Wer verliert dabey, wenn man ein Gedicht verbessert? Niemand. Und wer gewinnt dabey? Jedermann. Es ist doch wohl kein Unglück, wenn man zwey Gedichte statt Einem erhält, insofern jedes gut, und nur eines besser als das andere ist? Oder begeht der Ver-

besserer etwa ein Unrecht an dem Verfasser? Dieser hätte nur in dem Falle Ursache zu einer Beschwerde, wenn durch das verbesserte Gedicht seine Urschrift vernichtet würde. Aber warum soll nicht neben dem ächten Logau auch ein von Lessing und Ramler verbesserter bestehen können? Wer hat etwas gegen die Beurtheilung eines Gedichts? Und gibt es eine bessere und lehrreichere Beurtheilung, als diejenige, die statt bloß Fehler anzuzeigen, sie zugleich verbessert? Freylich wird durch diese Beurtheilung noch mehr, als durch jede andere, die Eitelkeit des Dichters beleidigt. Aber wer wird diese in Schutz nehmen? Haben endlich nicht selbst manche, nnd zum Theil sehr vorzügliche und berühmte Dichter ihre Werke einer fremden Feile unterworfen? Wie vielen Antheil hat nahmentlich Voß nach seiner eigenen Erzählung an der Vollendung der Gedichte seines unvergeßlichen Freunds Hölty Wenn also irgend ein Meister der Kunst dem guten Geschmack des Publikums seine Achtung dadurch beweist, daß er keine denselben beleidi-

gende Flecken dulden will: so denke ich, sollten die Urtheilsprecher, wenn auch ihrem Geschmack die eigenen Flecken eines Dichters lieber sind, als Schönheiten, die eine fremde Haud ihm leiht, doch wenigstens die Bescheidenheit nicht gegen den Mann vergessen, der durch seine Bemühungen Niemand beeinträchtigt, und Alle verpflichtet, die von den Rechten der Kunst bessere Begriffe haben, als manche Richter derselben, und welchen es daher nicht einleuchten will, daß man z. B. einen Günther nicht verbessern dürfe, wenn man — nicht Günther selbst ist.

IX.

Die Armuth.

Armuth ist ein Glück ohne Neid. Der Arme hat keinen Feind, und alle guten Menschen zu Freunden. Er wird von keinem Schmeichler verdorben, und hört immer nur die Wahrheit. Wer sollte einen Menschen belügen, bey dem Nichts zu gewinnen ist? Er fürchtet weder Kriege, noch Staatsumwälzungen, und ob Napoleon die Welt, oder die Insel Elba beherrscht, oder gar der Gefangene der Feinde ist, deren Nacken er unter sein Joch beugen wollte, was kümmert es den Glückseligen, der für kein Eigenthum zu zittern braucht, und weder Macht, noch Rang zu ver-

lieren hat? Kein Erbe harrt auf seinen Tod, und wen kann sein Mädchen lieben, als ihn selbst, da er kein Geld zum Nebenbuhler hat? Das Haus, das er bewohnt, steht in Flammen. Er verläßt es, und hat Nichts verloren. Geht selbst das Vaterland zu Grunde, die ganze Welt ist das Vaterland des Beneidenswerthen, der an jedem Ort wieder findet, was er in der Heimath verließ. Wirft er endlich einen Blick in jenes Leben, wie muß er dann erst seine Armuth segnen! Schon die Bibel verheißt ihm den Himmel vor dem Reichen, und darf man sich wundern, wenn der kleinere Sünder vor dem größern selig wird? Nur in den Umstande gleichen unglücklicherweise die meisten Armen den Reichen, daß sie — mit ihrem Lose nicht zufrieden sind.

X.

Geheime Nachrichten aus einem Schlaraffenlande.

Die Pracht der Könige in diesem Lande läßt sich in unserer Sprache gar nicht beschreiben, und mit unserem Verstand gar nicht begreifen, und ich kann also dem Leser nur erzählen, wie die Besenbinder und Kesselflicker leben.

Unsere Schlösser sind elende Hütten gegen die Wohnungen dieses Lumpengesindels. Der armseligste Hungerleider hat täglich wenigstens zwanzig Schüsseln auf seinem Tische, und ich kenne keinen Schneider, der nicht seine sechs Kutschen, und einen Marstall von hundert Pferden hat. Jede Schusterinn hat ein halbes Dutzend Kam-

mermädchen, und es ist kein Lackey, der sich nicht wieder seine eigenen Lackeyen hält. Dem Vorreiter reitet wieder ein anderer Vorreiter vor, und der Schuhputzer würde lieber sterben, als daß er sich die eigenen Schuhe putzte. Der Kutscher steigt, wenn er seinen Herrn gefahren hat, von dem Kutschbocke desselben in seine eigene Kutsche. Hans befiehlt dem Hans anzuspannen, und die Kammerdiener der Fürsten haben Kammerherrn zu ihrer Aufwartung. Der Küchenjunge eines Großen hat nicht viel weniger Köche in seinem Dienst, als sein Herr, und ich wollte den Lesern dieser Nachrichten Nichts wünschen, als daß sie einmahl einem Feste beywohnten, das ein Scherenschleifer seinem Geburtstage zu Ehren veranstaltet. Die reisenden Handwerksbursche gehen mit eigener Post auf die Wanderschaft, und selten sieht man einen armen Teufel unter ihnen, der mit weniger als vier Pferden fährt. Für ein Trinkgeld, das eine Magd bekommt, kann man bey uns ein Fuder Wein kaufen, und ein Hochzeitgeschenk beträgt mehr, als bey uns

das reichste Heirathgut. Wer ein Vermögen von einer Million besitzt, ist ein Bettler, und wehe dem hartherzigen, der gegen einen solchen Millionenbesitzer seine milde Hand nicht öffnet! Es versteht sich von selbst, daß diese Bettler, auch in andern Dingen himmelweit von den unsrigen verschieden sind. Ihre Kleider sind freilich zerlumpt. Aber wer bey uns das Glück hätte, ein solches weggeworfenes Bettlergewand auf der Straße zu finden, würde durch diese Lumpen ein reicher Mann werden. Ist einer bey seiner Armuth noch ein Krüppel, so sind seine Krücken von dem köstlichsten Holze, und reich mit Edelsteinen und Perlen, oder wenn der Mann gar zu arm ist, wenigstens mit Golde besetzt. Sie fahren in niedlichen Wagen von Haus zu Haus, und ein zierlich geputzter Leibknappe empfängt in ihrem Nahmen das Almosen, das nicht in Kupfermünze sondern in Goldstücken besteht. Zwar ist das Betteln in diesem Lande beynahe noch strenger verbothen, als bey uns. Aber da die Bettelvögte zu gut bezahlt, und überhaupt zu reich

sind, so werden sie unerträglich faul, und es ist ein Wunder, wenn sie einen ertappten Bettler ins Arbeitshaus ausliefern. Eine Menge Arme werden in Spitälern verpflegt, die bey uns nicht zu schlecht für die Wohnung eines Kaisers wären. Die Pfleglinge sehen täglich Rebhühner und Fasanen, und überhaupt nur solche Gerichte auf ihrer Tafel, die man bey uns unter die Leckereyen zählt, und nicht schlechter, als ihr Essen, ist der Wein, den sie trinken. Ist es ihnen nicht zu beschwerlich, so machen sie sich Bewegung in dem prachtvollen Garten des Hauses, und des Nachts ruhen sie in Grahamschen Betten. Aber Nichts desto weniger bedauert jedermann die Unglücklichen, die ihr Mißgeschick diesen milden Anstalten überliefert, und menschenfreundliche Schriftsteller schreiben ganze Bücher über die Mängel derselben, und über die Mittel, ihnen abzuhelfen.

Doch ich würde nicht fertig werden, wenn ich den Reichthum der Armen dieses Landes, und die Herrlichkeiten, die man in den Wohnun-

gen des Elends antrifft, umständlich beschreiben wollte, und ich will also nur noch mit wenigen Worten einiger andern Merkwürdigkeiten gedenken.

Diebe findet man nur selten in diesem Lande, weil es gar zu beschwerlich ist, so viel zu stehlen, daß es sich der Mühe lohnt. Doch hängt man auch dort, wie bey uns, wenigstens die kleinen Diebe. Wer übrigens gehangen wird, hat den Trost, daß der Galgen von Gold, der Strick von Seide, und der Henker ein Mann ist, der sich den Henker um die Leute bekümmert, vor welchen sich bey uns der Stolz selbst beugen muß.

Den Frauen dieses Landes sagt man nach, daß sie viel schlafen, ob es gleich nicht zu läugnen ist, daß sie mehr Nächte auf Bällen als im Bette zubringen. Zwar sind sie unglücklich genug, weder von Thee, noch von Kaffeh etwas zu wissen. Aber darum unterlassen sie doch nicht, einander täglich Besuche zu machen, bey welchen viel getrunken, und noch mehr gelästert wird. Wenn übrigens eine von der andern übel spricht,

so geschieht es immer in ihrer Abwesenheit, und nur erklärte Feindinnen schimpfen sich von Angesicht zu Angesicht. Die sich am Besten kleidet, wird am meisten gehaßt, und ein neuer Hut macht den ältesten Freundschaften ein Ende.

Die Männer des Schlaraffenlands sind im höchsten Grade eifersüchtig, und wie die Frauen behaupten, mit dem größten Unrecht.

Wenn die Kinder nicht immer gut erzogen werden, so sind wenigstens die Mütter nicht schuld, weil diese die Erziehung, als eine Sache, die sie nicht verstehen, andern Leuten überlassen, die ordentlich ein Handwerk davon machen, und sie also nothwendig aus dem Grunde verstehen müßen.

Das Land hat einen großen Ueberfluß an Aerzten, und doch ist die Sterblichkeit nur mittelmäßig.

Das Schlaraffenland ist die eigentliche Heimath der Poeten, und es wimmelt daher dort von ihnen noch mehr, als bey uns. Allein außer ihrer eigenen genießen diese Hippocrenentrinker

und Hippogryphenreiter keine sonderliche Achtung. Der größte Theil von ihnen ist wahnsinnig, und die wenigen, die es nicht sind, oder sich wenigstens nicht stellen, als wären sie es, werden von den übrigen mit der größten Wuth verfolgt. Unter den Wahnsinnigen selbst bricht zuweilen ein förmlicher Krieg aus. Allein da dieser Krieg weder Kriegssteuern, noch Lieferungen, weder Aushebungen noch Einquartierungen, und höchstens einige blutige Poeten Köpfe zur Folge hat, und überhaupt Niemand unglücklich, und nur Mancher lächerlich durch ihn wird: so fällt es keinem Menschen ein, sein Feuer dämpfen zu wollen, und in den Kirchen wird weder für seine Abwendung gebethet, noch dem Himmel für sein glückliches Ende gedankt. Die Werke dieser Poeten sind meistens satyrischen Inhalts, und die Gegenstände der Satyre sind — der gesunde Menschenverstand, ferner die ewigen Gesetze des Wahren und Schönen, und endlich die Werke älterer Dichter, die von jeher bey allen vernünftigen Leuten als Muster gegolten ha-

ben. Uebrigens pflegen sie diese ihre oft sehr giftigen, wenn gleich nicht treffenden Satyren in alle möglichen Formen einzukleiden, und man findet daher bey ihnen Lustspiele und Trauerspiele, Possenspiele und Romane, Balladen und Romanzen, Oden und Elegien, Lieder und Epigramme, am meisten aber sogenannte Klinggedichte. Ohne diese letzte Form könnte gar keine Dichterader fließen, und kein Dichterkiel sich ergießen. In Klinggedichten wird dem lieben Gott der Hof gemacht; in Klinggedichten weiht man sich der heiligen, und mancher unheiligen Jungfrau; in Klinggedichten macht man seinem Haß und seiner Liebe, seinem Herzen, seiner Milz und seiner Galle Luft; in Klinggedichten beklagt man eigene und fremde Noth. Mit Einem Wort, ein Klinggedicht ist das Höchste der schlaraffenländischen Poesie, und ohne dasselbe kann selbst ein Homer weder sich noch Andere unsterblich machen.

Von den schlaraffenländischen Philosophen, und von den Leuten, welche neue Staats-Leh-

gebäude in Dachkammern ausbrüten, und von Andern, welche die Kunst lehren, wie man Nichts als Homere, Platone, Cicerone, kurz die größten Helden, Dichter und Weise durch Schulmeister erziehen läßt, die selbst weder Helden, noch Dichter, noch Weise sind, wird in eigenen Abschnitten ausführlich gehandelt werden, und der geneigte Leser, der das Lächerliche liebt, darf sich zum Voraus auf die angenehmste Unterhaltung freuen.

XI.

Vermischte Bemerkungen über das Schauspiel.

1.

Allen, vom Höchsten bis zum Niedrigsten, der rohen ungebildeten Menge eben so sehr, als der kleinen Anzahl der Gebildeten gefallen, den Eingeweihten in die Kunst, wie den Layen befriedigen, ist die Aufgabe, die der Schauspieldichter mehr als jeder andere zu lösen hat, und so lange diese freylich schwere Aufgabe nicht gelöst ist, so lange haben wir keine Schaubühne.

2.

Allerdings bedürfen wir eines ganz andern Schauspiels, als die Alten, und nirgends wird

mit größerem Recht zwischen romantischer und antiker Poesie unterschieden, als im dramatischen Fache. Unter romantischer Poesie muß man aber keineswegs die Poesie der Romantiker verstehen, die in diesem Fache, wenn man nicht die Familie Schroffenstein, das Kätchen von Heilbronn und ähnliche Mißgeburten für Schauspiele gelten lassen will, noch wenig oder Nichts geleistet hat.

3.

Die rohe und wilde Barbarey, der wir seit vierzig Jahren den Titel Genialität beyzulegen belieben, und die immer, nur unter veränder=tem Nahmen, wiederkehrt, ist auch im Schauspiel eine ewige Kluft zwischen uns und der Poesie.

4.

Willst du auf den Nahmen eines Dichters überhaupt, und eines Dramatischen insbesondere Anspruch machen: so vergiß nicht, daß es gar keine Poesie ohne Kunst gibt. Selbst zu viele Kunst, und also Künsteley, ist besser, als gar keine.

5.

Was man auch gegen die französischen Schauspiele mit Recht einwenden mag, so dürfen doch die Franzosen andere Völker nicht ohne gerechtes Selbstgefühl fragen: Wo ist Euer Corneille, Euer Racine, Euer Voltaire, Euer Moliere? Daß diese Behauptung eine Ketzerey ist, beweist gerade, wie wenig unsere Begriffe von dem Wesen des Schauspiels noch geläutert sind.

6.

Die Kunst des Schauspielers steht mit der Kunst des Dichters jedesmahl ungefähr auf gleicher Höhe, und mit der Dichtkunst würde sich auch die Schauspielkunst anders gestalten.

7.

Noch immer ist das unselige Vorurtheil einer mißverstandenen Täuschung auf der Schaubühne nicht ausgerottet. Die Täuschung, oder die Einbildung, das Dargestellte ereigne sich wirklich, kann nie Zweck der Darstellung seyn, und selbst die Rührung würde durch sie zerstört werden. Wer möchte ein Schauspiel besuchen, wenn er

sich einbilden müßte, eine Maria Stuart werde wirklich von der Bühne auf das Schaffott geführt? Täuschung zum Zweck der Kunst machen, heißt den Satz aufstellen: Der Zweck der Kunst ist — sich selbst zu vernichten, oder um die Sache noch stärker auszudrucken, ihre eigene Mörderinn zu werden. Auch im Schauspiel will ich mich an der Dichtung, und nicht an der Wirklichkeit ergetzen. Wie läßt sich überhaupt ein Zweck denken, dessen Erreichung eine reine Unmöglichkeit ist? Zu einer vollkommenen Täuschung würde vor allen Dingen erfordert, daß wir in dem Darsteller des Hamlet nicht zugleich den Herrn Garrik, in dem Darsteller des Oberförsters nicht zugleich den Herrn Iffland, in der Darstellerinn der Orsina nicht zugleich die Madam Unzelmann kennten. Wer lehrt uns ferner die Deutschredenden Griechen und Römer, und zehn verschiedene Völker vergessen, die sich alle in einerley Sprache miteinander unterhalten? Ich übergehe eine Menge anderer Täuschungsstörungen, die jeden Augenblick eintreten. Dieser falsche Grundsatz ist es

zum Theil auch, aus welchem die für die Schauspielkassen so lästige Aengstlichkeit für das Zeitübliche, oder das Costüme in den Kleidungen entspringt. Man lasse den König im Bettlergewand, und den Bettler im Purpur auftreten, man kleide den Achill wie einen Abbé, und den Don Carlos wie den Bürgermeister einer deutschen Reichsstadt, und die Wirkung wird, vorausgesetzt, daß jeder die Rolle des Schauspiels, und nicht die Rolle seines Anzugs spielt, die nähmliche seyn. Ohnehin kann das Costüme nicht einmahl Täuschung hervorbringen, weil bey weitem der größere Theil der Zuschauer von der Tracht alter und neuer ihm fremder Völker gar keinen Begriff hat. Bey dieser Gelegenheit darf wohl auch ein Unrecht gerügt werden, das man um der Täuschung willen einem berühmten Mahler des Alterthums und den Vögeln seiner Zeit erweist. Wer kennt nicht das Mährchen von dem Zeuxis und seinen gemahlten Trauben, durch welche die Vögel herbeygelockt wurden? Gemahlte Trauben, die man für wirkliche hält, sind zuverläßig eine schlechte

Mahlerey. Man macht also durch die Erzählung dem göttlichen Zeuxis ein sehr zweydeutiges Kompliment, und was die Vögel betrifft, so wissen diese besser, was eine ächte Traube ist, als daß sie sich je durch eine gemahlte täuschen lassen könnten.

8.

Ein Schauspiel in Prosa ist nur zur Hälfte ein Gedicht, und eins in reimlosen Versen nur wenig besser, als eins in Prosa. Im Trauerspiele sollte durchaus an die Stelle der reimlosen Jamben der königliche Alexandriner treten, der so ganz dem Geist unserer Sprache entspricht, und den nur ein Vorurtheil der Eintönigkeit beschuldigen kann.

9.

Es ist die gewöhnliche Meinung, die Deutschen hätten es weiter im Trauerspiele als im Lustspiele gebracht. Ich fürchte aber, unsere Trauerspiele sind mit unsern Lustspielen im Ganzen ungefähr von gleichem Werth, und dann hätten wir freylich, wenige Ausnahmen abgerechnet, nicht Ursache, sonderlich stolz auf sie zu seyn.

Vielleicht wird im Trauerspiele die Kritik, die bekanntlich gleich sterblichen Menschen, ihre schwachen Seiten hat, durch die Würde der Handlung, durch die trotzigen Kraft der Helden, durch Prunk und Pathos, und am meisten durch das allgewaltige Schicksal zu sehr außer sich selbst gesetzt, als daß sie über dasselbe mit gleicher Strenge, wie über das harm- und anspruchlose Lustspiel Gericht zu halten fähig wäre.

10.

Die einzige ideale Person auf der deutschen Bühne war weiland — Harlekin. Welch ein unseliger, des Gottschedschen Zeitalters übrigens vollkommen würdiger Gedanke also, den köstlichen und ehrwürdigen Schalk und Scherztreiber zu verbannen! Freylich bewies schon die Plumpheit, mit welcher die Poeten ihn handhabten, wie wenig sie das Geheimniß seines Daseyns zu begreifen vermochten.

11.

Ernste Melpomena und freundliche Thalia, wie leer würden Eure jetzt vollen Tempel stehn,

wenn man Nichts als das Schauſpiel im Schauſpiele ſuchte!

12.

Wer nicht Allen gefällt, gefällt auch Wenigen nur wenig, und alſo, wenn man genau rechnet, gar nicht.

XII.

Der geneckte Mährchenerzähler.

In den unter dem Titel: Tausend und Eine Nacht, bekannten arabischen Mährchen, beginnt, wie man weiß, die Erzählung jeder Nacht mit der Anrede der Dinarzade an ihre Schwester, die Sultaninn Scheherazade: Meine liebe Schwester! wenn Ihr nicht schlaft, so erzählt mir doch, ehe der Tag anbricht, eins der angenehmen Mährchen, die Ihr wißt.

Galland, der französische Uebersetzer und Herausgeber des Buchs, glaubte mit Recht, auch diese Anrede beybehalten zu müßen. Allein folgendes Abenteuer überzeugte ihn, daß es Leute

gab, die seine Uebersetzer-Treue lächerlich fanden. Einst wurde er nähmlich mitten in der Nacht durch ein heftiges Läuten an der Glocke seines Hauses aus dem Schlafe geweckt. Er stand auf, und auf die Frage, wer da wäre, rief man ihm mit lauter Stimme zu: Mein lieber Herr Galland! Wenn Ihr nicht schlaft, so erzählt uns doch, ehe der Tag anbricht, eins der angenehmen Mährchen, die Ihr wißt.

Galland selbst sagt in der Vorrede zum zweyten Theil seiner Uebersetzung, er habe die Worte: Meine liebe Schwester! Wenn Ihr nicht schlaft ꝛc. um sich nach dem feinen Geschmacke verschiedener witziger Köpfe, denen ihre Wiederhohlung anstößig gewesen wäre, zu bequemen, weggelassen, und es ist also wenigstens so viel gewiß, daß die treuherzige Anrede zu Spöttereyen Anlaß gab.

Dem gegenwärtigen Erzähler wurde übrigens die Geschichte durch den drolligen Umstand wieder ins Gedächtniß gerufen, daß aus Gelegenheit der von ihm unter dem Titel: Die Mährchen der Scheherazade, gelieferten

neuen Bearbeitung der Tausend und Einen Nacht, wo übrigens die Antede durchaus weggelassen ist, einige deutsche Anecdotenjäger in vollem Ernst ausbreiteten, man habe sich den Spaß mit ihm gemacht.

XIII.

Verdienst eines großen Philosophen um die Biertrinker.

Die leidige Gewohnheit gewinnsüchtiger Bierwirthe, das Bier ihren Gästen so einzuschenken, daß es viel Schaum gibt, war gewiß schon manchem wackern Biertrinker ein Aergerniß. Kein Mensch bezahlt gern Schaum für Bier, und jeder Mensch wird es also mit Freuden vernehmen, daß er nur das Innere seiner Kanne mit Speck zu bestreichen braucht, um den Bierschenken mit seinem Trug zu Schanden zu machen.

So wohlthätig aber dieses Mittel ist, so merkwürdig ist es zugleich durch den Schriftsteller, der es der Welt mittheilte. Man findet es

nähmlich in einer handschriftlichen Sammlung von Bemerkungen — des großen Philosophen Leibnitz. Der Mann, dem man die Lehre von den Monaden und eine Theodicee verdankt, der die Differential-Rechnung und die Integral-Rechnung erfand, dieser Mann hielt es also nicht unter seiner Würde, sich seines verkürzten Nächsten in den Bierschenken anzunehmen. Aber homo sum, nihil humani a me alienum puto, sollte von Rechtswegen der Wahlspruch jedes Philosophen seyn, und gibt es etwas Menschlicheres, als das Biertrinkey, als etwa — das Weintrinken?

Wer genau wissen will, ob Leibnitz sich durch sein Mittel, er mag nun der Erfinder, oder bloß der Verbreiter desselben seyn, nicht größere Verdienste um die Menschheit erwarb, als durch seine ganze Philosophie, kann es am unfehlbarsten von einem bekannten Edukator und Edukationsrath erfahren. Der Mann, der den Erfinder eines neuen Biers über alle Dichter hinaufsetzte, muß nothwendig den nächsten Rang nach

diesem dem Sterblichen einräumen, der durch ein eben so einfaches als untriegliches Mittel dafür sorgte, daß die Trinker des erfundenen Biers nicht durch den Trug des Schenken um ihr gehöriges Maß verkürzt werden. Werden wir nicht am Ende dem besten Bier entsagen müßen, wenn es jedem gewissenlosen Wirth erlaubt ist, uns die Hälfte davon gleichsam vor dem Munde hinwegzunehmen, und wie wenig ist uns also mit einem Mumme ohne einen Leibnitz gedient?

Daß übrigens manches neuere philosophische Lehrgebäude selbst Nichts als Schaum ist, der nicht einmahl eine Bierkanne füllt, und daß also die Urheber desselben sich nützlicher mit dem Erfinden eines Hausmittels, wäre es auch nur eins gegen die Ratten, beschäftigen würden, diesen Satz wird dem Altvater der deutschen Erziehungskünstler, wenn er ihn etwa behauptet, die ganze vernünftige Welt einräumen.

XIV.

Das Buch für Eheleute.

Castenius, ein zu Anfang des vorigen Jahrhunderts ohne Amt lebender Gelehrter, schrieb, bloß um ein zankſüchtiges Ehepaar, einen Schneider und ſeine Frau, zu beſſern, ein kleines Buch unter dem Titel: Die zänkiſchen, vor Gottes Gericht ſich verklagenden Eheleute. Der ehrliche Mann hatte ſein Publikum einſt des Abends am Fenſter belauſcht, und noch in der nähmlichen Nacht wurde ſein Werk, dem er den vernommenen Zank von Wort zu Wort einverleibte, geſchrieben und gedruckt. Die Eheleute, welchen ſchon am folgenden Morgen

ein Knabe die Schrift ins Haus bringen, und für einen Groschen feilbiethen mußte, erschracken um so heftiger, ihre gestrige Streitigkeit darin zu finden, da der Verfasser die Jahrzahl auf dem Titel um funfzig Jahre zurückgestellt hatte. Konnte man die Erscheinung anders, als durch ein Wunder erklären, und wer wird sich durch ein Wunder nicht bekehren lassen? Der gute Castenius erreichte also seinen löblichen Zweck vollkommen, und der Schneider und seine Frau befolgten gewissenhaft den Rath, den sie am Ende des Büchleins fanden, dasselbe in ihrem nußbaumenen Schranke, den der Verfasser durch das Fenster in ihrer Stube bemerkt hatte, zu verwahren, damit wenn Eines von ihnen den Frieden zu brechen Miene machte, das Andere es sogleich zu seiner Schutzwehr bey der Hand hätte. Zur Ehre der Frau und der Frauen überhaupt darf nicht unbemerkt bleiben, daß nicht jene, sondern der Mann, auf dessen Seite auch bey dem von Castenius belauschten Zanke das Unrecht war, das zweymahlige Hervorhohlen des Buchs in den nächsten vier Wochen nothwendig machte.

Ehre noch im Grabe dem Schriftsteller, der vielleicht der einzige ist, von dem sich mit Gewißheit sagen läßt, weder schnödes Gold, noch eitler Ruhm, sondern einzig und allein die edle Begierde, zu nutzen und zu bessern, sey die Triebfeder seines Bücherschreibens gewesen! Vernimmt man vollends, der gute Castenius habe nicht einmahl aus eigener Erfahrung gewußt, wie es seinem verheiratheten Nächsten zu Muthe sey, und bedenkt zugleich, daß aus ganz natürlichen Ursachen in der Regel auch der beste Hagestolz beym Anblick einer bösen Ehe eine kleine Schadenfreude schwerlich unterdrücken kann: so erscheint seine Handlung noch in einem höhern Glanze.

Sollte übrigens nur je für hundert Ehepaare, die sich an der Göttinn Eintracht versündigen, ein eigenes Buch geschrieben werden: so könnten wir mit unendlich größerem Rechte, als der weise Salomo, ausrufen: Es ist des Bücherschreibens kein Ende! Doch die Schriftsteller, wie Castenius, sind eben so selten, als die Ehe-

leute, die sich durch Erinnerungen an das jüngste Gericht abschrecken lassen, von Zeit zu Zeit ihr Herz gegen einander zu erleichtern, und seine Schrift wird also wohl die einzige ihrer Art bleiben, ob es gleich vielleicht nicht ganz überflüßig wäre, wenn man durch eine Friedenspredigt für unfriedliche Eheleute die Gemeinnützigkeit des Kalenders, der ohnehin für jedes Jahr erscheinen muß, und nicht leicht in einer Haushaltung fehlt, zu vermehren trachtete.

1815.

Zweyte Abtheilung.

Digitized by Google

Liebe und kindlicher Gehorsam.

Erstes Kapitel.

Ein Paar, das sich so zärtlich liebte, als Carl und Julie, gab es nicht in der ganzen Residenz, und vielleicht kaum in der Welt. Es sind unzählige Bücher von den Verfolgungen und Unglücksfällen geschrieben, welche die Liebe, und gerade die zärtlichste am meisten, zu erfahren hat. Aber bey Carl und Julie war sie ein Tag ohne Nacht, ein Himmel ohne Wolken, ein Meer ohne Sturm. Beyde hatten Vater und Mütter, und die Väter und Mütter lächelten nur, wenn sich die Liebenden von ihnen in einer Umarmung überraschen ließen. Ihrer Heirath stand zwar vor der Hand

noch ein sehr wesentliches Hinderniß entgegen: Aber dieses Hinderniß war so wenig unüberwindlich, daß man so gar das Jahr mit Genauigkeit angeben konnte, in welchem es aus dem Wege geräumt seyn würde. Selbst die Stadt, welche sich sonst so gern, zum großen Kummer der Liebenden, in die Liebeshändel mischt, schien von diesem glücklichen Pärchen gar keine Kunde zu nehmen. Keine einzige Base verleumdete die jungen Leute, und die ältesten Jungfern wußten wenigstens vor der Hand ihnen noch kein Unglück zu prophezeyen. Mit einem Wort, um den Glauben der Leser und Leserinnen nicht länger auf die Probe zu stellen, diese Liebenden ohne Leiden waren ein Paar Kinder.

Zweytes Kapitel.

Man weiß, daß die Liebe, wenn sie ihren Nahmen verdienen will, sich zanken muß, und auch Julie und Carl bestanden täglich diese Liebesprobe. Wenn sie beyde sich im Spiegel be-

trachteten, behauptete Julie, Carl sey schöner, als sie, und über dieses Lob entrüstete sich der Knabe jedesmahl. Dummes Mädchen! pflegte er zu sagen; wie kann ich schöner seyn, als Du, da ich ein Knabe bin? Julie wollte oft, Carl sollte mit ihrer Puppe spielen. Aber so bereit er sonst war, jeden ihrer Wünsche zu erfüllen, so ließ er sich doch durch kein Bitten bewegen, das Schooßkind aus Lumpen auch nur so lange zu halten, bis Julie ihm sein Lager in der Wiege bereitet hatte. Ueberhaupt, troz seiner Liebe zu Julien, sträubte er sich gegen Alles, was ihn einem Mädchen ähnlich machte. Er kannte keinen größern Schimpf, als diesen, und wollte er einmahl dem Hofmeister nicht gehorchen, so drohte ihm dieser nur, ihm eine Haube aufzusezen, und er war sogleich willig, durchs Feuer zu laufen.

Wenn aber Carl Juliens Spiele verachtete, so liebte Julie die seinigen desto mehr. Sie half ihm die Schlachten ordnen, die er seine aus dem im Krieg eine so unselige Rolle spielenden Metall

gegossenen Soldaten liefern ließ, und vergoß nicht wenig Thränen, wenn die bleyernen Helden im Treffen und außer dem Treffen Arme und Beine verloren, und ganze Regimenter verstümmelt auf dem Schachbrete, welches zum Schlachtfelde diente, umherlagen. Sie flog mit, wenn er papierne Drachen fliegen ließ, und warf den Ball so fertig und behend, als er.

Am innigsten verband beyde Kinder der Unterricht, den sie beynahe durchaus gemeinschaftlich empfingen. Der Minister, Juliens Vater, hatte den Grundsatz, ein Mädchen müße mit einem Knaben, und ein Knabe mit einem Mädchen erzogen werden, und vereinigte sich mit Carls Vater, seinem vertrauten Freunde, der als Kammerherr dem Fürsten diente, an ihren beyden Kindern die Güte seines Grundsatzes zu bewähren. Ein Mädchen, sprach der Minister, ist nicht zu gelehrt, wenn sie so viel weiß, als ein Knabe, der die hohe Schule bezieht, und Julie mag also immer auch ein wenig Latein, und sogar Griechisch lernen. Man lehre sie als Kind Verse machen,

damit sie desto gewißer als Jungfrau und als Weib keine macht. Und nimmt je der hinkende Teufel der Reimsucht Besitz von ihr, so weiß sie wenigstens, was manche Reimerinnen, und selbst manche Reimer nicht wissen, was ein Vers ist. Doch, setzte er hinzu, ich fürchte Nichts. Wenn man will, daß Jemand eine Kunst nicht lernen soll, so darf man sie ihm nur aufdringen, sagt unser alter Rector, und der Mann gilt von Rechtswegen für ein Orakel, in Allem, was zu seinem Fache gehört.

Carl und Julie mußten übrigens neben dem häuslichen Unterricht des Hofmeisters zugleich regelmäßig die öffentliche Schule besuchen. Wer keine Schule besucht, pflegte der Minister zu sagen, ist weder erzogen noch unterrichtet. Die Schule ist die kleine Welt, aus der man in die große treten muß, und die Pflanze, die in freyer Luft gedeihen soll, darf nicht im Treibhause gezogen seyn. Die Schulen der Residenz, sowohl für Mädchen, als Knaben, hatten aber, wenn sie gleich keineswegs hinter dem Geist der Zeit zu-

rückblieben, keine der gewaltsamen Umwälzungen erfahren, die in unsern Tagen so viel Lärm machten, und noch mehr Unheil anrichteten. Alle Neuerungen, die einen revolutionären Geist verriethen, und irgend eine bestehende Einrichtung mit Gewalt niederzureißen drohten, waren dem Minister, unter dessen unmittelbarer Aufsicht die niedrigern und die höhern Lehranstalten standen, ein Gräuel, und wehe dem Projectmacher, der mit irgend einem Verbesserungsplan hervorzutreten wagte! Alles Gute, war sein ewiger Wahlspruch, geschieht langsam und unvermerkt, und ein Bau, der über Nacht aus der Erde hervorsteigt, hat entweder den Teufel zum Baumeister, oder er fällt eben so schnell wieder zusammen, als er entstanden ist. Am unversöhnlichsten aber haßte er das Methodenwesen, der Erfinder mochte einen Nahmen haben, welchen er wollte. Ins Tollhaus mit den Narren, statt in die Schule, sprach er, die alle Köpfe nach dem ihrigen modeln wollen, und statt Lehrer der Kinder zu seyn, der Kinder Spott sind! Das beste Abcbuch ist

längst erfunden, und es gibt keine größere Satyre auf das ganze menschliche Geschlecht, als wenn dieser oder jener Tropf, der sich entweder einen Nahmen machen will, oder weil er beym Schuhflicken oder bey der Krämerey verdorben ist, Kinder-Erziehung und Unterricht als einen Nothanker ergreift, allen vernünftigen Leuten ins Gesicht behauptet: Ihr Einfaltspinsel wußtet bisher nicht einmahl, wie man einen Knaben das Abc lehren muß! Weg also mit den Marktschreyern, die statt der Mäuse des fabelhaften Bergs mit dem tollsten Lärm Fibeln und Rechentafeln zur Welt gebären, und gern einen Berg über Jeden herstürzen möchten, der gesunde Vernunft und Menschenliebe genug besitzt, um der Narrheit, so lange sie bloße Narrheit bleibt, Spott, und wenn sie, ihrer unheilstiftenden Natur getreu, gefährlich zu werden droht, ernstlichen Widerstand entgegen zu setzen!

Drittes Kapitel.

Carl und Julie spielten, lernten und liebten also, ach! und plötzlich waren die goldenen Jahre der Kindheit vorüber geschwunden. Längst hatten sie selten, selbst in den Stunden der Erhohlung, Gelegenheit, sich allein zu sehen, und bereits sprach man von Carls Abreise nach der hohen Schule. Aus den liebenden Kindern waren ein Paar Verliebte geworden, und beynahe in dem Augenblicke, in welchem das süßeste aller Gefühle bey ihnen zum Bewußtseyn erwachte, sollten sie einander entbehren lernen.

Es kam zuletzt soweit, daß der arme Carl kaum in zwey drey Tagen Ein Mahl das Haus des Ministers besuchen konnte. Aber desto öfter ging er in diesen traurigen Tagen an dem Hause vorüber, und o Wunder! immer wollte es der Zufall, daß Julie in dem nähmlichen Augenblicke sich am Fenster befand. Aber seit einigen Tagen kam zwar Julie beynahe gar nicht vom Fenster hinweg, und wenn auch mancher Carl sich auf der Straße

sehen ließ, so war es doch nicht der, den ihre Augen suchten. Sollte er, dachte sie endlich, da schlechterdings keine Spur mehr von ihm zu entdecken war, gar abgereist seyn, ohne mich noch ein Mahl zu besuchen, ohne mir ein Lebewohl zu sagen? Welch ein Gedanke! Carl, mein Carl soll sich von seiner Julie wie von einem ihm fremden Wesen trennen? Er sollte sie nicht über seine Entfernung trösten? Er sollte ihr nicht ewige Liebe schwören, und sich eine noch ewigere von ihr schwören lassen? Unmöglich, und abermahl unmöglich!

Viertes Kapitel.

Was dem guten Mädchen unmöglich schien, war leider in der That geschehen. An einem Morgen, noch ehe der Tag anbrach, wurde Carl von seinem Vater aus dem süßesten Schlummer geweckt. Mache Dich, sprach er, zur Abreise nach der hohen Schule fertig. Deine Sachen sind gepackt, und die Postpferde stehen vor der

Thür. Du hast nicht länger als eine halbe Stunde Zeit.

Aber, liebster Papa! erwiederte Carl in der höchsten Bestürzung, soll ich nicht beym Minister Abschied nehmen? Und Julie ...

Siehst Du nicht, daß es noch stockfinstere Nacht ist? antwortete der Kammerherr. Willst Du den Minister aus dem Schlafe wecken, um Dich von ihm zu beurlauben? Ich bin Dir Bürge dafür, er schenkt Dir die Höflichkeit recht gern, und was Julie betrifft, so brauchen Kinder, wie Du und sie, keine Förmlichkeiten gegen einander zu beobachten. Die Zeit, da Ihr beyde zusammen lerntet, ist vorüber, und jetzt geht Ihr einander weiter Nichts mehr an.

Carl war der Meinung, der Papa habe höchst Unrecht, und gerade jetzt gingen er und Julie einander recht viel an. Allein was half es, daß er die väterliche Klugheit eines Irrthums zeihen konnte? Er mußte in den Wagen steigen, und zu seinem großen Verdruß weigerten sich nicht einmahl die Postpferde, einen Verliebten von

dannen zu ziehen, den man von seinem Mädchen nicht hatte Abschied nehmen lassen.

Fünftes Kapitel.

Kaum wußten Carl und Julie, daß sie sich liebten, als es ihre beyden Väter noch viel besser wußten, und ach! dieses Wissen hatte gar nicht die Folgen, die es nach der Meinung der Liebenden von Rechtswegen hätte haben sollen. Zwar verboth man weder Carln, noch Julien, einander zu sehen. Allein wenn er im Begriff war, zu ihr zu gehen, so kam eine Einladung vom Papa, mit ihm spazieren zu fahren, oder zu reiten, oder eine befehlende Erlaubniß, in Gesellschaft des Hofmeisters statt Juliens eine Hyäne, oder eine neu angekommene Seiltänzertruppe zu sehen. Und wie ging es Julien? Trat endlich einmahl der Wochen lang erwartete Carl ins Haus, so hatte Papa immer ein Geschäft auf seinem Zimmer für sie, oder eine kranke Tante hatte geschickt, und sich ihren Besuch erbethen,

oder der Papa sprach selbst so viel mit Carln, daß sie mit ihm gar kein Wort sprechen, und er sie kaum ansehen konnte. Kurz, ein Paar böse Feen, oder ein Paar Zauberer hätten ihrer Liebe nicht mehr Hindernisse in den Weg legen können, als diese beyden Väter, die, wie es schien, gar Nichts darnach fragten, wenn sie wirklich von ihren Kindern mit den Unholden der Mährchenwelt in eine Reihe gestellt wurden.

Der Minister wenigstens war in der That ein Mann, von dessen Character sich ein liebendes Paar auf alle Fälle nicht den mindesten Trost versprechen konnte. Die Liebe war in seinen Augen die größte aller Thorheiten, und am wenigsten wollte er ihr eine Stimme bey dem Heirathen zugestehen. Verstand, sprach er, gehört zu dem wichtigsten aller Schritte, und keine Leidenschaft, durch welche die Leute desselben gänzlich beraubt werden. Man zeige mir doch den Mann, der in seine Frau, oder die Frau, die in ihren Mann verliebt ist, sobald sie nähmlich länger als einen Monat verheirathet sind. Und doch soll die

nähmliche Leidenschaft Ehen stiften, die man nirgends weniger als in der Ehe findet? Nur Poeten, nähmlich arme Teufel, die an keine Ehe denken dürfen, und sich also mit der bloßen Liebe begnügen müßen, können diese alberne Meinung in ihren unnützen Romanen verbreiten. In der wirklichen Welt lacht man Gottlob die Tröpfe aus, und wählt sich sein Weib nicht mit dem warmen Herzen, sondern mit dem kalten Kopf. Ist es nicht toll, zu sagen, dieses oder jenes Mädchen hat mich um den Verstand gebracht, und darum muß sie schlechterdings — meine Frau werden. Dieser Einfaltspinsel glaubt, er könne ohne ein Mädchen nicht leben, weil sie ein Grübchen im Kinn hat, und ein anderer schießt sich gar eine Kugel vor den Kopf, weil ihm ein Vater seine Tochter nicht gibt, deren blonde Haare ihn zum Narren gemacht haben. Wer nicht bereit ist, jeden Augenblick jedem guten, gesunden und vernünftigen Mädchen seine Hand zu geben, verdient, statt zu heirathen, für sein ganzes Leben in ein Mönchskloster gesperrt zu werden. Welche

Wahl hatte denn Vater Adam bey seiner Verheirathung? Und wären auch tausend Even aus seiner Rippe hervorgegangen, unter welchen er sich eine Frau hätte aussuchen können, jede würde ihn zum Apfelbisse beschwatzt, und um das Paradies gebracht haben.

Sechstes Kapitel.

Konnte man bey diesen Gesinnungen des Ministers sich wundern, daß der Entdeckung des Herzenszustands der beyden jungen Leute der Entschluß gleichsam auf dem Fuße folgte, der verderblichen Gewalt der Liebe die wohlthätige väterliche entgegen zu setzen? Freund! sprach er zum Kammerherrn, ohne Zweifel wissen Sie es bereits so gut, als ich, daß Carl und Julie sich in dem närrischen Zustande befinden, in welchem Hans sich einbildet, der liebe Gott habe die Grethe ausdrücklich für ihn, und Grethe, er habe den Hans ausdrücklich für sie erschaffen. Man sieht blaß aus; man seufzt; man ist zerstreut;

man ist ausgelassen lustig; man ist ausgelassen traurig; man schilt die Menschen bald Teufel, bald Engel; man hat sogar seine Stunden, in welchen man sterben will; mit Einem Wort, ich wette, beyde haben sich schon zehn Mahl ewige Liebe geschworen, und Sie, mein Lieber! und ich können es jeden Augenblick bey dem Pärchen dahin bringen, daß wir sogar Schwarz auf Weiß Barbaren, und wie die Ehrennahmen der Väter sonst noch heißen, die nicht gleich den Pfarrer hohlen lassen, wenn das Söhnchen, oder das Töchterchen sein Herzweh bekennt, geschimpft werden. Zwar über die Kinderey, die von den zärtlichen Seelen Liebe genannt wird, würde ich meines Orts höchstens lachen. Aber ich fürchte, Carl und Julie machen es wie Alle ihres Gelichters. Weil man sich einmahl liebt, so versteht es sich von selbst, daß man sich auch heirathet, und ich denke, und wahrscheinlich auch Sie, mein Freund! denken, es versteht sich nicht von selbst. Beyde sind noch Kinder, und Ehen mögen im Himmel, aber sie sollen auf Erden nicht in der

Wiege geschlossen werden. Vielleicht gebiethen es einst Ihnen und mir die Umstände, eine Verbindung zwischen Carln und Julien zu stiften, und in diesem Falle müßen beyde sich heirathen, sie mögen wollen, oder nicht. Es ist aber auch leicht das Gegentheil möglich, oder vielmehr das Gegentheil ist ungleich wahrscheinlicher, und sollen wir uns in diesem Falle durch eine Thorheit unserer Kinder, die in ihrer Sprache Liebe heißt, die Hände binden lassen? Sie und ich besitzen zu viel Vernunft, und haben zu richtige Begriffe von ächter Freundschaft, als daß Einer von dem Andern ein Opfer fordern sollte, das ihn um den Nahmen eines Mannes von Welt bringen würde. Höchstens ein Paar ehrliche Spießbürger, über die Jeder, der nicht ihres gleichen ist, die Achsel zuckt, nicht aber Leute von unserem Stande und unsern Ansichten können sich über eine Armseligkeit, wie eine Heirath zwischen ihren Kindern ist, anfeinden und entzweyen. Lassen Sie uns also die jungen Leute vor allen Dingen durch ein Paar Länder von einander scheiden. Ihr Carl soll auf

die hohe Schule ziehen, um die weichherzige Julia bey der peinlich-hartherzigen Carolina zu vergessen, und was jene Julia, meine Tochter, betrifft: so gebe ich Ihnen mein Wort, ihre Liebe soll weder das Mädchen, noch mich zur Verzweiflung bringen.

Siebentes Kapitel.

Der Kammerherr war ungleich weniger Hof- und Weltmann, als der Minister. Aber er verehrte diesen als ein Orakel, und hätte seinem Willen nicht nur die Liebe seines Sohns zu einem Mädchen, sondern selbst seine eigene ohne Widerrede zum Opfer gebracht. Sie haben Recht, mein Freund! sprach er, wir dürfen nicht länger zaudern, in dem gefährlichen Roman der beyden jungen Leute unsere Väterrollen zu übernehmen. Mir war von jeher bange, es möchte über kurz oder lang ein Funke aus Amors Fackel zwischen das Pärchen fallen. Aber ich dachte zugleich: Was hat es zu sagen? Ein Brand dieser Art

kann nie um sich greifen, wenn ein Paar Väter, wie Sie und ich, mit ihren Löscheimern herbeyeilen. Ueber Hals und Kopf soll Carl auf die hohe Schule, und verläßt er diese einst, so soll er, wenn ihm die Gedanken an Julien durch kein anderes Mittel aus dem Kopfe zu bringen sind, durch die ganze alte und neue Welt reisen.

Achtes Kapitel.

In dem jetzigen Augenblicke waren die Gedanken an Julien dem armen Carl noch so wenig aus dem Kopfe gebracht, daß sie vielmehr der einzige Gedanke in demselben war. Sein erstes Geschäft nach seiner Ankunft auf dem Musensitze war ein langer Brief an sie. Ich bin hier, meine Julie! schrieb er, ich bin mitten unter unerträglichen Menschen, die man Studenten, und unter noch unerträglichern, die man Professoren nennt. Ich stecke, Gott sey! bey uns! in dem Backofen, in welchem Juristen, Aerzte, Priester und Philosophen und alle möglichen Wisser aus dem gähren-

den Teige junger Mutterſöhnchen gebacken werden. Mit Einem Worte, Julie! ich bin auf der hohen Schule. Auf der hohen Schule? Alberne Lüge! Nirgends bin ich mehr, weil ich nicht mehr bey Dir bin. Iſt es möglich, daß man mich von Dir trennen konnte? Ich begreife es nicht. Doch welche närriſche Grillen habe ich im Kopfe? Wer ſagt denn, daß wir getrennt ſind? Hier bin ich, hier biſt Du. Aber ein verdammter Gaukler und Zauberer ſteht zwiſchen uns, und hext und hext, daß ich Dich das eine Mahl nicht ſehe, und ein anderes Mahl nicht höre, und ich wette, Dir, armes Mädchen! geht es mit mir nicht beſſer. O Julie, Julie! Gerechtigkeit und Güte ſind gänzlich von den Menſchen gewichen. Es gibt Väter, die ihren Kindern die Liebe verbiethen, die zur Gluth ſprechen: Du ſollſt nicht brennen! und zum Lichte: Du ſollſt nicht leuchten! Die armen Väter! Wollen ſie ſtärker als der Tod ſeyn, der, wie alle Welt weiß, mit Schimpf und Schande beſteht, wenn er Herr über die Liebe werden will? Iſt alſo,

Julie! Deine Liebe, wie meine Liebe: so wünsche ich Dir und mir noch zehn Väter, und die Welt soll aufhören, von Helden auf dem Schlachtfelde und von Märterern, die ihren Glauben auf dem Rost nicht verläugnen, zu reden. Welten sollen vergebens zwischen Dir und mir stehen. Schicken sie mich in die kalte, und Dich in die heiße Zone, ein Wunder wird geschehen, um uns wieder zu vereinigen, und nicht nur den Menschen, den Göttern selbst wird es an Muth fehlen, die Baude zu zerbrechen, die seitdem es liebende Wesen gibt, stets jeder Gewalt getrotzt haben. Hast Du aber zu lieben aufgehört, oder vielmehr, weil, wer einmahl liebt, ewig lieben muß, hast Du nie geliebt, o dann, Julie! ... Doch wie kommt dieser Unsinn aus der Feder Deines Carl? Wer liebt mehr als Julie, wer ist treuer, als sie? Selbst meine Liebe ist nur ein Schatten gegen die Deinige. Ich dürfte Dich hassen, ich dürfte hassend Dich tödten, und Du würdest mich dennoch lieben. Deine Liebe adelt Dein ganzes Geschlecht. Alle

Mädchen lieben, weil Julie liebt, und keine ist von diesem Augenblicke an mehr ungetreu, weil Julie getreu ist. Schwöre mir, Du habest Deine Schwüre gebrochen, und ich werde Deinen Schwur, laß mich Dich in den Armen eines Andern finden, und ich werde meine Augen Lügen strafen. Werde die Gattinn meines ärgsten Feinds, und ich werde sagen, Julie ist dennoch die meinige, und sterben soll mein bester Freund, wenn er behauptet, Julie sey treulos, weil sie sich am Altar einem Andern schenkt.

Neuntes Kapitel.

Ein Liebender war nach Geßners Bericht der erste Schiffer, und zuverläßig war ein Liebender auch der erste Briefschreiber. Aber wie oft wird die letzte schöne Erfindung durch den unseligen Umstand vereitelt, daß ein Brief, der ganz deutlich an die Tochter geschrieben und überschrieben ist, sich von dem Vater und von der Mutter, und überhaupt von jedem Ungeweihten geduldig

erbrechen, und ſogar leſen läßt! Leider entging auch der Brief des guten Carls dieſem traurigen und nur zu gewöhnlichen Schickſale nicht. Statt in Juliens Hände, fiel er in die Hände des Miniſters, und was half bey dieſem dem Verliebten die gluthvolle Schilderung ſeiner Gluth? Wer genau wiſſen will, welchen Lohn er für ſeine gewiß aus treuem Herzen gefloſſenen Ergießungen davon trug, leſe folgende Antwort, die der zürnende Papa auf der Stelle an den auf einen Brief von ganz anderer Hand mit der größten Ungeduld harrenden Liebhaber abgehen ließ.

Ihren Brief, junger Herr! ſchrieb der Miniſter, an meine Julie habe ich, der Vater des Mädchens, richtig erhalten, und da ich aus dem Inhalt zu meinem innigſten Bedauern erſehe, daß Wohldieſelben Nichtsweniger als bey Sinnen ſind: ſo ermangle ich nicht, Sie mit umgehender Poſt von dieſem Ihrem betrübten, Ihnen der Zeit vermuthlich noch völlig unbekannten Zuſtande aus Ihrem eigenen Briefe zu benachrichtigen. Es ſchadet Nichts, wenn Sie über die

unerwartete Eröffnung ein wenig erschrecken. Indessen ganz zu verzweifeln, haben Sie nicht gerade Ursache. Man darf sich freylich wohl ein wenig bange seyn lassen, wenn man ein Narr ist. Allein in den goldenen Jahren der Jugend ist beynahe kein Uebel, es sey so hartnäckig, als es wolle, und selbst die Narrheit nicht unheilbar, und was insbesondere Ihre Narrheit, mein junger Herr! betrifft: so wage ich es mit desto größerer Hoffnung, mich selbst zu Ihrem Arzt aufzuwerfen, da Ihr verliebtes Sendschreiben, so toll es sonst ist, weder Verse, noch ein Wort vom Todtschießen enthält. Erlauben Sie mir also, Sie zum Voraus mit meinem Heilungsplane bekannt zu machen. Da die Liebe, die in den Romanen wüthet, und ihren Sitz nicht in dem gerührten Herzen, sondern in einem zerrütteten Gehirn hat, eine natürliche Tochter, und also ein Bastard des verwaledeyten Müßiggangs ist: so sollen Ihre Geschäfte auf der Schule beynahe gar kein Ende nehmen. Alle und jede Vorlesungen sollen Sie zum Zuhörer haben. Geschichte

und Philosophie, Theologie und Mathematik, die Rechte, die Medicin und die Chirurgie sollen sich miteinander um die Ehre zanken, einen jungen Musensohn den Lockungen des heillosen Knaben zu entreißen, der Alte und Junge mit dem Teufel in die Wette verführt. Die größten Folianten, das Corpus Juris und die Halsgerichtsordnung sollen Sie auswendig lernen, und wenn Sie nicht studieren, so soll Ihr tapferer Arm die Holzart und die Holzsäge ergreifen, oder man soll Sie hinter dem Drehstuhle finden. Ein Privatissimum soll Ihnen obendrein über die Moral gelesen werden, damit Sie Vater und Mutter ehren, und die Verführung unerfahrener Mädchen zum Ungehorsam gegen den älterlichen Willen verabscheuen lernen. Auch die Diät, die bey jeder Kur eine Hauptrolle spielt, wird bey der Ihrigen nicht vernachläßigt werden. Heute wird man Sie Hunger, und morgen Durst leiden lassen. Wasser und Brot ist eine köstliche Nahrung für Liebeskranke, und vielleicht ist eine Rumfordsche Suppe schon eine Leckerey, die man ihnen

nur selten, und etwa an Sonn- und Feyertagen gestatten darf. Zu viel Schlaf ist ebenfalls ungesund, und ich denke daher, Sie befolgen in diesem Punct das Beyspiel der Nachtwächter.

Diese Mittel, junger Herr! gegen Ihre Krankheit sind ganz untrieglich, und ich kann Ihnen also Bürge dafür seyn, daß Sie dereinst die hohe Schule, trotz Ihres jetzigen Wahnsinns, als ein ganz vernünftiger Mensch verlassen werden. Man wird ohne Gefahr mit Ihnen umgehen, und Ihnen sogar ein Amt anvertrauen können, und wenn hundert Mädchen Ihren Augen gefallen, oder mit Ihren Worten, wenn Sie in hundert Mädchen verliebt sind, so werden Sie doch von allen kein einziges zu heirathen verlangen, wenn Ihr würdiger Vater Ihnen seine Einwilligung zu versagen für gut findet. Merken Sie sich es also ein für alle Mahl, Julie ist und wird nicht die Ihrige. Es wird kein Wunder geschehen, um eine thörichte Liebe zu begünstigen, und die Bande, die nach Ihrem lächerlichen Wahne selbst durch Göttermacht nicht zerbrochen werden kön-

nen, sind durch einen schwachen Sterblichen, sind durch mich bereits zerbrochen. Ich habe die zweckmäßigsten Maßregeln ergriffen, daß nie eine Zeile von Ihnen an Julie gelangt, und daß Ihnen nicht einmahl der Schatten des Mädchens eher wieder zu Gesicht kommt, als bis sie die Frau eines Andern, und Mutter von wenigstens drey Kindern ist.

Zehntes Kapitel.

Welch ein Brief für einen jungen Menschen, der voll Liebe und zugleich voll Ehrgefühl war! O rief der Hochbeleidigte, o daß ich diesem Stolzen, der zuerst Minister, und dann ein wenig Mensch, und noch weniger Vater ist, als ein Guckguck, o daß ich diesem aus Schnee zusammen geballten Klügling und Weltling, der, wenn er fühlen soll, fragt, ob es sich auch schickt, und was die Welt dazu sagen wird, der keine Thräne vergießt, weil keine im Hofcatechismus steht, der sein Haupt gern zu einem versteinernden Medu-

senhaupte machen möchte, und sich das eigene Herz aus der Brust reißen würde, wenn er nicht fest überzeugt wäre, er habe keins, o daß ich dem Witzling, der keinen Witz hat, als wenn ihn seine Natur zum Spott gegen das Edelste reizt, o daß ich ihm, der es der Sonne nicht verzeiht, daß sie, indem sie leuchtet, zugleich erwärmt, einen Spiegel vorhalten könnte, in welchem er sein Bild mit meinen Augen, und also mit Entsetzen und Abscheu betrachtete! Ist meine Liebe eine Thorheit, ist sie ein Verbrechen? Wehe dem eingebildeten Menschenkenner! Ich will die bitterste Rache an ihm nehmen. Er soll erfahren, daß er mich, trotz seiner Zuversicht in seine Unfehlbarkeit, nicht kennt, daß ich kein Knabe bin, den er verachten darf. Er bildet sich ein, ich könne, wie jeder gemeine Tropf, nicht lieben, ohne zu besitzen, und sey fähig, meine Leidenschaft um jeden Preis zu befriedigen. Kann ich den Uebermüthigen, der die Weisheit selbst zu seyn glaubt, kann ich ihn härter strafen, als wenn ich ihm zeige, daß seine Meinung von

mir — ein Wahn ist? Gewiß, er würde es vorziehen, wenn ich ihm auf der Stelle seine Tochter entführte, als daß er sich zu dem beschämenden Geständniß gezwungen sieht, der junge Mensch, den er für einen Thoren, und selbst für einen Nichtswürdigen zu erklären, kein Bedenken trug, sey keiner unwürdigen Handlung fähig, und die kleinste Pflicht gelte ihm mehr, als die höchste Liebe. Zwar kann ich der Liebe so wenig, als der Tugend, aber ich kann um der letzten willen der Geliebten entsagen. Der eben so ungerechte, als kurzsichtige Tyrann soll noch einen Brief von mir an seine Tochter in die Hände bekommen, und ich will sehen, ob er es zum zweyten Mahle wagt, die Achtung gegen mich zu vergessen, die ich, mit stolzem Bewußtseyn fühle ich es, von Jedem fordern darf, er mag durch Würden, Talente und Verdienste so hoch erhaben seyn, als er will.

Eilftes Kapitel.

Der hochherzige Jüngling schrieb also, um dem Minister zu antworten, folgenden Brief an seine Geliebte.

Dein Vater, liebste Julie! in dessen Augen es überhaupt, wie es scheint, ein Verbrechen ist, ein Herz zu haben, verbiethet mir, Dich zu lieben, und der erfahrene Mann gibt sich sogar die Mühe, mir die Mittel anzuzeigen, wie ich es angreifen soll, um ihm zu gehorchen. Er ist, wer kennt ihn, und weiß es nicht? ein gar gewaltiger Minister, der mit einem Winke ganze Kanzelleyen regiert, und vor dem meinetwegen zuweilen auch das ganze Land zittert. Sagt er zu diesem Rath: Komme hieher! so kommt er, und zu jenem Secretär: Gehe dort hin! so geht er, und vielleicht fällt im ganzen Fürstenthum, das er seinem Herrn regieren hilft, kein Tropfen Tinte ohne seinen Willen aufs Papier. Ich will ferner glauben, daß er der Mann wäre, das Stetsbewegliche und das Viereck des Zirkels zu

erfinden. Aber an die Liebe soll sich weder Ministermacht, noch Ministerklugheit wagen, wenn sie nicht beyde zu Schanden werden wollen, und so ungnädig also auch Seine Excellenz darüber werden mögen, so werde ich doch selbst in jenem Leben nicht aufhören, Dero liebenswürdige Tochter zu lieben, und zwar bloß aus der einfältigen Ursache, weil ich — nicht anders kann. Aber der Himmel verzeihe es diesem Vater, daß er den Seligen, der eine Julie lieben darf, für einen Räuber hält! Glaubt er nicht, es bedürfe seiner Gewalt und seiner Klugheit, um mich abzuhalten, ein Nichtswürdiger zu seyn? O Julie! was ist die Liebe, als die reinste Tugend, und kann sie also ein Verbrechen begehen? Könnte ich das Band zwischen Vater und Tochter zerreißen? Könnte die fromme Julie die heiligste aller Pflichten vergessen? Dein Vater sey also Herr Deines und meines Schicksals! Ist es sein Wille, daß sein Kind ein Opfer seiner Weltansicht, wie Leute seiner Gattung ihren Stolz und ihre Härte zu nennen pflegen, werde: so erschwere

der Liebenden kein Gedanke an den Geliebten den Gehorsam des Kinds. Will es Dein Vater nicht, daß wir uns ganz gehören, so will es auch die Liebe, so wollen es auch die Götter nicht. Bedarf ächte Liebe des Besitzes? Nicht einmahl der Gegenliebe bedarf sie. Schenke also Deine Hand, schenke, wenn es möglich ist, Dein Herz einem Andern, und fürchte nicht, Deinen Carl dadurch zu betrüben, oder gar ihn unglücklich zu machen. Lieben und unglücklich seyn, welch ein Widerspruch! Liebe ist Glück, so gewiß sie Tugend ist, und kann dem Manne dieses Glück geraubt werden, der einmahl eine Julie geliebt hat?

Ich lege Deines Vaters Brief Dir bey. Er wird Dich freylich um seinetwillen betrüben. Aber darf es Dir verborgen bleiben, welche Meinung er von mir hat, und welche Sprache er kraft dieser Meinung sich gegen mich erlauben zu dürfen glaubt? Nichts ist möglicher, als daß mein Brief an Dich von einer Spannung zeugte, die Leuten von seinem Character doppelt anstößig

ist. Aber wahrlich, lieber fließe Nichts als Thorheit aus meiner Feder, als daß sie mir je zum Werkzeuge schnöden Hohns und ungerechter und unwürdiger Mißhandlung diene. Doch genug. Er ist gestraft durch die bessere Meinung von mir, zu der ich ihn zwinge, und durch — meine Verzeihung. Lebe wohl, Julie! Du gedenkst meiner, und ich Deiner. Was fehlt unserem Glücke?

Zwölftes Kapitel.

Der Minister war ein Mann, bey dem man sich durch Gefühle, die am meisten auf Theilnahme Anspruch machen, am wenigsten empfahl, und man konnte leichter zu seinem Verstand, als zu seinem Herzen reden. Niemand war gerechter, als er, aber aus eben diesem Grunde auch Niemand unerbittlicher. Nach seinen Grundsätzen war es gleich ungerecht, seinem Nächsten das Seinige verweigern, und seinem Nächsten — verzeihen. Herrschen war seine Leidenschaft, und

wehe Jedem, der von ihm abhing, und ihm nicht blindlings gehorchte! Er achtete Wenige, und liebte Niemand, und wurde von Vielen geliebt, und von Allen geachtet, weil Alle Zeugen seiner Tugenden und der Opfer waren, die er seinem Beruf und dem Glücke der von ihm kaum des Glücks werthgeachteten Menschen brachte. Wenn er auf Eigenschaften, die ihn zu dem höchsten Stolze berechtigten, gar keinen Werth legte, so forderte er dagegen für seine Fehler nicht etwa bloße Nachsicht, sondern Billigung, und so gleichgültiger gegen das Lob der Menschen war, so empfindlich war er gegen ihren Tadel. Er war Gatte und Vater ohne die Gefühle, die man in der Regel als wesentliche Bedingungen dieser beyden Verhältniße zu betrachten pflegt. Weit entfernt, seine Gemahlinn zu lieben, fühlte er, so sehr er sie achtete, keinen Augenblick auch nur das Bedürfniß ihrer Freundschaft. Er war kein Ehebündniß eingegangen, er hatte bloß einer Dame ein lebenslängliches Amt in seinem Hause verliehen, das er, wie er glaubte, nicht wohl

unbesetzt lassen konnte, und dieser Dame gab er, insofern sie nur Selbstverläugnung genug besaß, um andern Ansprüchen zu entsagen, nie den kleinsten Anlaß, sich über ihn zu beschweren. Er ließ sie ungehindert Alles regieren, was ihr zu regieren oblag, und war sogar artig genug, sie Jedem, der in sein Haus kam, als seine Gemahlinn vorzustellen.

Mit Recht durfte dieser Mann es als eine für ihn günstige Fügung des Himmels betrachten, daß er nicht Vater eines Sohns, sondern Vater einer Tochter wurde. Ein Sohn und ein solcher Vater, wie unglücklich hätte einer den andern machen müßen! Welcher männliche Geist würde sich nicht gegen die Despotengewalt auflehnen, die er die väterliche nannte! Und hätte der Sohn nicht gerade ganz den väterlichen Character verläugnen müßen, um ein Sohn zu seyn, wie der Vater einen verlangte? Nicht wie ein Geschöpf außer ihm, wie ein Glied an seinem eigenen Körper mußte Julie sich von ihm beherrschen lassen. Sie mußte Willen haben und Wil-

len zeigen, damit er ihn brechen, sie mußte bitten und wünschen, damit er abschlagen, sie mußte Neigung für tausend Dinge verrathen, damit er sie ihr verbiethen konnte. Ein Wesen sollte seyn, das ihm eine Unterwürfigkeit zeigte, der sich kein König rühmen konnte, und, wenn anders das Wort hier an seiner Stelle ist, der Allzuglückliche fand, o Wunder! dieses Wesen in seiner Tochter. Es gab keine Prüfung, die von der liebenswürdigen Julie nicht ohne Widerstreben, und selbst mit heiterem Sinn bestanden wurde. Wollte sie dem Vater schmeicheln, so gab sie ihm Gelegenheit, hart gegen sie zu seyn. Oft reizte sie aus kindlicher Liebe den väterlichen Zorn, und der seltsame Vater, den die Herrschsucht eben so tyrannisirte, als er Andere, fand in der Befriedigung seiner Leidenschaft die einzige und erwünschteste Erhohlung von allem Verdruß und von allen Anstrengungen und Beschwerden seines Amts. Aber die gehorchende Tochter blieb auch nicht unbelohnt von ihm. Es fehlte nicht viel, er hätte eine ächt väterliche Liebe gegen sie zu empfinden

angefangen, und kaum hätte ihr Eigenwille von dem nachsichtigsten Vater mehr erlangen können, als der strengste ihrem Gehorsam gewährte. Keine Entsagung blieb ohne ihren Lohn, und hätte er ihr z. B. heute eine Reise nach Italien abgeschlagen, so hätte er ihr dafür morgen von freyen Stücken eine nach Spanien erlaubt.

Dreyzehntes Kapitel.

Die gute Julie konnte also darauf rechnen, ihr Vater werde in der wichtigsten Angelegenheit ihr am wenigsten eigenen Willen gestatten, und wirklich hatte sie, sobald sie wußte, was Liebe war, für die ihrige gezittert. Aber bekümmert sich die Liebe um die Zukunft, oder kann Hoffnungslosigkeit sie vernichten? Der Gedanke, ohne Carl zu leben, war ihr schrecklich, aber tausend Mahl schrecklicher noch die Furcht, mit einem Andern leben zu müßen, und jetzt schon zog die Gewitterwolke über ihrem Horizont herauf, die sie und ihn zu zerschmettern drohte.

Carls schnelle Entfernung und das finstere Betragen ihres Vaters gegen sie von dieser Zeit an ließen sie kaum zweifeln, daß ihr Geheimniß entdeckt sey. Der Minister schwieg, selbst als ihm Carls erster Brief in die Hände fiel. Aber jetzt empfing er den zweyten, und eine Zornflamme loderte in ihm auf, die Alles um ihn her zu verzehren drohte. Nichts hatte ihm gewißer geschienen, als daß die Ausbrüche seines Unwillens und seine Drohungen den jungen Menschen mit Furcht und Schrecken erfüllen würden, und Himmel! dieser erfrechte sich, nicht etwa ihm nur zu trotzen, sondern verrieth sogar aufs unzweydeutigste die Absicht, ihn schamroth machen zu wollen. Konnte ein Stolz, wie der seinige, auf eine unerhörtere Art beleidigt werden? Gegen wen, rief er aus, ist je der Frevel so weit getrieben worden, als ein Knabe ihn gegen mich treibt? Selbst der Liebe, selbst seiner Raserey entsagt er, um mir Hohn zu sprechen! Ich verbiethe ihm, an meine Tochter zu denken. Er antwortet, sie sey und bleibe sein einziger Ge-

danke. Ich erkläre, ſie dürfe nie die Seinige werden, und er will, was meine Zunge kaum nachſprechen kann, er will, daß ich über den Zweifel an ſeiner Rechtſchaffenheit erröthe. Er ſagt mir beynahe mit dürren Worten, ich ſey ein Tollkopf, der ohne Noth Feuer ſchreye, ein Kurzſichtiger, der gar keine Ahnung davon habe, welcher Großmuth, nicht etwa ein Held, o nein, ein Student, wie er, fähig ſey. Ich bin ein Narr, und er iſt ein Philoſoph, der alle Stoiker zu Schanden macht. Ich verdiene mit den Sorgen für meine Tochter ausgelacht zu werden, weil er es iſt, der ſie liebt. Seine Thorheiten, behauptet er, wären verzeihlicher, als die Ausſchweifungen, zu welchen mich mein Vater-Eifer verleite, und endlich ſetzt er allen ſeinen Beleidigungen noch dadurch die Krone auf, daß er mich zwingen will, ihn zu achten, und daß er — mir verzeiht! O welche Plage fehlt einem Vater noch, der eine Tochter hat? Mag er Nächte durchwachen, um für ihr Heil zu ſorgen. Sie wacht auch, um ſeine Sorgen zu vereiteln. Er ſucht die Ge-

legenheit zu Verirrungen von ihr zu entfernen. Vortreffliches Mittel, um sie im Betrug zu üben! Er will, sie soll an keinen Mann denken, und keinen ansehen. Sie denkt an Nichts, als an Männer, und hat für Niemand Augen, als für sie. Er verbiethet ihr die Liebe, und sie nimmt es in dieser heillosesten aller Leidenschaften mit jeder Romanenheldinn auf. Seiner Klugheit setzt sie List, seinen Ermahnungen Heucheley, und seiner Strenge das Salzwasser ihrer Augen entgegen. Sie gehorcht ihm, wenn es ihr gefällt, und kann es gar nicht begreifen, daß ein Mann es wagen darf, einer Dame befehlen zu wollen, wenn er auch die Ehre hat, ihr Vater zu seyn. Ist eine tadellos, so ist es sicher ihrem Vater zum Trotz; und was man Tugend nennt, scheint überhaupt dem ganzen Geschlecht nur dann einiger Aufmerksamkeit würdig, wenn es darauf ankommt, die Männer durch sie zu ärgern.

Den nähmlichen Geist, wie dieses Selbstgespräch, athmete die Rede, die unmittelbar nachher die arme Julie von ihm anhören mußte.

Ich erlebe Freude an Dir! sprach er. Hast Du vergessen, daß Du einen Vater, und welchen Vater Du hast? Wie kann ein Mädchen Deines Standes sich einfallen lassen, sich wie eine Amtmanns- oder Pfarrers-Dirne selbst einen Mann wählen zu wollen? Glaubst Du, wenn Dein einfältiges Herz in Brand geräth, und Deine eben so einfältigen Augen sich vergaffen, mit Einem Worte, glaubst Du, wenn Du eine Närrinn bist, eben darum das Recht zu haben, zu thun, was Du willst? Wofür hätte ein Mädchen Vater und Mutter, wenn sie in der wichtigsten Angelegenheit ihrem eigenen Willen folgen dürfte? Vielleicht hätte ich Dich mit Carln verheirathet, wenn Ihr einander gleichgültig geblieben wäret. Aber jetzt, da Du Dir herausgenommen hast, ihn zu lieben, werde ich Dich eher dem Manne im Mond zur Frau geben, als ihm. Ich habe es Dir schon in der Wiege gesagt, daß Du gar Nichts wollen sollst, was ich nicht zuvor gewollt habe, und doch will die verwünschte Weibernatur auch in Dir nicht aufhören, sich zu regen. So sehr

Du indessen meinen Unwillen verdient hast, so kann ich doch nicht aufhören, gütig gegen Dich zu seyn. Was will ein verliebtes Mädchen anders, als einen Mann? Und am Ende ist es der Thörinn gleichgültig, welchen Mann sie bekommt. Einen Mann willst auch Du, oder vielmehr Du willst einen Knaben, und ich habe einen Mann für Dich gewählt. Bedenke doch nur die Lächerlichkeit, eine Studentenbraut, und am Ende gar, wenn Dein Leichtsinn keinen Widerstand fände, eine Studentenfrau zu heißen! Den Nahmen des Mannes, dem ich Deine Hand versprach, brauchtest Du, weil ich in der Hoffnung, zwey Jahre werden Dich nicht bloß älter, sondern auch klüger machen, die Heirath solange zu verschieben beschlossen habe, eigentlich noch nicht zu wissen. Allein er ist zwar klüger, als viele junge Leute, aber doch besitzt er einige Neugierde, Dich jetzt schon kennen zu lernen, und Du wirst also nächstens einen Besuch von dem Baron Lippstein erhalten.

Vierzehntes Kapitel.

Ohne eine Antwort zu erwarten, verließ der Minister das Zimmer, und Julie, ach! die Arme, sie war nicht bestürzt, sie war vernichtet. Gerade der Umstand, daß sie bey ihrer Liebe zu Carl die väterliche Strenge vergaß, beweist, wie heftig diese Liebe war. Nie liebte und achtete eine Tochter ihren Vater mehr, als sie, und seinem Willen in irgend einem Falle den Gehorsam versagen, war ein Verbrechen, von welchem der bloße Gedanke sie zittern machte. Aber noch mehr zitterte sie vor dem, was er jetzt von ihr forderte. Dem Geliebten sollte sie entsagen! Unmöglich! Einem Andern sollte sie Hand und Herz, weil beyde nach ihrem Sinne sich nicht trennen ließen, schenken! Noch unmöglicher! Und wer war dieser Andere? Nach dem Zeugniß der Besten ein Unwürdiger, ein Verführer der Unschuld, ein spottender Verletzer der heiligsten Pflichten, ein Mann, der es für eine Schande hielt, die Person zu lieben, gegen welche die Liebe

allein kein Verbrechen war. Welche Rettung blieb ihr übrig? Konnte sie hoffen, den Vater durch Bitten zu gewinnen? Ach! eine Bitte hieß bey ihm schon ein Ungehorsam, und sie hatte also Recht, wenn sie ihr Schicksal als entschieden, und ihr Unglück, insofern es ein Unglück für ein Mädchen ist, zu einer Heirath mit einem Manne gezwungen zu werden, den man nicht liebt, und der keine Liebe verdient, als vollendet betrachtete.

Fünfzehntes Kapitel.

Der Baron Lippstein hatte in der großen Welt zu viele Seinesgleichen, als daß seine Grundsätze einem Weltmanne, wie der Minister, sonderlich anstößig hätten seyn können. Wer die Liebe für eine Thorheit hält, gesteht ihr auch keine Rechte zu, und um ihre Entheiligung zu verdammen, muß man erst ihre Heiligkeit anerkennen.

Er hatte dem Baron, dessen Oheim einer seiner vertrautesten Freunde war, erlaubt, seiner Tochter aufzuwarten, und dieser ließ die Erlaub-

niß nicht lange unbenutzt. Folgender Brief, den er zur Zeit, als er das Ziel seiner Wünsche bald erreicht zu haben glaubte, an einen Genossen seiner Vergnügungen schrieb, kann am sichersten zeigen, wer der Mann war, der im Herzen der guten Julie die Stelle ihres Geliebten einnehmen sollte.

Lache nur, mein Freund! In Kurzem bin ich ein Bräutigam, so sehr und so ernstlich, als es irgend einer meiner ehrbaren Großväter gewesen ist. Doch lache nicht, oder lache wenigstens nur halb. Heirathen werde ich, diesen verzweifelten Entschluß kann ich nicht läugnen. Aber wenn Du glaubst, weil ich auf dem Punct stehe, mich zu verloben, so sey mir etwas Menschliches mit dem Verlieben begegnet: so ist Dir zu rathen, daß Du die Logik und mich besser kennen lernst. Mit Einem Worte, ich hoffe der Welt einen Beweis zu geben, daß keine Regel ohne Ausnahme ist, und daß man ein recht vernünftiger Mann seyn, und doch eine Frau nehmen kann. Du weißt, mein Freund! daß meine Philosophie mich

mein ganzes Vermögen gekostet hat. Es ist im Ernst zum Rasen, daß einem Manne, wie mir, von dem heillosen Glücke nicht einmahl so viel beschert wird, als er braucht, um — weise zu leben. Selten wagte ich es, mehr als zwey gute Freundinnen zugleich zu unterhalten, von welchen überdieß gewöhnlich nur Eine dem Tempel Thaliens angehörte. Meiner Postzüge waren ebenfalls nicht mehrere. Ich brachte gewöhnlich nur die Hälfte des Jahrs in Paris, oder in Italien zu; ich bewirthete meine Freunde selten öfter als zwey Mahl des Monats, und besinne mich kaum, jemahls mehr als zweyhundert Louisd'or in Einem Abend verspielt zu haben. Und doch, sollte man es glauben? trotz meiner beynahe philisterhaften Mäßigung im Vergnügen, trotz eines Lebens voll Entsagungen, bin ich längst in dem Falle, nicht etwa nur borgen zu müßen, sondern daß mir, der christlichen Juden nicht zu gedenken, sogar die weniger unbarmherzigen, die jüdischen, nicht mehr borgen wollen. Einem Manne aber, wie mir, ist, wenn seine Wechsel nicht mehr gel-

ten, als manche Kassenscheine, nur auf dreyerley Art zu helfen. Entweder ein reicher Vetter muß ihm den Gefallen thun, und ohne seine Schätze in die andere Welt gehen, oder er selbst muß sich todt schießen, oder er muß eine reiche Frau nehmen, und da mein Oheim mich zwar recht sehr liebt, sein leben aber doch noch mehr, als mich, und sein Geld noch mehr, als sein Leben, das Todtschießen aber durch den Mißbrauch, den so viele Tröpfe in der wirklichen und in der Romanenwelt leider noch täglich davon machen, nicht viel besser ist, als sich vom Henker hohlen lassen, was bleibt mir armen Manne übrig, als die reiche Frau?

Es war längst mein wichtigstes Geschäft, unter den Töchtern des Landes die würdigste, nähmlich die reichste zu suchen, als mein Oheim, der, das Geld abgerechnet, nie aufhörte, Vaterstelle bey mir zu vertreten, mich mit der Nachricht überraschte, daß er mir bereits den Weg zu einem Glücke gebahnt habe, das meine kühnsten Wünsche noch übertraf. Sein ältester Freund, der Mini-

ster, den wir seiner Gefühllosigkeit und seiner das Land beglückenden Gerechtigkeit wegen immer nur den steinernen Schutzgeist zu nennen pflegten, hat eine einzige Tochter, und so viel Geld, daß wenn er auch ein halbes Dutzend hätte, jede noch reich genug wäre, um einen Mann in meiner Lage in Versuchung zu führen, und diese Einzige wird, Dank seys dem unvergleichlichsten aller Oheime! wenn die Glücksgöttin nicht ein gar zu falsches und treuloses Weib ist, in wenigen Monaten meine Frau. Ich warte dem Mädchen schon eine halbe Ewigkeit lang auf. Aber es lohnt sich auch der Mühe, und ich schwöre Dir, es gibt kein Männlein und kein Fräulein unter der Sonne, die so ganz für einander geschaffen sind, als sie und ich. Ihr erster Blick sagte mir, daß sie mich nicht ausstehen kann, und bedarf ein Mann von meiner Sinnesart noch mehr, um sich für ein Mädchen todtschießen zu lassen, oder sich selbst todt zu schießen? In der That, der Haß, das Grollen, und nicht die einfältige und langweilige Liebe gibt den Weibern Reiz, und es ist mir

ſchlechterdings unbegreiflich, wie ſich unter den heirathenden Sterblichen ſeit Adams Zeiten das alberne Vorurtheil erhalten konnte, daß kein Ja ausgeſprochen, und kein Brautring gewechſelt werden dürfe, wenn die beyderſeitigen Herzen des jungen Pärchens nicht in vollen Flammen ſtehen. Mich, mein Freund! kann nur eine Frau beglücken, die mir für jeden Kuß eine Ohrfeige gibt, und es müßte mich Alles täuſchen, oder die ſüße Julie, mein haſſendes Liebchen, läßt mir auch von dieſer Seite Nichts zu wünſchen übrig. Mit Einem Worte, ich bin ihren Augen ein Gräuel, und jeder ihrer Blicke wirft mir eine meiner Sünden vor. Uebrigens bitte ich mir es aus, daß Du unter dem Mädchen, ob ſie gleich der Hölle es täglich zum Vorwurf macht, daß ſie nicht mich und alle meine guten Freunde, und alſo auch Dich längſt verſchlungen hat, Dir nicht etwa ein gewöhnliches Bethſchweſterchen denkſt. Tugendhaft, ehrbar und ſündenhaſſend iſt ſie freylich ſo durch und durch, als ob ſie ſtatt ihrer achtzehn wenigſtens vierzig Jahre zählte, aber ſie iſt

es mit einem Geist und mit einer Anmuth, daß ich nicht genug auf meiner Hut seyn kann, um nicht von den seltsamen Grillen der reizenden Verführerinn angesteckt, und, Gott sey bey uns! in einen Grandison verzaubert zu werden. Von ihrer Schönheit läßt sich besser mit dem Pinsel, als mit der Feder in der Hand reden, und es ist wirklich eben um dieser Reize willen zu beklagen, daß aus der Eigenthümerinn derselben statt einer Lais, oder einer Aspasia, nur ein gemeines Eheweib werden soll. Für das Alltagsleben des Ehestands gehören auch nur Alltagsgesichter, und die Laune könnte mich leicht anwandeln, mich von einer reizenden Frau scheiden zu lassen, um sie zum Range meiner Gesellschafterin zu erheben. Vergessen darf ich nicht, daß Julie zur Vollendung meines Glücks bereits geliebt hat, und noch liebt, und wahrscheinlich so ewig lieben wird, wie Mädchen und Weiber gewöhnlich zu lieben pflegen. Weg mit dem Weibe, deren Herz nicht einem Andern gehört, als ihrem Manne! So lästig mir die Liebe einer Frau

wäre, wenn sie mir gälte, so sehr entzückt mich eben diese Frau, wenn sie für einen Nebenbuhler schmachtet. An dem Feuer der fremden Liebe wärmt sich am Ende doch nur der Mann, und kann er süßere Küsse bekommen, als die, welche dem Abgott ihres Herzens bestimmt sind? Indessen, mein Freund! verstehe mich ja nicht falsch! Trotz dieser Ehemännerphilosophie bin ich ein abgesagter Feind aller Wahlverwandtschaften, und wenn ich dem Geliebten meiner Frau ihre Herzensthür, zum Theil auch aus Mangel der nöthigen Riegel, nicht zu verschließen begehre, so verschließe ich ihm dafür meine Hausthür desto fester. Juliens Liebhaber, der noch nicht lange von der hohen Schule zurück ist, lebt mit ihr in Einer Stadt, und da in meiner künftigen Lebensbeschreibung einer oder der andere todtgestochene Nebenbuhler nicht fehlen darf: so fürchte ich, dem jungen Menschen hat sein böser Genius gerathen, zu lieben, wo ich meine Ursachen habe — zu freyen. Er gehört ohnehin unter die Wesen, die ich, Gottlob! nebst dem Tod

am meisten hasse. Er geberdet sich nicht anders, als ob er die Weisheit in eigener Person zur Säugamme, und den erlauchten Musengott zum Hofmeister gehabt hätte. Er spricht wie ein Buch, und schreibt ein Buch um das andere. Er ist andächtiger, als ein Heidenbekehrer, und schämt sich gar nicht, ohne die Spur von einem Bart den Cato zu spielen. Statt sich zuweilen durch eine ehrliche Sünde, die einem jungen Menschen so wohl ansteht, einen guten Ruf zu machen, hütet er sich sogar vor der kleinsten Thorheit. Glaubst Du z. B. der Pinsel wäre im Stande, ein Mädchen zu verführen? Im Gegentheil, wage Du einmahl in seiner Nähe eine solche ritterliche Handlung, und Du darfst auf Deiner Hut seyn, daß sein Don Quixotesarm Dich nicht auf der Stelle zur Leiche macht. Er geht zehn Mahl öfter zur Kirche, als ins Schauspiel, und versäumt den glänzendsten Ball, um für einen armen Teufel einen Rechtshandel zu gewinnen. Du wirst ihn in Deinem Leben nicht betrunken sehen, so lange das Wasser nicht be=

rauscht, und für das Geld, das er im Spiele wagt, kannst Du die Karten nicht bezahlen, die Du an Einem Abend verbrauchst. Er reitet nie anders als im Schritte, und hält es für eine Sünde, seinem Pferd die Sporen zu geben. Auf der Schule hat er auch nicht Einen Philister geprellt, und macht, so ein arger Knauser auch sein Vater ist, doch nicht einen Heller Schulden. Kurz, der Mensch ist ein vollkommener Gegenfüßler von mir, und möchte gern durch sein Betragen die Leute glauben machen, es gebe gar keine Erbsünde. Muß es mich also nicht doppelt freuen, daß das Schicksal mich ausersehen hat, dem Ritter von der tugendhaft-traurigen Gestalt die Dame seiner hohen Gedanken wegzuhaschen? Aber, fragst Du mit einem weisen und bedenklichen Gesicht, wie kannst Du hoffen, daß diese Julie, von der Du selbst sagst, daß sie Dich nicht ausstehen kann, sich jemahls entschließt, Dir ihre Hand zu geben? Wisse also, guter Freund! nicht Julie gibt mir ihre Hand, sondern ihr Vater gibt mir sie. Das Mädchen selbst würde freylich,

besonders mit ihrem Carl=Socrates im Kopf und Herzen, lieber zur Nachteule, als zur Baroninn von Lippstein werden. Aber sie ist, was die Liebe zu ihrem Vater betrifft, ein ächtes weibliches Gegenbild zu dem pius Aeneas. Je größer das Opfer ist, das sie dieser Liebe bringen kann, desto freudiger bringt sie es, und da also der Vater will, daß sie meine Frau werde, so dankt sie mir gewiß noch im Herzen für die Belials=Natur, die sie in mir vermuthet, weil ohne diese ihr Gehorsams=Heldenmuth in einem minder glänzenden Licht erschiene. Auf diese Art spricht wenigstens die Stadt von dem seltsamen Mädchen, ob ich gleich selbst, die Wahrheit zu gestehen, so lange mir die Hochzeitfackel nicht wirklich leuchtet, Nichts weniger als völlig ruhig bin. Der Henker traue den stillen Wassern, und besonders den stillen Wassern weiblichen Geschlechts! O Freund! kein Quentchen Verstand bliebe mir mehr übrig, wenn ich mich in meiner Hoffnung getäuscht, und vollends gar durch Weiberlist getäuscht sähe. Das Mädchen muß mein seyn, und

zwar nicht bloß um meiner Schulden, sondern auch um ihrer selbst willen. Ich entdecke täglich neue Reize an ihr, und wen sollte überhaupt nicht ein Weib entzücken, das in tausend höchst wesentlichen Dingen kein Weib ist? Wie oft hast Du, um Dir nur einige Beyspiele zu geben, mit mir darüber gespottet, daß die Leipziger Schlacht für eine Unzahl deutscher Weiber und Mädchen ein Grund war, ihre niedlichen Köpfchen mit den abscheulichsten altdeutschen Hauben zu bedecken. Julie glaubt mit Recht, die erfochtene deutsche Freyheit habe mit ihrem Kopfputz Nichts zu schaffen, und Napoleon könne immer vom Throne gestoßen seyn, ohne daß sich darum eine barbarische Mode herausnehmen dürfe, ihr ihren geschmackvollen Hut vom Kopfe zu stoßen, um einem Ungeheuer Platz zu machen, mit welchem ihre Urururgroßmütter vor dreyhundert Jahren die beherztesten Vögel verscheuchten. Ueberhaupt opfert sie weder den Sitten der Zeit, noch den Götzen der Zeit. Die Jungfrau voll Liebe und Mitgefühl hilft wo zu helfen ist, ohne Mitglied

eines Frauenvereins zu seyn, und verwundete Krieger erfahren ihre Wohlthätigkeit, wenn man sie auch gleich keine Verbandleinwand zupfen sieht. Dem Sonettengebrüll der tollen Reimer, die gegen die Franzosen und gegen die gesunde Vernunft und den guten Geschmack mit Legionen lahmer und holperichter Verse zu Felde ziehen, verstopft das ächt-deutsche Mädchen voll Abscheu ihr zartes Ohr, und der freundlichste Blick wurde mir von ihr zu Theil, als ich bey Gelegenheit meinen Unmuth über dieses quakende Ungeziefer, das der erste Blick der kaum am Horizont heraufsteigenden deutschen Freyheitssonne ausbrütete, in den stärksten Zornworten, die mich die Sprache finden ließ, Luft machte. Ist es nicht ein Gräuel, ganze Ladungen voll ächter Hottentotten- und Menschenfresser-Poesie, die von ihren hirnlosen Urhebern mit wahnsinnigem Dünkel Klopstocks Freyheitsgesängen und Gleims Kriegsliedern an die Seite gestellt wird, auf den Putztischen der Damen zu finden, und sollte nicht das ganze nüchterne und vernünftige Deutschland sich gegen

die besiegten Nachbarn öffentlich und feyerlich von dem Unsinn einer Rotte zum allgemeinen Spott, zu lebenslänglichem Hunger und zu ewigem Dunkel verdammter poetischer Trunkenbolde und kanibalischer Blutsaufer lossagen? O, sprach ich jüngst, als in meiner Gegenwart ein in die neueste Weihe eingeweihter Tropf, dessen schwammiges Herz an Juliens Reizen wie an einer Angel zappelt, dem armen Mädchen das neueste Werk eines der lautesten und unverdrossensten dieser heulenden Sumpfbewohner vorheulte, o himmlischer Gott der Lieder! hast Du denn Dein Messer an der Haut des armen Marsyas ganz stumpf geschunden, und ist es um Dein Ohr, oder um Deine Galle geschehen, daß man ohne Furcht vor Deinem gerechten Grimm Klingelreime auf Klingelreime häufen darf?

Soll ich Dir auch noch die übrigen Vorzüge des wunderbaren Mädchens etwa nach alphabetischer Ordnung aufzählen? O ich schwöre Dir, ihr fehlt nicht nur keine der bis jetzt bekannten, und zum Theil auch üblich gewesenen Tugenden,

sie erfindet, weil sie an diesen nicht genug hat, noch neue hinzu. Wenigstens erscheint jede durch sie in einer eigenen Gestalt und mit neuen Reizen. Doch die gesunde Vernunft erbarme sich meiner! Bin ich nicht zu meiner Demüthigung beynahe zum Schwärmer für ein Mädchen geworden, das mich haßt, und das ich wenigstens nicht liebe, weil ich nicht lieben will, und nicht lieben darf?

Sechszehntes Kapitel.

Der Minister war im Begriff, endlich die Zeit zu Juliens Verlobung mit dem Baron zu bestimmen, als er die Nachricht erhielt, dieser habe sich eines Zweykampfs wegen aus der Residenz flüchten müßen. Die Nachricht war nur zu gegründet, und der von ihm gefährlich verwundete Gegner des Barons Niemand als Carl.

Welche Post für die gute Julie! Der Liebling ihres Herzens befand sich am Rande des Grabes, und zwar durch die Schuld eines Menschen, den

der väterliche Wille ihr zum Gemahl bestimmte. Doch sollte dieses Unglück nicht ein anderes und größeres von ihr abwenden? Carls Zustand, hieß es, sey bedenklich, aber nicht hoffnungslos, und wäre es nicht zu hart von ihrem Vater, wenn er noch auf ihrer Verbindung mit dem Manne bestände, der ihr jetzt ein doppeltes Recht, ihn zu verabscheuen, gegeben hatte? Eitle Hoffnung! Mit dem gleichgültigsten Ton von der Welt sagte ihr der Minister: Deine Verlobung mit dem Baron muß um einige Wochen verschoben werden. Er hat in einem Zweykampfe seinen Gegner ein wenig stark verwundet, und mußte sich darum vor der Hand von hier entfernen. Seine Abwesenheit kann inzwischen nicht lange dauern. Eine Ehrensache, wie diese, ist leicht beyzulegen, und ich selbst werde es an meiner Verwendung bey dem Fürsten zu seinem Besten nicht fehlen lassen.

Siebzehntes Kapitel.

Carl war genesen, und der Baron wieder in der Residenz angekommen. Aber aufs Neue und weiter als jemahls sah dieser sich vom Ziel seiner Wünsche entfernt. Der Minister wurde von einer tödtlichen Krankheit befallen, und die treue und rastlose Pflege der zärtlichen Julie, die mehr als die Kunst der Aerzte zur Rettung seines Lebens beytrug, weckte in dem Herzen des Vaters Gefühle, denen er um so weniger zu widerstehen vermochte, je unbekannter sie ihm bisher geblieben waren. Ließ sich eine Belohnung denken, die der Liebe, die er erfahren hatte, entsprach, und sollte der Vater dem Kinde den höchsten Grad der Treue durch den höchsten Grad der Härte vergelten? Einem Herzen sollte er Gewalt anthun, das kaum noch für ein anderes Wesen, als für ihn, zu schlagen schien, und mit dem seinigen gebrochen wäre? Zwar die Heirath mit dem Baron hatte nicht aufgehört, sein Lieblings-Wunsch zu seyn, und schrecklich im eigent-

lichen Sinne des Worts war dagegen seinem Stolz der Gedanke an eine Verbindung Juliens mit ihrem ersten Liebhaber. Aber sein besseres Gefühl überwältigte ihn. An seinem Krankenbette, das er noch immer nicht verlassen konnte, vernahm Julie Worte, die sie, so sehr sie auch zu ihrem Troste gesprochen schienen, doch nur mit tiefem Schmerz anhören konnte, weil sie in ihnen nicht mehr den alten, troß seiner Strenge von ihr unaussprechlich geliebten Vater erkannte. Julie, sprach er, meine Krankheit ist zur größten aller Wohlthaten für mich geworden, indem sie mich lehrte, daß ich der glücklichste aller Väter bin. Nichts gleicht der Liebe, die Du mir bewiesen hast, und so gewiß der Himmel sie nicht unbelohnt läßt, so gewiß fordert er von mir, daß auch mein Dank Dich erfreue. Ich kenne die Wünsche Deines Herzens. Ich weiß, wen Du liebst. Gib ihm Deine Hand. Der väterliche Segen fehlt Dir nicht.

Während dieser Rede zerfloß Julie in Thränen. Sie sank neben dem Bette auf ein Knie,

und sprach, indem sie die Hand des Vaters mit Küssen bedeckte: O mein Vater, wie rührt mich Ihre Güte, und wie beugt sie mich! Können Sie dem Kinde danken, das unzählige Wohlthaten zu vergelten hat, und nicht Eine vergelten kann? Was müßte ich seyn, wenn eine Pflicht gegen den Vater mir schwer fiele, die Menschenliebe keinem Fremdling versagt? Sie erlauben mir, bey der Wahl eines Gefährten meines Lebens meinem Herzen zu folgen. Ich folge ihm, indem ich mich dem Manne überlasse, den Sie für mich gewählt haben. Wie könnte jemahls, wie könnte vollends in der wichtigsten Angelegenheit des Lebens mein Wille ein anderer seyn, als der Ihrige? Es gibt nur Ein Glück für mich, das Bewußtseyn, recht gehandelt zu haben, und handelt ein Kind recht, wenn es Opfer vom Vater annimmt, wenn es sich von ihm von der Pflicht zu gehorchen entbinden läßt? Darf Ihre Krankheit, bester Vater! Sie Ihren liebsten Wunsch kosten, und soll ich mich selbst unter den Stand einer Magd erniedrigen, indem ich mich für kindliche

Liebe, die mich selbst unendlich mehr als Sie beglückt, durch ein Ihnen schmerzliches Opfer belohnen lasse? Carls Besitz kann mich nie beglücken, weil nur ein Uebermaß Ihrer Güte, nicht aber Ihr geprüfter Wille den Segen zu unserer Verbindung spricht. Ihm selbst ist Ihr Wille und meine Pflicht eben so heilig, als mir. Er hat es durch die Gewissenhaftigkeit bewiesen, mit der er seit Jahren selbst den Anblick der einst so unendlich Geliebten vermied, und gewiß, er kann nicht anders, er würde meine Hand mit Verachtung von sich stoßen, da er weiß, daß höchstens Ihre Großmuth mir erlauben kann, sie in die seinige zu legen. Lassen Sie also, bester Vater! mich dem Himmel, der Sie mir wieder schenkt, dadurch danken, daß ich mit dem frohesten Herzen mich Ihrem Willen unterwerfe, und mein Lohn sey, wenn je ein Entschluß, den mein eigenes Glück fordert, einen Lohn verdient, Ihre Liebe und Ihr Verzeihen einer jugendlichen Verirrung.

Achtzehntes Kapitel.

Was mußte ein Mann von der Denkart des Miniſters, was mußte ein Vater von ſeinen Grundſätzen bey dieſen Geſinnungen ſeiner Tochter empfinden! Genoß er nicht in dieſem Augenblicke den höchſten Triumph ſeiner Erziehung? Und wenn die Freude, die man an Kindern erlebt, den Freuden der Seligen gleicht, was muß ſie vollends ſeyn, wenn man ſich als den eigenen Schöpfer ihrer Tugenden zu betrachten das Recht hat!

Lange blieb der entzückte Vater ſprachlos, und als er glaubte, er könne antworten, verſtummte er abermahl, und ſchloß die Tochter als ein Geſchenk, mit welchem der Himmel ihn erſt heute, mit welchem er ihn ſo eben erſt beglücke, in ſeine Arme. Gute Julie! ſprach er endlich, Du biſt ein edles Kind, Du biſt der Stolz Deines Vaters. O glichen alle Kinder Dir, wie glücklich wären ſie, wie glücklich wären die Aeltern! Wie ſegnet mich Gott durch Dich, und wie wird er

Dich segnen um meinetwillen! Der Vater, dem sein Kind nicht gehorcht, ist kinderlos, und das ungehorsame Kind macht sich selbst zur Waise. Aber Julie! Du irrst, wenn Du glaubst, Deine Verbindung mit Carl koste mich ein Opfer. Ich weiß, Du kannst nie aufhören, ihn zu lieben, und meine Ruhe fordert es, daß Du dem Manne gehörst, der zuerst im Besitz Deines Herzens war.

Julie war auf keine Weise zu einer Aenderung ihres Entschlußes zu bewegen, und nach einem langen Wettstreite der väterlichen Liebe und des kindlichen Gehorsams willigte endlich der Minister ein, daß Carl selbst über sein und ihr Schicksal entscheide. Ihr Wille, mein Vater! sprach Julie, muß geschehen, wenn ich nicht unglücklich seyn soll, und Sie sehen also, daß ich das Theuerste, daß ich Alles dem Edelmuthe des Geliebten anvertraue. Entscheidet er eigennützig, so wird er eben dadurch meiner Liebe völlig unwerth, und dennoch lasse ich es ohne Furcht von seinem freyen Entschluße abhängen, ob ich zu

einem Schritte gezwungen werden soll, den mein Herz ewig verdammen müßte.

Julie schrieb also die kurzen Worte: Der beste, der gütigste Vater, liebster Carl! setzt es auf Deine Entscheidung aus, wer der Mann seyn soll, dem ich vor dem Altar Treue gelobe, Carl, oder der Baron Lippstein. Der gute Vater, mein Geliebter! ahnt vielleicht, was Du antwortest, aber Deine Julie weiß es.

Neunzehntes Kapitel.

Der Minister schickte den Brief ab, und als die Antwort kam, gab sie ihm Julie, ohne sie zu lesen. Er brach das Siegel, und las: Warum, liebste Julie! vertraute Dein edler Vater nicht Deinem Zeugnisse von mir? Wie könnte der Geliebte Dich hindern, dem Rufe irgend einer Pflicht zu gehorchen? O wie wenig ist die ächte Liebe noch von den Menschen gekannt! Bin ich unglücklich, wenn Du eine gute Tochter bist? Soll ich zürnen, wenn Du den väterlichen Wil-

len ehrst? Das Schicksal will, Du sollst Lippsteins Gattinn seyn. Es hätte eben so gut wollen können, daß Du meine Schwester seyst, und wenn ich mich dieser Fügung ergeben hätte, warum sollte ich über jene murren? Liebe fordert keinen Besitz, sie fordert nicht einmahl Gegenliebe. Gehöre also Julie einem Andern. Sie ist mein, weil ich sie liebe.

Ich sehe, sprach der Minister, als er den Brief gelesen hatte, Carl ist Deiner vollkommen würdig. Aber eben darum, liebe Julie! darf ich Dich und ihn nicht trennen. Willst Du also den liebsten meiner Wünsche erfüllen, so sey er es, den Deine Wahl beglückt.

Carl hat entschieden, mein Vater! antwortete Julie, und ich habe Ihr Wort, daß seine Entscheidung mein Schicksal bestimmen soll. Muß ich mich nicht bereits als die Gattinn des Barons betrachten, weil ich ohne Ihre Krankheit es schon längst wäre? Wäre meine Verbindung mit Carl auch wirklich die einzige Bedingung meines Glücks, wie könnte ich dieses Glück einem Zufalle

verdanken wollen, der Ihr Leben in Gefahr setzte? Was Sie einmahl wollten, muß nothwendig gut seyn. Lassen Sie mich also Ihrem frühern Willen gehorchen, und so gewiß Ihre Zufriedenheit die meinige ist, so gewiß wird Ihre Julie glücklich werden.

Zwanzigstes Kapitel.

Der Baron führte also Julien zum Altar, und einige Monate nach Ihrer Vermählung schrieb die junge Gattinn folgenden Brief an eine ihrer Freundinnen.

Du bist eine Lügenprophetinn, meine gute Henriette! Es ist unerhört, es ist unverantwortlich, schriebst Du mir einige Wochen vor meiner Vermählung in Deiner halb scherzenden, halb zürnenden Laune, einem Menschen Hand und Herz zu schenken, der keine Liebe verdient, und den man, was noch schlimmer ist, auch nicht liebt, und ich wette, auch nicht Einen Tag wirst Du glücklich mit ihm leben. Trotz dieser Weissa-

gung lebe ich aber beynahe schon hundert Tage mit ihm, und statt vom ersten Tage an unglücklich zu seyn, fühle ich mich mit jedem Tage glücklicher. Doch Du forderst im Ernst, daß ich Dir erkläre, wie man eine solche Thörinn seyn kann, wie ich. Laß mich Dir also zuerst sagen, daß Du von meinem Manne eine viel schlimmere Meinung hast, als er jemahls verdiente. Aber angenommen, meine Freundinn! er wäre wirklich nicht besser, als er in Deinen Augen ist, so frage ich Dich auf Dein Gewissen, soll ein gutes Mädchen einem Manne schlechterdings ihre Hand versagen, dessen Gesinnungen und Handlungen ihren Tadel verdienen? Mich dünkt, sie hätte in diesem Falle nicht viel weniger Unrecht, als wenn sie ihn aus dem Grunde verschmähte, weil er — nicht reich ist. Eine Frau, die sich nicht zutraut, einen Mann der Tugend zu gewinnen, verdient auch keinen zu besitzen, der bereits für sie gewonnen ist, und ich zweifle überhaupt, ob sie fähig ist, den Tugendhaften um der Tugend willen zu lieben. Es ist gut, wenn Liebe und

Achtung ein Ehebündniß schließen. Aber ich weiß kaum, ob es nicht schöner ist, wenn beyde Wirkungen der Ehe, als wenn sie ihre Ursachen sind. Man freut sich mehr des erworbenen Guts, als des vom Zufalle bescherten. Heil der Frau, die nicht nur ihre Kinder, die auch ihren Mann erzieht! Ist es doch überhaupt die Bestimmung des Weibs, Opfer zu bringen, und wie selten ist es ihr also vergönnt, bloß ihrer Neigung zu folgen! Wenn männliche Selbstsucht fordert, so gibt die weibliche Bescheidenheit, und die Liebe der Frauen hat von jeher ihr Glück nur im Beglücken gefunden.

Gewiß, meine beste Henriette! ist dieses mein Glaubensbekenntniß über Liebe und Ehe auch das Deinige, und doppelt muß es Dich also freuen, wenn Deine Julie Dich versichert, daß keine Reue über den Schritt, den sie im festen Vertrauen zu der Wahrheit ihrer Gefühle wagte, ihre Stunden trübt.

Der Baron wurde mit jedem Tage des Schutzengels, der ihn durchs Leben leitete,

würdiger, und endlich machte Carls Verbindung mit einer zweyten Julie das Glück der ersten vollkommen.

1815.

Dritte Abtheilung.

Digitized by Google

I.

Blätter aus einem Gedenkbuche.

1.

Bescheidenheit.

Aechte Bescheidenheit spricht oft selbst im dringendsten Falle bloß darum nicht für sich, weil sie nicht von sich sprechen will.

2.

Verdienste.

Durch Verdienste um Andere erwirbst Du Dir das größte Verdienst um Dich selbst.

3.

Die gefährliche Waffe.

Jean Paul äußert bey einer gewißen Gelegenheit sein Befremden, daß man ihm, da er auf

Befehl seiner Regierung sogar gegen die Franzosen zu schießen habe, verbiethe, gegen sie zu schreiben.

Das Widersprechende in diesem Verboth möchte bey manchem Schriftsteller seine Richtigkeit haben. Allein was den Verfasser des Mars und Phöbus betrifft: so frage er nur die Franzosen selbst, ob sie nicht lieber ein Heer der tapfersten Jean Paule gegen sich schießen, als ihn, den einzigen, gegen sich schreiben lassen wollen?

4.

Die Schrift des Mävius.

Der jämmerliche Mävius! Ich hoffte weiß nicht was aus seinem Buche zu lernen. Aber was lernte ich aus ihm? Nichts, als daß — Er Nichts gelernt hat.

5.

Anecdoten-Sammlungen.

Wer eine gute Anecdoten-Sammlung machen kann, macht etwas, das besser ist, als die beste Anecdoten-Sammlung, und also werden wir nie eine gute bekommen.

6.

Der Glückliche.

August.

Iſt Paul nicht ein glücklicher Sterblicher?

Theobald.

Warum?

August.

Er hat eine Million im Vermögen.

Theobald.

Wenn Du weiter Nichts von ihm weißt, mein guter Auguſt! ſo iſt er bloß ein reicher Sterblicher.

7.

Härte gegen die Jugend.

Sollen denn die Schulen ewige Marterkammern für die arme Jugend bleiben? In früherer Zeit wurde ſie von ſchwarzen Satans-Engeln, die man Schulmeiſter nannte, mit Fäuſten, Birkenruthen und Haſelſtecken geſchlagen. Aber in der unſrigen, wer ſollte es ihr zutrauen? verfährt man noch barbariſcher mit den unſchuldigen

Kindern. Die Satans-Engel wollen das Lied der Nibelungen mit ihnen lesen.

8.

Zu spät Tadel.

Was schimpft Ihr Kunstrichter auf Stentors Werk? Ist es nicht bereits vor zwey Messen erschienen, und kennt Ihr nicht den Spruch, daß man von den Todten nur Gutes reden soll?

9.

Die neuen Pharisäer.

Man spricht in unsern Tagen so viel von der Wiederkehr der Zeit des alten Christenthums. Ein Zeichen dieser Zeit ist auch bereits erschienen. Man sieht eine Menge Pharisäer, die sich unter der Larve unserer Mode-Poeten und Mode-Philosophen verstecken. Man würde übrigens diesen Pharisäern großes Unrecht thun, wenn man sie zugleich für Schriftgelehrte hielte.

10.

Man erkennt den Löwen an der Klaue.

Ich will es dem Epigramm eines Dichters ansehen, ob er fähig ist, eine Epopee zu schreiben.

11.

Diogenes.

Diogenes wurde von Plato der rasende Socrates genannt. Wäre doch nur Einer unter unsern zahllosen rasenden Philosophen, der diesen Ehren-Nahmen verdiente!

12.

Mittel, alt zu werden.

Der Rath, sich vor Leidenschaften zu hüten, um ein hohes Alter zu erreichen, heißt mit andern Worten: Lebe gar nicht, auf daß Du lange lebst!

13.

Selbstbeherrschung.

Selbstbeherrschung ist das einzige Mittel, sich fremder Herrschaft zu entziehen.

14.

Ein alter Hochzeitgebrauch.

Der Hochzeitgebrauch der alten Deutschen, nach welchem Braut und Bräutigam zum Zeichen der Verlobung einander einige Haare ausrauften, ist bey ihren Nachkommen in die Ehe selbst übergegangen, und es bleibt nicht bey einigen Haaren.

15.

Die Philosophie.

Haben wir zur Zeit noch mehr als eine Philosophie für Philosophen, und brauchen andere ehrliche Leute nicht auch eine?

16.

Die heirathslustigen Neu-Holländerinnen.

Eine neuholländische Jungfrau, die einen Mann zu bekommen wünscht, setzt sich vermummt an den Weg. Haben etwa von diesem Gebrauch unsere Maskenbälle ihren Ursprung?

17.

Ciceros Tochter.

Eine Tochter Ciceros lebte hundert und drey Jahre. Der nähmliche Vater zeugte bekanntlich außer den leiblichen auch geistige Kinder, die alle ewig leben.

18.

Eine barbarische Heirathssitte.

Bey einigen wilden Völkern durchbohrt man einem Bräutigam vier Tage vor der Hochzeit die

Wangen mit einem scharfen Holz. Dort ist also Jeder, der eine Frau nimmt, ein doppelter Held, wenn ein Europäer nur ein einfacher ist.

19.

Philosophisches Wissen.

Kein Wissen darf weniger Stückwerk seyn, als das philosophische. Wenn die Philosophie nicht Alles weiß, so weiß sie gar Nichts, und daß sie nicht Alles wisse, sagt Hamlet vortrefflich in den Worten: Es gibt Dinge im Himmel und auf Erden, wovon sich Eure Philosophie Nichts träumen läßt.

20.

Freunde.

Ich weiß nicht, ob zartfühlende Menschen diejenigen sind, die am meisten nach Freunden streben. Wenigstens müßen sie lebhafter als Andere empfinden, wie lästig es ist, Leute um sich zu sehen, die glauben können, man mache Ansprüche an sie.

21.

Die Verstands-Verächter.

Gewiße tiefsinnige Denker unserer Tage belieben sehr verächtlich vom Verstande zu urtheilen.

Ich wollte ihnen Recht geben, wenn sie bloß den ihrigen meinten.

22.

Merkur am Diebsthurm.

Herr J. K. Höck, welcher im Morgenblatte vom Jahr 1814, Nr. 292, von einem an dem sogenannten Diebsthurm in Michelstadt eingemauerten Bilde des Merkurs Nachricht gibt, ist der Meinung, der Zufall habe dem Gott der Diebe am Diebsthurm eine sehr angemessene Stelle angewiesen. Mich dünkt aber, er stehe offenbar zu seiner Schmach da. Wäre Merkur ein rechter Gott der Diebe, so müßte es gar keinen Diebsthurm geben. Oder ist es etwa nicht schimpflich für einen Beschützer, der noch dazu ein Gott ist, wenn er seine Schützlinge in die Gewalt ihrer Feinde fallen läßt?

23.

Die Volkstracht.

Warum legt man seit der Umänderung der Dinge in Deutschland einen so hohen Werth auf

eine Volkstracht? Glaubt man denn im Ernst an das Sprichwort: Kleider machen Leute?

24.

Das Gold an die Menschen.

Ihr Menschen, die Ihr mich voll schnöder Begierde aus der Erde heraufgrabt, vergeßt nicht, daß man Euch einst in sie hineingräbt!

25.

Der Krieg und die Musen.

Allerdings ist der Krieg Nichts weniger, als ein Beförderer der schönen Künste, und er rechtfertigt vollkommen den bekannten lateinischen Spruch, daß unter den Waffen die Musen schweigen. Wenn die Kanonen donnern, welche Muse sollte noch singen? Und je mehr man Schießpulver verbraucht, desto mehr Tintenpulver wird erspart.

26.

Die Verehrer des Mittelalters.

Warum gehen die wunderlichen Leute, die schlechterdings das Mittelalter wieder herbeywünschen, nicht noch weiter zurück, und be-

mühen ſich das Uralter und mit ihm den Stand der Unſchuld wieder herzuſtellen? Ungereimter wäre wenigſtens dieſes Beſtreben auf keinen Fall, als jenes, und gelingt es uns einmahl, wieder bis zum Anfang der Schöpfung zurückzukehren, ſo kommt ja das Mittelalter ſeiner Zeit von ſelbſt.

27.

Vom Reimen und Nichtreimen.

Von manchen Gedichten könnte man mit einem nicht verwerflichen Wortſpiele ſagen, ſie wären der Form nach gereimt, und dem Inhalt nach ungereimt. Ein großer Theil unſerer neueſten Poeten will reimen, und kann es nicht, und daher ſind ihre Gedichte weder gereimt, noch reimlos, aber deſto ungereimter.

28.

Neueſte Flugſchriften und Zeitgedichte.

Wenn ich die meiſten der neueſten Flugſchriften, und beſonders den tollen Klingklang unſerer poetiſchen Stelzenläufer durchblättere: ſo rufe

ich im höchsten Grade des Unmuths über die Verfasser aus: O Ihr Armseligen, konntet Ihr Euch durch Eure Siege über den Welttyrannen keine andere Freyheit erringen, als die Freyheit, Euch lächerlich zu machen?

29.

Menschliches Vermögen.

Wenn jeder Mensch nur die Hälfte von dem leistete, was er vermag, welche Wunderwerke würden zu Stande kommen! Es fehlt zuverläßig zu keiner Zeit an Homeren, an Phidiassen und an Raphaelen. Aber die Homere lassen es an Iliaden, die Phidiasse an Jupitern, und die Raphaele an heiligen Familien fehlen.

30.

Die wahren Glücklichen.

Nur Diejenigen sind wahrhaft glücklich in dieser Welt, die gewiß sind, in jener selig zu werden.

31.

Plattdeutsch.

Es wird wenig Plattdeutsch mehr gesprochen, aber desto mehr plattes Deutsch geschrieben.

32.

Frommer Wunsch.

Es ist gewiß einer der frömmsten Wünsche für die Bücherwelt, daß die Leute, die keinen Kopf haben, auch keine Hände haben möchten.

33.

Lächerlicher Zorn.

Nichts ist lächerlicher, als ein zum Zorn geneigter unbedeutender Mensch. Er ist ein Maulwurfshügel, der Feuer speyt.

34.

Der hungernde Poet.

Du willst von der Poesie leben, mein Freund? Macht es Dich denn satt, wenn Du ausgelacht wirst?

35.

Die hassenden Schönen.

Man würde gewiß bald nicht mehr wissen, was Schönheit ist, wenn es in der Gewalt der Schönen stände, einander häßlich zu machen.

36.

Der Gefürchtete.

Nichts wird mehr gefürchtet, als was am wenigsten fürchterlich ist — der Tod.

37.

Die Anmaßende.

Wer sollte es glauben? Jenes zänkische alte Weib, die seit einiger Zeit die Bethschwester spielt, und ein wenig verrückt ist, bildet sich ein, sie stamme unmittelbar vom Himmel, und heiße — Philosophie.

38.

Die leicht zu Vergessenden.

Es geht mir ordentlich wie der Nachwelt. Ich kann die Nahmen eines großen Theils unserer besten heutigen Poeten nicht behalten.

39.

Die Lobredner der neuesten Zeit.

Freyheit, Recht und deutsche Sitte sind, wie es Eure Lieder uns versichern, wiedergekehrt. Aber mit ihnen hatte uns auch die Poesie ver-

lassen, und diese ist, wie gerade Eure Lieder uns beweisen, noch nicht zurückgekommen.

40.

Lebensdauer.

Unser Leben währt siebzig Jahre, und wenns hoch kommt, so sinds achtzig, sagt die Bibel.

Glücklich dürfte mancher Schriftsteller sich preisen, wenn er diesen Spruch auf sein bestes Werk anwenden könnte.

41.

Dichtende Damen.

Ein Frauenzimmer kann eine gute Dichterinn werden, aber niemahls ein guter Dichter.

42.

Auf gewiße Zeitgedichte.

Wir rühmen uns mit Recht unserer neuesten Thaten, aber leider in Gesängen, deren wir uns mit noch größerem Rechte zu schämen haben.

43.

Haß und Liebe.

Der Haß ist wenigstens eine ehrliche Leidenschaft, da die Liebe nur zu oft eine Heuchlerinn ist.

44.

Die Noth.

Die Noth ist eine vortreffliche Lehrmeisterinn; aber kein Mensch geht gern bey ihr in die Schule.

45.

Der Lustigmacher.

Nichts kann mich unlustiger machen, als ein sogenannter Lustigmacher, und ein solcher Mensch verdient seinen Nahmen ungefähr mit eben dem Recht, als ein Freudenmädchen den ihrigen.

46.

Das Böse.

Nichts Böses bleibt ungestraft, weil das Böse selbst eine Strafe ist.

47.

Die Ehre.

Pravus, behauptest Du, habe Dir Deine Ehre geraubt? Welche sonderbare Klage, mein guter Arist! Hast Du denn jetzt wirklich keine Ehre mehr? Pravus hat Dich gelästert und verleumdet. Aber die Leute, die dem Lästerer und Ver-

leumder glauben, in deren Händen kann Deine Ehre unmöglich seyn.

48.

Eigenheit der Ausschweifenden.

Der Mensch sieht gar zu gern mit den Uebeln, die er seinen Ausschweifungen verdankt, Andere heimgesucht, die diesen Ausschweifungen nicht ergeben sind, und Nichts macht z. B. einem Säufer mehr Freude, als wenn er eine rothe Nase an einem Wassertrinker wahrnimmt.

49.

Der unglückliche Spötter.

Der arme Mävius! Mit seinen witzlosen Satyren macht er sich alle Narren zu Feinden, und nicht einen einzigen Klugen zum Freund.

50.

Welteroberer und Weltverbesserer.

Welteroberer und Weltverbesserer gehören in Eine Reihe. Beyde haben gleichen Hang zu Gewaltthaten; beyder Stolz und beyder Herrschsucht sind gleich unbändig, und beyde bringen, wenn

ihnen nicht in Zeiten Einhalt geschieht, gleiches Unheil über die Menschheit.

51.

Die Menschen.

Menschen sind wir eigentlich noch keine. Aber einige Anlage, es mit der Zeit und mit Gottes Hülfe zu werden, kann man uns nicht absprechen.

52.

Verzeihen.

Verzeihe Jedem, aber sorge dafür, daß Niemand Dir zu verzeihen braucht.

53.

An die Frauen.

Zürnt nicht, edle Frauen! dem Manne, der Euch verehrt, und — tadelt. Könntet Ihr Sonnen seyn, wenn man nicht Eurer Flecken gedächte?

54.

Die Weltweisheit.

Sollten wir nicht einmahl eine Weltweisheit bekommen, durch welche die Welt weise würde?

55.

Teufelsglaube.

Glaubt ums Himmelswillen einen Teufel. Gibt es keinen, so haben die Menschen ihn erfunden, und was könnte teuflischer seyn, als diese Erfindung?

56.

Die einzige Tugend.

Es gibt nur eine einzige Tugend — die Gerechtigkeit, und das erste Unrecht der Menschen ist, daß sie diese Wahrheit verkennen, und der Gerechtigkeit selbst nicht Gerechtigkeit widerfahren lassen.

57.

Für Reiche und Arme.

Zufriedenheit ist der Reichthum des Armen, und Unzufriedenheit die Armuth des Reichen.

58.

Der Gefällige.

Flavius schmiegt sich nach jeder Laune, und übernimmt jede Rolle, um sein Glück zu machen.

Der nackende Bettler hängt dem Mantel nach dem Winde, um einen Mantel zu bekommen.

59.

Angemessene Strafe.

Jeder unrechtmäßige Erwerb sollte von dem Schicksal mit Geiz bestraft werden, um dem Besitzer den Genuß zu entziehen.

60.

Die Kunst.

Jeder Mensch treibt eine schwere Kunst. Er lebt.

61.

Weibliche Neigung.

Die lasterhaftesten Männer sind nicht selten den tugendhaftesten Frauenzimmern am gefährlichsten. Eine Clarissa, die das Opfer eines Lovelace ward, hätte sich schwerlich in einen Grandison verliebt.

62.

Die Schwärmer.

Hüte Dich vor dem Schwärmer mehr, als vor irgend einem Bösewicht! Er zündet Dir das Haus

über dem Kopf an, und kommt, um Deinen Dank dafür zu empfangen.

63.

Gebeth um Philosophie.

Himmel, mache mich zum Philosophen, damit ich gewiße Philosophen ertragen lerne!

64.

Die deutsche Volkstracht.

Das ewige Lied von einer deutschen Volkstracht! Hättet Ihr ächten deutschen Sinn, Ihr würdet Euch wenig um ein deutsches Gewand bekümmern. Leider ist aber dieser Kleinigkeitsgeist von ächter deutscher Art. Ich denke, ein wahrer Deutscher sollte stolz darauf seyn, daß die Franzosen, wie bisher, also auch noch ferner — seine Schneider sind.

65.

Auf manches Land.

Bleibe im Land und nähre Dich redlich! ist ein Schriftgeboth. Bleibe im Land, und verhungere! könnte manches Land dagegen seinen geistreichsten Bewohnern zurufen.

66.

Freundschaften.

Manche Leute stiften Freundesbündniße, deren erste Bedingung diese ist: Soll ich Dein Freund bleiben; so fordere keine Freundschaft von mir.

67.

Zurückgezogenheit.

Arist.

Du fliehest die Menschen, Freund Philo! weil Du sie hassest.

Philo.

Ich fliehe die Menschen, Freund Arist! um sie nicht zu hassen.

68.

Stelle aus einer Bußpredigt.

Thut Buße, aber nicht im Staub und in der Asche, weil sich sonst nothwendig zuvor die ganze Welt in einen Aschenhaufen verwandeln müßte.

69.

Der Heuchler.

Nigar.

Könntest Du mir doch ins Herz sehen, mein Freund!

Philo.

Bewahre mich der Himmel dafür! Und Du danke ihm doppelt, daß ichs nicht kann!

70.

Schwere Tugend.

Es ist eine schwere Tugend, an Tugend glauben.

71.

Die Dienstwilligen.

Es gibt Leute, deren gutwilliger Diensteifer ins Lächerliche fällt. Mancher ist der Knecht seines Knechts, und fängt seiner Katze die Mäuse.

72.

Deutsch oder Teutsch?

Es ist ein merkwürdiger Zug der Deutschen, daß sie noch bis auf den heutigen Tag nicht darüber einig werden konnten, wie ihr Volksnahme geschrieben werden muß. Ich meines Orts würde, wenn ich auch keine andere Gründe hätte, schon darum Deutsch dem Teutsch vorziehen, weil gewisse kleine Geister der neusten Zeit, die sich

aber für ganze Leute halten, uns das letzte aufdringen wollen.

73.

Die Räthe.

Man hat längst bey Hofe die kurzweiligen Räthe abgeschafft. Sollte man nicht endlich auch einmahl in den Kanzleyen die langweiligen abschaffen?

74.

Dummheit und Bosheit.

Man sage, was man will, ein gewisses geduldiges Geschöpf, aus dessen Geschlecht sich Sancho Pansa beritten machte, kann unmöglich in einem so hohen Grade dumm seyn, als die gemeine Meinung behauptet. Warum? Der ehrliche Langohr ist nicht boshaft.

75.

Das Reimen.

Der Dichter muß nicht schlechterdings reimen, aber er muß schlechterdings reimen können.

76.

Der ungenießbare Schmarotzer.

Ich wollte Dir gern meine Speisen zu verdauen geben, mein Freund! wenn ich nur Deine Reden verdauen könnte.

77.

Gegen die Faulen.

Zum Nichtsthun ist Niemand berechtigt, als wer im Grabe liegt, und wer faul ist, verdient zu faulen.

78.

Großmuth.

Großmuth ist, trotz ihres prunkenden Nahmens, eine sehr zweydeutige, und auf alle Fälle die kleinste von allen Tugenden. Man kann sie nicht üben, ohne die Gerechtigkeit zu verletzen, und vielleicht hat sie bloß in der Abneigung der Menschen gegen diese ihren Grund.

79.

Glauben.

Zum Glauben gehört sehr viel Wissen.

80.

Die Weltweisen.

Die meisten Philosophen lehren eine vermeinte Weisheit von der Welt. Aber Mendelssohn, Garve, Engel und ähnliche Geister lehrten eine wahre für die Welt.

81.

Die Verhaßtern.

Ich war den Freygeistern und Aufklärern eines frühern Zeitraums stets abhold. Aber ganz verhaßt sind mir die Heuchler und Verfinsterer des jetzigen.

82.

Glaubens-Kriege.

Ich möchte wohl wissen, ob irgend ein Glaubens-Eiferer sich unterstände, den Satz zu läugnen, daß wer um des Glaubens willen todtschlägt, keinen Glauben hat.

83.

Eitle.

Ich sah manchen Tropf, der nicht eitel war. Aber ich sah noch nie einen Eitlen, der nicht ein Tropf war.

84.

Der Liebhaber.

Ich bin in die schöne Fanny verliebt. Ob ich sie aber einst lieben werde, wird die Zeit lehren.

85.

Der Mächtige.

Beugt Euch, Ihr Könige, vor mir! Ihr seyd nur Herr in Eurem Lande, aber ich bin Herr in meinem Hause.

86.

Narren- und Weisen-Glück.

Ein Narr wird nur glücklich. Aber ein Weiser macht sein Glück.

87.

Reimreich.

Wo er geht und steht, läßt dieser alberne Mensch Spuren seiner Poesie zurück. Sein Gehirn kann das Wasser nicht halten.

88.

Benennung der Dinge.

Die Klugheit will, daß man manche Dinge bey dem gelindesten Nahmen nennt. Man sollte

z. B. wenn vom Manne die Rede ist, lieber sagen: Er hat geheirathet, als: Er hat ein Weib genommen.

89.

Bösewichter und Narren.

Es gibt liebenswürdige Bösewichter. Aber nie habe ich noch einen liebenswürdigen Narren gesehen.

90.

Böse Frauen.

Manche Frauen sind zuverläßig bloß aus Eitelkeit nicht ganz so fromm, als man wünschen könnte. Sie wollen den Triumph haben, Haß zu verdienen, und doch geliebt zu werden.

91.

Das Pulver.

Man hat über die Wilden gelacht, die Schießpulver säeten. Aber fast sollte man glauben, die Saat sey aufgegangen, weil es kaum möglich scheint, daß die Pulvermacher allein das Bedürfniß der letzten Zeiten lieferten.

92.

Der Tadler.

Der arme Klingklang schimpft über meine Einfälle, durch die er sich getroffen findet. Er nennt meine Satyre aus keiner andern Ursache schlecht, als weil sie — gut ist.

93.

Der Selbstmörder.

Der Thor hat Eigenpost genommen, und ist zum Teufel gefahren.

94.

An den verächtlichen Schmul.

Du darfst mir glauben, Schmul. Ich spreche bloß darum nicht übel von Dir, um nicht von Dir zu sprechen.

95.

Bescheidenheit.

Bist Du im Besitz der übrigen Tugenden: so versteht sich die Bescheidenheit von selbst.

96.

Verbrecher.

Es gibt Verbrecher aus Liebe zur Gefahr, die mit dem Verbrechen verbunden ist, und Mancher

würde vielleicht aufhören, zu stehlen, wenn man aufhörte, die Diebe zu hängen.

97.

Flucht vor den Damen.

Nichts ist klüger, als die Weiber zu fliehen, aber Nichts ist unmöglicher.

98.

Der begeisterte Trinker.

O daß ich tausend Zungen hätte, den Wein zu preisen, und zehntausend, ihn zu schmecken!

99.

Das vergessene Werk.

Dein Werk ist vergessen, mein Freund! Aber nicht, wie Du klagst, durch die Schuld des Publikums, oder durch Neid und Ränke, sondern weil es Nichts taugte. Das Gute kann unmöglich untergehen, und man pflegt nur Todte zu begraben.

100.

Auf gewisse Schriftsteller.

Die sonderbaren Leute! Nichts können sie weniger, als schreiben, und doch thun sie gar Nichts, als schreiben.

101.

Die Läßigen.

Es gibt Leute, die ſchlechterdings von Zeit zu Zeit eines äußern Antriebs bedürfen, um ihre Schuldigkeit zu thun. Es ſind Uhren, die nur gehen, wenn man ſie aufzieht.

102.

Diebsklage.

Ich bin ordentlich beſchimpft, daß ich an den Galgen komme. Muß nicht alle Welt glauben, ich ſey ein kleiner Dieb, da ich mir doch gewiß nicht zu viel ſchmeichle, wenn ich behaupte, ich ſey einer der größten geweſen?

103.

Thorheiten.

Es ſtände noch ziemlich gut in der Welt, wenn nur die Thoren allein, und nicht auch kluge Leute — dumme Streiche machten.

104.

Gegen den Selbſtmord.

Man darf auch darum nicht Hand an ſich ſelbſt legen, weil das Leben kein Recht, ſondern eine Pflicht iſt.

105.

Die Lobpreiser der alten Zeit.

Arist.

Es ist doch sonderbar. Sonst hörte man nur die Alten vergangene Zeiten rühmen. Aber jetzt hört man dieses Lob aus dem Munde der jüngsten Jünglinge.

Philo.

Kein Wunder, mein Freund! Betrachte einmahl diese Jünglinge genau, und sprich, ob die Armen etwas Anders sind, als — abgelebte Greise?

106.

Widerspruch.

Nenne keinen Thoren glücklich! Du nennst ihn sonst weise.

107.

An den Lustspielschreiber.

Wir machen, guter Freund! uns über Dein Lustspiel lustig, weil es uns nicht lustig gemacht hat.

108.

Ermunterung an die Schriftsteller.

Kämpft muthig in Euren Schriften gegen das Böse und die Bösen! Oder mit andern Worten. Werft, wie Luther, das Tintenfaß nach dem Teufel!

109.

Die Nachbether.

Alles Neue findet bey seinem Entstehen Nachbether, die durch ihr thörichtes Betragen seine Wirkung hemmen, und sie nicht selten ganz zerstören. Da aber in der Regel das Neue selten das Rechte ist: so sind diese Thoren, welche der Welt mehr Nutzen, als Schaden bringen wohl zu dulden. Der Beyspiele von Neuerern und Neuerungen, die an ihren eifrigsten Freunden ihre ärgsten Feinde hatten, könnte ich nahmentlich aus unsern Tagen nicht wenige anführen. Aber Beyspiele sind, wie man weiß, verhaßt.

110.

Die Ehrfurchtgebiethenden.

Gegen manchen unserer jungen Schriftsteller unterdrücke ich meinen Unmuth, indem ich mir

den Spruch eines Alten, den er freylich in einem ganz anderen Sinne verstand, zur Regel dienen lasse. — Maxima debetur puero reverentia. Auf Deutsch — Niemand gebührt mehr Ehrfurcht, als — einem Knaben.

III.

An die Musen im Krieg.

Warum, Ihr Musen! laßt Ihr Euch durch die Feuerschlünde zum Schweigen bringen, und zwingt nicht vielmehr, kraft Eurer göttlichen Gewalt, sie dazu?

112.

Frauenstärke.

Die Weiber siegen am meisten durch Weiblichkeit. Was ist aber Weiblichkeit anders, als Schwäche, und also sind sie gegen die Männer am stärksten, wenn sie am schwächsten sind.

113.

Der Liebhaber.

Der nichtswürdige Lelio plündert das Mädchen, das er anbethet. Er ist ein Liebhaber von

dem armen Geschöpf, wie der Storch von den Fröschen.

114.

Ungewißheit der Dinge.

Nichts in der Welt ist gewiß. Man hielt es, trotz der Ausnahme, die der ewige Jude von der Regel machte, seit dem Sündenfalle für eine entschiedene Wahrheit, daß alle Menschen sterben müßen. Aber man entsage nur immer diesem Vorurtheile. Ein Mann; der mit Recht in großem Ansehen bey der Welt stand, Lichtenberg, behauptet mit dürren Worten, es sey gar nicht unmöglich, daß ein Mensch ewig lebe.

115.

An die Lobpreiser alter Gedichte.

Es ist eine lange Zeit, seit welcher Eure alten Gedichte geschrieben sind, und doch wird mir bey ihrem Lesen die Zeit noch länger. Noch langweiliger aber, als diese bewunderten Werke selbst, finde ich die Abhandlungen, in welchen ihr der Welt ihre Vortrefflichkeit beweisen wollt.

116.

Das zürnende Mädchen.

Verwünscht seyd Ihr bösen Weiber! Ihr allein seyd schuld, daß so viele gute Mädchen keine Männer bekommen.

117.

Die Bücher.

Es wird eine Zeit kommen, wo man keine Bücher mehr für Geld schreibt, und dann werden wir Bücher erhalten, die — nicht mit Geld zu bezahlen sind.

118.

Die Kinder.

Aus Kindern werden auch Leute, sagt das Sprichwort, und ich sage: Desto schlimmer für die Kinder!

119.

Der Ehrgeiz.

Was opfern die Menschen nicht dem Ehrgeiz auf, sogar die Ehre selbst!

120.

Die Künste.

Man muß nach Voltaires Ausspruch den Teufel im Leibe haben, um in irgend einer Kunst groß zu seyn. Aber es ist nicht christlich, den Teufel im Leibe haben, und verdienen also manche Kunstrichter nicht selbst von ihm gebohlt zu werden, wenn sie z. B. einem armen frommen Poeten, von modisch-christlichem Sinne, zumuthen, statt der mittelmäßigsten Verse die vortrefflichsten zu machen? Wenn es übrigens in der Kunst bloß darauf ankommt, daß man den Teufel im Leibe hat, welcher Künstler wird nicht seiner Frau einen größern Beruf zu der seinigen, als sich selbst einräumen?

121.

Die Verstands-Feinde.

Es ist ein recht argloser Unverstand, wenn in unsern Tagen gewiße erhabene Geister den Verstand herabsetzen.

122.

Die sieben Weisen.

Griechenland hat seine Weisen gezählt, und welches Land kann die seinigen nicht ebenfalls zählen? Aber wo findet man das glückliche Land, das seine Narren zählen kann?

II.

Erinnerung an Klopstock.

Ist es nicht, als hätte der unsterbliche Sänger der Hermannsschlacht folgende herrliche Strophe erst im Jahr 1813 am Abend des 19. Octobers gesungen?

„Tod hats drey Tage gebothen,
Ihr blutigen Eroberer, Euren Tod!
Habt Ihr etwa mit Deutschlands Säuglingen und Bräuten
Mitleid gehabt? Ja! Euren Tod drey Tage lang!“

Klopstock? Wer ist denn dieser Mensch? höre ich eine ganze Schar eben so tiefsinniger, als junger Leute fragen, und man bleibt ihnen die

Antwort nicht ſchuldig. Klopſtock, ſprechen einige andere, etwas minder junge, hat, wenn wir uns recht beſinnen, eine Meſſiade, und ein Paar Bände voll Oden geſchrieben, und wurde von ſeiner erbärmlichen Zeit ſogar für einen beſſern Dichter, als Hans Sachs, gehalten, ob er gleich in ſeinem ganzen langen Leben von acht und siebzig Jahren nicht einmahl ahnte, was Poeſie iſt.

Freylich, freylich leuchten in unſern Tagen ganz andere Sterne am deutſchen poetiſchen Himmel, und von ganz andern Leyern, als einer Klopſtockiſchen, werden die heutigen Helden verewigt, wird hier zu Ehren der neuen Deutſchheit, und dort zu Ehren der neuen Teutſchheit ein frommes Trompeterſtückchen angeſtimmt. Wehe daher den flachen und gemüthloſen Menſchen, welche der ſauſenden und brauſenden Kriegs- Siegs- und Friedens- Preis- und Schimpflieder, und der ſtrotzenden Klingelreime der Unſterblichen von heute und geſtern zu ſpotten, nicht ſatt werden! Nehmen ſie nicht ſogar an dem anmuthigen Tändeln mit dem Kreuz in

den göttlichsten Gesängen ein Aergerniß, und behaupten mit frechem Witze, von diesen Poeten werde die gesunde Vernunft und die Poesie zugleich im eigentlichen Verstand ans Kreuz geschlagen?

Kein Wunder, wenn die frommen und geduldigen Dichter endlich die Frömmigkeit und die Geduld verlieren, und über jeden Hohnsprecher selbst ein Kreuziget ihn! ausrufen. Im Ernst, Ihr sehr gut deutsch, aber schlecht poetisch-gesinnten Leute, Ihr treibt die Sache zu weit, und ich selbst, ob ich gleich, da ich Nichts weniger als ein Kreuzpoet bin, Eure Lästerungen mit kaltem Blut und sogar mit Lachen anhören könnte, breche zum Beschluß in die Zornworte gegen Euch aus: Habt in Bavs und Mävs und ins Teufels Nahmen Ehrfurcht vor Versen, die, wenn sie auch noch so schlecht gereimt, doch gut gemeint sind! Oder wißt Ihr was? Wenn Ihr eine ächtere Poesie verlangt, als die neueste allerächteste: so schert Euch zum Henker, und laßt Euch diese Eure Verse machen!

III.

Leyer und Schwert.

Oder

Erinnerung an Christian Ewald von Kleist.

Zur Zeit der neuen Helden sollte man billig auch der alten mit verdienter Ehre gedenken. Aber man scheint in Deutschland das Gesetz, daß man die Todten ruhen lassen soll, so weit als möglich auszudehnen, um ja nicht gerecht und dankbar seyn zu müßen. Nahmen, an die wir ewig mit eben so viel Stolz, als Ehrfurcht denken sollten, scheinen völlig vergessen. Wer z. B. erinnert sich jetzt in den Tagen des deutschen Ruhms des deutschen Helden und Dichters, Ewald Christian von Kleist? Man läßt

ihn ruhen, den Todten. Kein Opfer ehrt den Schatten des Edlen, der im glorreichen Kampfe fürs Vaterland fiel, und mit Todeswunden bedeckt, seinen Kriegern noch zurief, ihren König nicht zu verlassen.

Leyer und Schwert ist die nicht ganz anspruchlose Aufschrift der Gedichte-Sammlung eines in den neuesten Kämpfen gefallenen jungen Kriegers, dessen Dichterberuf Nichts weniger als entschieden war, und der auf alle Fälle bey weitem nicht zur Reife gelangt ist. Und auch Kleist hatte Leyer und Schwert, und welche Leyer! Ich erinnere die Leser nur an seinen herrlichen Gesang an die preußische Armee. Wie erhaben ist nahmentlich die Stelle dieses Gedichts, wo der Dichter die furchtbare Anzahl der Feinde mit den Worten bezeichnet:

„Das Wasser fehlt, wo ihre Rosse tranken."

Und wer kann jetzt noch die erfüllte Prophezeyung am Schluße ohne Rührung lesen?

„Auch ich, ich werde noch, vergönn' es mir,
o Himmel!
Einher vor wenig Helden ziehn.
Ich seh' Dich, stolzer Feind! den kleinen
Haufen fliehn,
Und sind' Ehr' oder Tod im rasenden Getümmel."

Edler Sänger! Ja wohl zogst Du einher vor wenig Helden, und sahest, wie der stolze Feind den kleinen Haufen floh. Aber nicht die Ehre allein, nicht den Tod allein, beyde zugleich hast Du gefunden, und wie könnte ein Held im Treffen diesen ohne jene finden?

Wer würde nicht gern gegen Einen Heldengesang von Kleist zehn der neuesten Kriegslieder vertauschen, von welchen man größtentheils mit Recht sagen kann, daß sie ihren Nahmen nur insofern verdienen, als sie den Musen und dem guten Geschmack den Krieg ankündigen, und daß sie dem geschlagenen Feind einen Triumph über seine Sieger berei-

ten? Doch ich besinne mich. Auch der gute Kleist gehört unter die Unglücklichen, die seit ungefähr zehn Jahren völlig aufgehört haben, Poeten zu seyn. Die jüngsten, und also die weisesten Nasen rümpfen sich bey seinem selbst von einem Manne wie Lessing geachteten Nahmen, und die Kahlkopf schreyenden Knaben fürchten sich um so weniger vor einem rächenden Bären, da sie selbst eine Art von Bären sind, die, troß ihrer ewigen Sehnsucht nach dem Süden, dem kältesten Norden angehören, und nach keinem andern Tonwerkzeuge, als nach einem Dudelsack tanzen, übrigens aber selbst gar lieblich zu singen sich einbilden, wenn sie aufs abscheulichste brummen.

Kleist war den 7. März 1715, also gerade vor einem Jahrhundert geboren, und einige Worte zur Erinnerung an den Unsterblichen sind also im Jahr 1815 in doppeltem Betracht Worte zu ihrer Zeit.

Friede mit der Asche des ruhmvollen Helden und des liebenswürdigen Sängers, dem ich gern eine schönere Blume als die folgende aufs Grab streuen möchte:

„In der verhüllenden Gruft ruht hier ein fühlender Sänger,
Ruht hier ein Krieger voll Muth, furchtbar dem trotzigen Feind.
Mächtig kämpft' er, und sang, und Sieg ist stets ihm geworben,
Hat das Schwert er gezückt, hat er die Leyer gerührt.

IV.

Der Geizige und sein Diener.

Auf seinem neuen Landgute versah sich Herr Stein mit Jagdpferden, und kaufte, o Wunder! sogar Dachshunde, die für theures Futter ihm Nichts als das Vergnügen verschafften, einen Fuchs zu jagen. Was ist eine Jagd, was sind Jagdhunde und Jagdpferde ohne Jäger? Herr Stein konnte also nicht umhin, zu einem alten grünen Rock, der in seiner Kleiderkammer moderte, auch den nöthigen Mann zu suchen. Der Mann wurde glücklich gefunden, und der Herr verschaffte dem Diener Gelegenheit, sich, freylich im Schweiße seines Angesichts, zur Krone aller Bedienten empor zu arbeiten.

Sterblicher, der Du Dich Deiner Geschäftigkeit rühmst, laß Dir die Muse, wenn anders ihr der Athem nicht fehlt, die Tagewerke dieses Helden im Bedientenrocke erzählen, und bekenne erröthend, daß Dein Thun gegen das seinige ein Nichtsthun ist.

Morgens um vier Uhr, freylich eine Stunde später, als sein Herr es verlangte, verließ er das Bett, aber nicht um Wild zu jagen, sondern um vor der Hand — zahme Kühe zu melken. Sein zweytes Geschäft war, das Frühstück für den Herrn, und war etwa ein unwillkommener Gast, den man nicht immer zum Hause hinauswerfen konnte, zugegen, auch für diesen zu bereiten. Er mußte drittens Kleider ausklopfen und Schuhe putzen, viertens besagte Kleider, die von allen Schneidern, wie ein hoffnungsloser Kranker von den Aerzten, aufgegeben waren, von ihren gefährlichsten Wunden heilen, fünftens Hunde- und Pferde-Futter — sparen, oder in der Sprache seines Herrn Hunde und Pferde füttern, sechstens die Pferde, die es brauchten, und die man

für den Tag brauchte, so schnell als möglich strie-geln, siebentens, nachdem er zuvor seinen Jäger-schmuck angelegt, die Pferde gesattelt, und die Hunde aus dem Stall gelassen hatte, auf die Jagd fliegen, um vor Mattigkeit halbtodt, die Thiere des Walds ganz todt zu machen, achtens die Tafel decken und bey derselben aufwarten, neuntens Holz sägen und spalten, zehntens aber-mahl dafür sorgen, daß es die Pferde und Hunde nur noch halb so sehr hungerte, als zuvor, eilf-tens den Kühen zum zweyten Mahl die Euter leeren, zwölftens für acht Pferde und halb so viele Menschen die Nachtstreu bereiten. Zu die-sen täglichen zwölf kleinen Herkules-Arbeiten kam monatlich eine große, nähmlich die sämtli-chen Ställe zu reinigen. Die Geschäfte eines Kutschers muthete ihm sein Herr nicht zu, weil er — keine Kutsche hatte. Desto weniger konnte er sich weigern, so oft die Noth es erforderte, Bothendienste zu verrichten. Auch die Gebäude auf dem Gut machten Ansprüche an seine Sorg-falt, und wenn ihr Zustand noch ziemlich erträg-

lich blieb, so war es zum Theil sein Werk. Er flickte die Fenster mit Papier, und wenn er ein Loch in der Mauer sah, das er nicht sogleich mit Lumpen und Steinen verstopfte, so hatte er es mit seinem Herrn zu thun. Zu schreiben hatte er, da Herr Stein mit Niemand im Briefwechsel stand, und kein Schriftsteller war, nur das Wenige, was man fürs Haus brauchte. Nicht so selten, als die Feder, gab man ihm den Dreschflegel in die Hände, und da man sehr geschäftige Menschen sogar wider ihren Willen zu ihrer Erhohlung zwingen muß: so bestand Herr Stein mit gutherziger Strenge darauf, daß der rüstige Jäger in müßigen Stunden sich im Garten die Lust verschaffte, die für einen bloßen Gärtner nicht selten eine saure Arbeit ist. Nichts wäre unnützer gewesen, als wenn man ihm zu essen gegeben hätte, da ihm schlechterdings keine Zeit zum essen übrig blieb. Uebrigens bestand der Lohn dieses Kochs, Pferde- Hunde- und Kühwärters, Tafeldeckers, Eilbothen, Holzhackers, Gärtners, Schreibers, Schneiders und Jägers,

kurz dieses Gesammtbedienten und Allthuers für alle seine Arbeiten in jährlichen dreyßig Thalern, und in dem täglichen Zeugniß seines Herrn, daß er der ärgste aller Tagdiebe sey, der für Nichtsthun bezahlt seyn wolle.

Der hartherzige, oder vielmehr unherzige Tod selbst wurde es endlich müde, ihn sich ewig ermüden zu sehen, und ertheilte ihm, trotz dem murrenden Herrn Stein, das Recht, den Schlaf zu schlafen, aus welchem einen armen Diener weder die dumpfe Stimme der Glocke, noch die donnernde seines Herrn zu wecken vermag. Er starb zwar nicht alt, aber desto lebensatter, und ein armer Poet, der sogar sein eigenes Leben für minder elend hielt, als das Leben des Verstorbenen, setzte ihm nicht ohne Thränen folgende Grabschrift:

Hier liegt der arme Paul, hier liegt der Vielgeplagte,
Hier liegt ein Jäger, den sein Herr zu Tode jagte."

V.

Ueber eine Anecdote von dem englischen Arzt D. Mead.

Die kleine Geschichte, die uns das Morgenblatt, Nr. 143, vom Jahr 1815 von dem zu seiner Zeit berühmten Arzt, Dr. Mead, in London, erzählt, möchte diesem schwerlich einen andern, als einen sehr zweydeutigen Beyfall erwerben. Einem Leidenden seine Hülfe verweigern, ist gerade zu unmenschlich, und ein Arzt macht sich durch diese Weigerung eines doppelten Verbrechens schuldig, indem er zugleich die Pflichten seines Stands verletzt. Gewiß, der Mann, der dem Minister nicht eher ein Glas Wasser verordnen wollte, bis sein Freund aus dem Tower

befreyt seyn würde, hätte selbst eine Stelle im Gefängniß verdient, und ich glaube, die ehrwürdige Zunft der Aerzte selbst wird noch jetzt gegen ihren berühmten Genossen entscheiden. Warum verordnete er dem Kranken nicht lieber gar ein Mittel, das ihn aus dem Wege geräumt hätte? Wenn man einmahl ein Arzt ist, so ist man es für Freund und Feind, für Gute und Böse, und wie der Richter ohne Ansehen der Person urtheilen muß, so muß der Arzt ohne Ansehen der Person heilen.

Der Doctor Mead soll zu den edelsten Menschen, die je lebten, gehört haben? Eins von beyden, entweder ist diese Behauptung, oder die erzählte Begebenheit nicht wahr. Wer nicht zu den edelsten, wer nur zu den edlen Menschen gehört, verabsäumt, mit Erlaubniß des Erzählers, keine Gelegenheit, selbst seinen Feinden Gutes zu thun. Oder was müßte der Edelmuth seyn, wenn er uns erlaubte, blindlings den Eingebungen unserer Leidenschaft zu folgen, und um eine Pflicht zu erfüllen, eine andere zu verletzen?

Und welche Pflicht ist höher, die Pflicht des Arzts, oder die Pflicht des Freunds? Meads Freund lag nur im Gefängniß, aber der Minister auf dem Krankenlager. Und hätte er nicht schon durch das seltene und unbedingte Vertrauen, das der Kranke in seine Kunst setzte, gerührt werden sollen? Davon, daß der Leibarzt kein befugter Richter über die Handlungen des Ministers war, will ich nicht einmahl reden. Doch ich halte im Ernst die Geschichte für erdichtet, oder nur insofern für wahr, daß vielleicht Mead die Krankheit des Ministers benutzte, um die Loslassung seines Freunds zu erbitten. Diese Handlungsweise ist für einen rechtlichen und verständigen Mann, wofür wir den Doctor Mead zu halten Ursache haben, die anständigste, und eben darum auch die wahrscheinlichste. Und auch der Minister konnte dem Bittenden gewähren, was er dem Trotzenden bey einem geringen Gefühl für die Pflichten, die er sich selbst und seinem erhabenen Posten schuldig war, so gern er auch, wie jeder Sterbliche, seine Krankheit los

seyn mochte, schlechterdings versagen mußte. Ohnehin gehört auch der Glaube eines vernünftigen Kranken, daß er nur von diesem und keinem andern Arzt seine Heilung zu erwarten habe, besonders in einer an Menschen, und also auch an Aerzten so reichen Stadt, wie London, unter die großen Unwahrscheinlichkeiten. Und sollte nicht gerade der Preis, den Mead auf die Kur setzte, das Vertrauen des Ministers nicht zu seiner Kunst, aber zu seinem guten Willen vermindert haben? Mußte endlich der kluge und welterfahrene Doctor nicht besorgen, der gesunde Minister möchte den Schuldigen wieder einsperren, den der kranke nur gezwungen losließ? In der That, diese Handlung würde leichter zu rechtfertigen seyn, als daß ein Arzt die Erfüllung seiner Pflicht von Bedingungen, die Nichts mit der Kur zu thun haben, abhängig macht.

Nichts ist gefährlicher, als wenn schlechterdings tadelhafte Handlungen in einem günstigen Lichte dargestellt werden, und man wird daher diese kleine Rüge nicht für überflüßig halten.

Wenn wir es nicht nur für erlaubt, sondern in einzelnen Fällen sogar für rühmlich erklären, daß die Aerzte nach Gunst heilen: so bleibt am Ende den Menschen Nichts zu rathen, als daß sie aufhören, krank zu werden, oder ihre Heilung der Natur überlassen, die bekanntlich, trotz dem besten Arzt, nur unentgeldlich und ohne Ansehen der Person, die Leute gesund macht, und sterben läßt.

VI.

Die Feder unter den Schwertern.

Welchem vernünftigen Manne gellen nicht noch die Ohren von dem vermaledeyten Kriegs-geschrey, das noch vor Kurzem ein hungerndes Schriftsteller-Heer in Prosa und Versen hinter dem Schreibetische erhob! Diese jämmerlichen Dachstubensitzer lassen statt ihrer Personen ihre unnützen Flugblätter zu Felde ziehen. Ihre verschimmelte Tinte rechnen sie dem Vaterlande unverschämter Weise für Blut an, das sie zu seinem Heil vergießen, und leihen ihm statt einer schlagenden, eine schreibende Faust. Jeder ist ein dreyfacher Achill und sechsfacher Hector, und

jeder nimmt es allein nicht nur mit dem ganzen feindlichen Heer, sondern auch mit der ganzen feindlichen Völkerschaft auf. Aber Heer und Volk bleiben beyde so unverletzt, als die Helden selbst an ihrem Pult, und wenn diese gleich das Kind im Mutterleibe nicht schonen, so kommt es doch seiner Zeit frisch und gesund aus ihm hervor, und stirbt höchstens am Zahnen, oder an den Masern, oder an Zuckungen.

Soll man diese Tapfern, die Nichts todtschlagen, als die gesunde Vernunft, nicht zu einer andern, wenn gleich weniger gefahrlosen Tapferkeit ermahnen? frage ich. Herab vom sechsten Stockwerke und vor das feindliche Geschütz, und weg mit der Feder, hier ist ein Schwert! könnte diesen Stubenhelden ein Feldheld zurufen. Schießen müßt Ihr auf den Feind, statt auf ihn zuschimpfen, und dann schwatzt, prahlt und reimt von Deutschheit und Teutschheit, und gebt den Männern Gesetze, wie weit ihre Beinkleider, und den Weibern, wie lang ihre Schürzen seyn sollen! Nichts ist lächerlicher, als das Kanoniren aus Gänse-

kielen, und wer spottet nicht einer Schlacht, die den Feinden auf einem Blatt Papier geliefert wird? Aber man kennt Euch, und Euer Herz, und Euren Muth. Nicht Soldaten des Vaterlands, sondern Söldner des Buchhändlers, der Euch von Rechtswegen kaum Musketiersſold auszahlt, wollt Ihr seyn, und Eure Angriffe, statt Feinde zu tödten, schließen höchstens diesem oder jenem Freund die schläfrigen Augen zu. Ihr wollt nicht in den Krieg ziehen, so lange es keine Sicherheitskarten, die sich auf dem Schlachtfelde mit Erfolg gebrauchen lassen, gibt, oder die verlorene Kunst des alten Dessauers, sich fest zu machen, nicht wieder erfunden ist, und lieber legt Ihr Euch auf ein Lotterbett, von dem man wieder aufsteht, als auf das Bett der Ehre, das dem Schlafenden zugleich zum Grabe dient. Ihr habt Nichts dagegen, wenn man Euch für Eisenfresser hält, aber das Eisenfressen selbst überlaßt Ihr den Leuten, die bessere Zähne haben, als Ihr, und — dem Rost. Ohne Zweifel bildet Ihr Euch ein, die feindlichen Heerhaufen beständen aus

den Leuten, die Eure Verse in den Zeitungen antasten, und darum glaubt Ihr sie mit den nähmlichen Waffen, wie diese, aufreiben zu können. Oder wollt Ihr die Freude Eurer tapfern Landsleute über ihre Siege mäßigen, in dem sie sich Eurer vor dem bezwungenen Feinde schämen müßen?

Im Ernst, wer das kriegerische Schwert nicht führt, rühre auch die kriegerische Leyer nicht, oder folge wenigstens dem wackern Gleim, der mit dem feinsten Gefühl des Schicklichen seine unsterblichen Kriegslieder, zu welchen sich Eure todtgeborne Klingelreimerey wie eine krüppelhafte Stadtmiliz zu einem preußischen Veteranenkorps verhält, nicht anders als unter dem Nahmen eines Grenadiers in die Welt zu schicken wage.

VII.

Adams Traueranzeige bey Evas Tode.

Es sollte eigentlich nicht seyn, daß einem Manne seine Frau hinweg stirbt, ehe noch für die nöthige Todesanzeige die nöthige Zeitung, und für die Zeitung die Kunst sie zu drucken erfunden ist. Doch was würden bey dem Verlust, den ich, der erste aller Menschen, erlitten habe, Faust und Guttenberg mich helfen, da ich nicht einmahl eine Feder naß machen kann, um zu erzählen, wie naß meine Augen sind? Welcher Schreibmeister hätte mich schreiben lehren sollen, da bey meinem Eintritt in die Welt nahmentlich auch alle Schreibmeister erst auf die vorläufigen An-

ſtalten warteten, die ich treffen mußte, damit ſie lange, lange Jahre nach meinem Abſterben zu leben anfangen können? Der Baum der Erkenntniß hat mich, wie man weiß, nur Gutes und Böſes unterſcheiden, aber nicht einmahl das Abc gelehrt, und nimmermehr darf ich hoffen, ſo lange auf der Erde zu wandeln, daß ich noch eine Peſtalozziſche Schule beſuchen kann. Ich armer achthundertjähriger Mann kann es alſo gar nicht übel nehmen, wenn meine ſpäteſten Enkel die Ehrfurcht gegen mich ſo weit vergeſſen, daß ſie mich noch im Grabe einen alten Ignoranten ſchelten, und ob ich gleich zum voraus Manche von ihnen, die mit dem meiſten Uebermuth auf mich herabſehen, ermahnen könnte, an ihre eigene Bruſt, oder vielmehr an ihren eigenen hohlen Kopf zu ſchlagen: ſo will ich doch aus natürlicher Abneigung gegen alle gelehrten Fehden ſelbſt die heftigſten Angriffe mit Stillſchweigen beantworten.

Indeſſen gefallen mir die künftigen Männer, die ihre todten Frauen öffentlich faſt mehr bewei-

nen, als im Stillen, zu ungemein, als daß ich nicht, trotz aller Hindernisse, die mir im Wege stehen, ihrem Beyspiele folgen, oder ihnen vielmehr mit dem meinigen vorangehen sollte, und gewiß wird das Publikum um so mehr überrascht werden, wenn es folgende Todesanzeige erst im Jahr der Welt 5764, oder nach Christi Geburt 1815, und zwar in einem Blatte, welches den ordentlichen Todesanzeigen in der Regel so wenig als den Steckbriefen bey sich Raum gestattet, mit einem Wort, in dem mit Recht allgemein beliebten Morgenblatte liest.

„Nicht sowohl meinen Gönnern, Freunden und Verwandten, als vielmehr dem ganzen jetztlebenden menschlichen Geschlecht, welches kein anderes, als mein eigenes Geschlecht ist, gebe ich hiemit die schuldige traurige Nachricht, daß mir meine getreue Ehegattinn, Eva, geborene Adamsrippe, an den Folgen eines unglücklichen Apfelbisses, nach langem Leiden und nach einer noch längern vergnügten Ehe durch den von ihr selbst in die Welt gebrachten Tod entrissen worden ist.“

Es ist genugsam bekannt, und wird leider bey dem unseligen Hange der Menschen, die Schwachheiten ihres Nächsten zu verrathen, künftig noch weit mehr bekannt werden, daß ich bloß aus Liebe zu der Verstorbenen meine erste Sünde begangen, und ihrem Willen nicht nur, wie künftige Männer dem Willen ihrer Frauen, Haus und Hof, sondern sogar das Paradies, mit seinen sämmtlichen verbothene und unverbothene Früchte tragenden Bäumen aufgeopfert habe, und man wird also hoffentlich die Größe meines Schmerzens bey ihrem Verlust nach diesem größten aller Opfer abmessen, und in der That, ich darf mit Recht fragen: Welcher Wittwer war noch tiefer gebeugt, als ich?

Wer die Verstorbene kannte, und wer kannte sie nicht? wird ihr gewiß Gerechtigkeit widerfahren lassen, und tröstlich ist der Gedanke für mich, daß es, so lange es Menschen geben wird, auch nicht Einen geben kann, der ihr nicht wenigstens — sein Daseyn verdankt.

Friede also mit der Asche der ersten aller Frauen, die für ihren eigenen Apfelbiß genug durch den Gedanken büßte, in welche verbothene Aepfel künftige Weiber zu ihrem und Anderer Verderben einst beißen, und ihre Männer zu beißen zwingen werden! Ehrt nach dem vierten Gebothe, das Ihr künftig von Moses zu erwarten habt, die Mutter aller Mütter noch im Grabe, und kein Splitterrichter wage es, Wehe über sie zu rufen, wenn künftig jede Eva ihre eigene Schlange ist, wenn eine einzige Frau mehr Röcke, Schürzen und Busentücher fordert, als ein Feigenbaum Blätter hat, wenn der verscherzte Stand der Unschuld jeden Ehemann in Schulden stürzt, und wenn durch weibliche Lüsternheit und männliche Schwachheit ein Paradies um das andere verloren geht!

Die Beyleids-Versicherung, die künftige Wittwer, weil, was der Tod ihnen entriß, nicht Fleisch von ihrem Fleisch, und Bein von ihrem Bein ist, sich verbitten werden, erbitte ich mir, und empfehle mich und die Meinigen dem fernern Wohlwollen — der Meinigen.

1815.

Vierte Abtheilung.

Der seltsame Geizhals.

Erster Abschnitt.

Erstes Kapitel.

Der englische Lebensbeschreiber des Helden der gegenwärtigen Geschichte, eines reichen Gutsbesitzers und Parlamentsglieds, John Elwes, sagt ihm gleich auf dem Titelblatte seines Buchs eine Schmeicheley, in dem er einen Mann den größten Geizhals seines Jahrhunderts nennt, dem seine Nebenbuhler in der Kunst zu sparen nicht selten Verschwendung, und zuweilen sogar Wohlthätigkeit mit Recht vorwarfen. Ueberhaupt, welche Vermessenheit, Jemand die Palme in einer Eigenschaft zu erkennen wollen, die so sehr im Verborgenen glänzt, als in manchen

Fällen der Geiz! Um zu sagen, dieser Geizhals ist der größte von allen, muß man nothwendig auch alle kennen, und welcher Sterbliche kann sich dieser ausgebreiteten Bekanntschaft rühmen, die allerdings für jeden Menschenbeobachter von großem Werth wäre, wenn sie ihm gleich zuverläßig wenigstens unmittelbar keinen Heller einbrächte? Um also keine Ungerechtigkeit gegen irgend einen wackern Haushälter, der vor dem Bilde unsers John Elwes mit Recht ausrufen kann: Auch ich bin — ein Sparer! zu begehen, sey es genug, die Züge, denen er seine Berühmtheit verdankte, zu sammeln, und das Geschäft, ihm den Rang unter Seinesgleichen anzuweisen, bleibe der Einsicht und der Gerechtigkeit des Publikums überlassen.

Zweytes Kapitel.

Der Geiz ist wenigstens vom Vater her keine erbliche Tugend, und die Erfahrung lehrt sogar das Gegentheil, da in der Regel die Söhne ver-

ſchwenden, was die Väter durch ein Uebermaß der Sparſamkeit ſammelten. Daß man ihn aber mit der Muttermilch einſaugen könne, ſcheint das Beyſpiel unſers John Elwes zu beweiſen, deſſen Mutter bey einem Vermögen von hundert tauſend Pfund Sterling verhungerte, und alſo eines Todes ſtarb, auf welchen der Geizhals ſo ſtolz ſeyn darf, als der Held auf den Tod in der Schlacht.

Drittes Kapitel.

Zehn bis zwölf Jahre lang beſuchte der junge Elwes die Weſtmünſter-Schule, und verließ ſie mit einem nicht geringen Reichthum von klaſſiſchen Kenntnißen. Aber weder Homer, noch Virgil, weder Plato noch Cicero konnten ſich rühmen, ihm eine dauernde Neigung für die Muſen, denen ſie huldigten, eingeflößt zu haben. Ihr zwölfjähriger Schüler und Vertrauter vernachläßigte ſie, ſobald er die Schule verlaſſen hatte, gänzlich. Er las von nun an kaum mehr

eine Zeitung, und der ganze Werth der Bücher, die man nach seinem Tode in den von ihm besessenen Häusern fand, betrug nicht zwey Pfund Sterling.

Eine noch sonderbarere Erscheinung ist es, daß er sich auf die erste und nothwendigste Kunst aller Geizigen, auf die Kunst zu rechnen, beynahe gar nicht verstand, und wirklich brachte der Mangel dieser Kunst ihn nicht selten um größere Summen, als er durch die Kunst zu sparen erwarb.

Viertes Kapitel.

Von der Westmünster-Schule begab sich der junge Mensch nach Genf, und wurde auf der dortigen Akademie einer der besten, und der verwegenste aller — Reiter.

Ein Mann, der seines Geizes wegen beynahe eben so berühmt war, als wegen seines Geistes — Voltaire, hielt sich zur nähmlichen Zeit in Genf auf, und Elwes, der ihm auch an

Gestalt nicht unähnlich war, gelangte zu seiner persönlichen Bekanntschaft. Aber die glänzenden Eigenschaft er des Dichters der Henriade scheinen ungleich weniger Eindruck auf ihn gemacht zu haben, als die Eigenschaften der Pferde, deren Bekanntschaft er der Reitbahn verdankte. Wenigstens sprach er von jenen nie, und von diesen sehr oft.

Nach seiner Rückkehr von Genf, wo er gegen drey Jahre blieb, fing er an zu sparen und — zu spielen. Was ist auch der Hang zum Spiel in der Regel anders, als Habsucht, und darf man sich daher wundern, wenn man zuweilen die größten Geizhälse sich ihm ergeben sieht?

Nach seinem eigenen Geständniße brachte er einst zwey Tage und eine Nacht ununterbrochen bey den Karten zu, obgleich das Zimmer, in dem man spielte, so niedrig war, daß die Gesellschaft beynahe auf den Knien liegen mußte. Aehnliche Abenteuer verschafften ihm sogar eine Stelle in einem zu seiner Zeit unter dem Titel: Abenteuer einer Guinèe, erschienenen Roman.

Er spielte um sehr hohe Summen, und im Ganzen nicht ohne Glück. Aber da seine Gesellschaft größtentheils aus Herrn bestand, die zu vornehm waren, um sich einer Spielschuld wieder zu erinnern: so war er, trotz seines Gewinns, nicht viel besser daran, als wenn er immer verloren hätte. Ueberhaupt war es ihm, wie er oft versicherte, unmöglich, einem rechtlichen Manne, in seiner Sprache einem Manne von Stande, Geld abzufordern.

Sein Reichthum sowohl, als die Bekanntschaften, die er seinem Aufenthalt auf der Westmünster-Schule und in Genf verdankte, öffneten ihm jede Gesellschaft, und mehrere ansehnliche Klubs zählten ihn unter ihre Mitglieder.

Von Zeit zu Zeit besuchte er einen alten Oheim auf dem Lande, und dieser Mann, der ihm eine Erbschaft von wenigstens zweyhundertfunfzigtausend Pfund hinterließ, ist es vielleicht gerade, der dem Geize des Neffen die erste Richtung gab.

Der Alte hatte nähmlich selbst die Erwerb- und Sparkunst zur höchsten Vollkommenheit gebracht. Er verzehrte von seinem unermeßlichen Vermögen jährlich nicht mehr als hundert Pfund, indem er Nichts als Haberſuppen, selbstgeschossene Rebhühner und Fische aus seinen eigenen Wassern aß, und in seinem Leben, das er beynahe auf neunzig Jahre brachte, kein neues, und nicht einmahl ein altes Kleid, das ihn Geld kostete, trug, weil er sich einzig und allein des nachgelassenen Vorraths seiner Ahnherrn bediente. Sein Pferd mußte mit ihm in die Wette hungern, und war so kraftlos, daß es ihm schlechterdings unmöglich gewesen wäre, seinen Herrn zu tragen, wenn dieser sich auch nur zwey Mahl in der Woche satt gegessen hätte. Alles Geräth in seinem Hause hatte ganze Geschlechter entstehen und vergehen sehen. Weder Dach noch Fenster wurden jemahls, so schreyend sie es auch forderten, ausgebessert; Ratten und Mäuse waren, weil sie ihn weniger kosteten, als eine Katze, seine eigentlichen Hausfreunde, und nirgends brauchten Motten, Wür-

mer, Spinnen und anderes Ungeziefer sich weniger Zwang anzuthun, als bey ihm. Kurz, die Lebensweise des ehrlichen Oheims wich so ungemein von Allem, was reinlich, bequem, zierlich, anständig und anmuthig heißt, ab, daß allgemein die Spottrede über ihn im Umlauf war, kein Mensch würde mit ihm leben wollen, wenn er es auch könnte, und kein Mensch würde es können, wenn er es auch wollte.

Die Klugheit rieth dem Neffen, dem kargen Oheim die beste Meinung von sich beyzubringen, und wie konnte er diesen Zweck besser erreichen, als dadurch, daß er sich ihm gleichstellte? So wenig er also bey seiner damahligen jugendlichen Eßlust Geschmack am Fasten fand, so untersagte er sich doch, so oft er die Ehre hatte, der Gast des Oheims zu seyn, das Essen beynahe gänzlich, und setzte sich, ehe er zu ihm zu Tische ging, bey einem benachbarten Freund in den Stand, das Entbehren, das seiner wartete, ohne Beschwerden zu ertragen. Im Wirthshause des nächsten Dorfs vertauschte er zugleich seine gewöhnliche

Kleidung, die den Augen des Oheims ein Gräuel gewesen wäre, mit einer andern, an welcher sie sich weideten. Ein Rock, gegen den der eigene des Oheims ein Festkleid war, wohlgeflickte wollene Strümpfe, und Schuhe, die schon von drey Herrn in den Ruhestand versetzt waren, und sich kaum noch durch die eiserne Schnalle zum Dienst zwingen ließen, kurz, ein Anzug, der jeden Vorübergehenden um ein Allmosen ansprach, ein solcher Anzug war es, in welchem der Oheim den Sterblichen erkannte, in dessen Adern ächtes Blut von dem seinigen rollte, und dem er nach seinem Tode das heilige Geschäft vertrauen konnte — seine Schätze zu hüten.

Bey einem einzigen Stücke Holz im Kamin, und zuweilen, obgleich selten, bey einem Glase Wein zwischen beyden, saßen gewöhnlich Oheim und Neffe Stunden lang einander gegenüber, und handelten den ewigen Text aller Geizhälse, die theuren und nahrungslosen Zeiten ab, von welchen sie beyde selbst ein sprechendes Bild waren. Aber sie sahen und sprachen einander nur

bey Tage, und sobald das unentgeldliche Licht der Sonne ihnen zu leuchten aufhörte, eilte Jeder seinem Lager zu.

Fünftes Kapitel.

Bis zum Tode des Oheims, und überhaupt während eines Zeitraums von ungefähr funfzehn Jahren lebte Elwes fast ununterbrochen in den Modezirkeln von London, und trieb das Spiel mit einer Leidenschaft, als ob der Gewinn ihm stets gewiß, oder der Verlust selbst ein Vergnügen wäre. Aber der nähmliche Mensch, der täglich Summen, die für Manchen ein Reichthum gewesen wären, auf einer Karte wagte, verließ die Prachtsäle und die glänzendsten Gesellschaften der Hauptstadt um — einem Trieb Ochsen entgegen zu gehen, die von seinem Gut auf den nächsten Viehmarkt gebracht wurden, und welch ein Triumph für den Herrn von Hunderttausenden, wenn er nach Stunden langem Handeln mit den Schlächtern einen Schilling mehr bekam!

Nicht selten ging er nach einer am Spieltische durchwachten Nacht, bey der schlimmsten Witterung, zu Fuße und ohne auszuruhen, nach eben diesem siebzehn Meilen von London entlegenen Landgute. Eine Postkutsche und ein Gasthof waren für ihn völlig unnütze Anstalten. Die Postkutsche wußte er sich bald durch seine Füße, und bald durch sein Reitpferd zu ersparen, und die Bewirthung, die Andere im Gasthofe suchen, fand er — in seiner Rocktasche. Bey seinen Reisen wählte er zugleich immer denjenigen Weg, auf welchem die wenigsten Schlagbäume seinen Beutel in Anspruch nahmen. Kam er an eine Stelle, die ihm Wasser für sich, und Gras für sein Pferd anboth, so machte er Halt, und spottete in Gedanken des Wirths, dessen Rechnungen er durch ein Paar hartgesottene Eyer, oder einige Brocken Brot, die seine Mahlzeit ausmachten, zu entgehen wußte.

Sechstes Kapitel.

Nach dem Absterben seines Oheims, der ihm unter Anderem auch ein Landgut hinterließ, verwechselte er sogleich den Aufenthalt auf dem seinigen mit diesem. Er fand das Wohnhaus ganz des Erblassers würdig, und dennoch gewann er noch unendlich bey dem Tausche, da in seinem eigenen Hause die meisten Zimmer so beschaffen waren, daß sie den Bewohner nicht einmahl gegen den Regen schützten. Wie gleichgültig er übrigens gegen diese Ungemächlichkeit war, läßt sich aus einer Erzählung eines seiner Anverwandten abnehmen. Dieser hatte nähmlich, als er einst bey ihm übernachtete, sich mit seinem Bette, um nicht in demselben beregnet zu werden, von einer Stelle des Zimmers zur andern flüchten müßen, bis er endlich einen Winkel fand, der dem Wasser noch zur Noth den Durchgang verweigerte, und als er des Morgens dem Herrn des Hauses die ausgestandene Noth klagte, antwortete dieser: Ich meines Orts achte auf solche Dinge gar nicht.

Wer aber darauf achtet, für den ist der Winkel allerliebst.

Das neue Gut wirkte übrigens Wunder bey ihm. Er versah sich nicht nur mit Jagdhunden und Jagdpferden zur Fuchsjagd, sondern sogar mit einem Jäger, der aß und trank, und gekleidet seyn mußte. Mit einem Jäger? Freylich. Aber man kann nicht den ganzen Tag auf der Jagd seyn, und wäre es nicht unverantwortlich, die übrige Zeit die Hände in den Schooß zu legen? Der Jäger des Herrn Elwes mußte also sich morgens vier Uhr aus den Armen des Schlummers reißen, um die Kühe zu melken. Waren die Kühe gemolken, so nahm er sich die kleine Mühe, für seinen Herrn sein kleines Frühstück zu bereiten, und diese Mühe vergrößerte sich nur wenig, wenn der außerordentliche Fall sich ereignete, daß der Herr einen Gast im Hause duldete. Erst durch diese beyden Geschäfte erwarb er sich das Recht, in einen alten grünen Rock zu schlüpfen, den bereits der alttestamentliche gewaltige Jäger Nimrod getragen und zerrissen zu haben schien

Er sattelte die Pferde, hohlte die Hunde aus dem Stalle, und jagte so unverdrossen, wie es einem Menschen geziemt, der sich als ein Jäger verdungen hat, und in einem Gewand von der Farbe der Bäume im Wald erscheint. Da sich auch der kraftvollste Mensch bey dem Jagen, wenn es ihm ein Ernst damit ist, ein wenig stark zu ermüden pflegt: so erlaubte Herr Elwes seinem Jäger, wenn er von der Jagd kam, kein schwereres Geschäft, als daß er zwey oder drey Pferde striegelte. Er mußte jedoch dasselbe aus der Ursache mit einiger Geschwindigkeit vollziehen, weil die Zeit der Tafel heraunahete, die er zu decken, und bey welcher er aufzuwarten hatte. Da sein Herr, als ein Gerechter, der sich auch seines Viehs erbarmte, durchaus wollte, daß seine Pferde wenn nicht gut, doch schlecht gefüttert würden, wem hätte er ihre Fütterung übertragen sollen, als dem Jäger, der nach aufgehobener Tafel auf der Welt sonst Nichts zu thun hatte? Und vom wem hätten die Kühe zum zweyten Mahl gemolken werden sollen, als von dem

Menschen, der ihnen schon des Morgens die Euter geleert hatte? Die Hunde zu füttern, und acht Pferden die Streu für die Nacht zu bereiten, wird sich auch der trägste Bediente gern gefallen lassen, wenn er zuvor nicht mehr gethan hat, als der Jäger des Herrn Elwes, und zugleich weiß, daß mit diesen beyden Geschäften sein Tagewerk vollbracht ist. Daß seine Dienste nicht unbelohnt blieben, kann man schon aus dem Umstand schließen, daß sein Herr ihm täglich vorwarf, er wolle für Nichtsthun bezahlt seyn. Und wie hätte dieser, wie er oft zu thun pflegte, einen Bedienten einen müßigen Hund schelten können, der ihm seine Dienste ohne Lohn widmete?

Wird man nicht erstaunen, wenn man erfährt, daß dieser Diener ohne Seinesgleichen großmüthig genug war, sich bey Gelegenheit seines Herrn, trotz der Härte, womit dieser ihn behandelte, und noch öfter seines Viehs zu erbarmen? Er ließ sich nahmentlich den Aufputz von Herrn und Vieh bey feyerlichen Gelegenhei-

ten etwas kosten, und eben so vermehrte er an hohen Festtagen den Pferden ihr Futter aus eigenen Mitteln.

So wenig übrigens die Art, wie Herr Elwes seinen armen Jäger behandelte, zu rechtfertigen seyn mag, so richtig wird man den Spruch finden, den er, wenn von Bedienten die Rede war, stets im Munde führte. Hältst Du, pflegte er zu sagen, Einen Diener, so wird Deine Arbeit fertig; hältst Du zwey, so geschieht sie halb, und hältst Du gar drey, so magst Du sie nur selbst thun.

Siebentes Kapitel.

Da die Hand des Herrn Elwes so wenig zu verschenken pflegte, wie hätte er die Hand selbst verschenken sollen? Er war der Meinung, in einer guten Wirthschaft sey es genug an einem guten Wirth, und selbst die beste Wirthinn sey zu viel darin, und kraft dieser Meinung entbehrte er durch sein ganzes Leben das Kleinod,

das nach dem Ausspruche weiser Männer köstlicher ist, als Perlen und Gold, und nach welchem also gerade die sparsamsten Männer am ersten trachten sollten. Uebrigens versäumte er, trotz seiner Abneigung gegen die Ehe, doch die Hauptpflicht dieses heiligen Standes nicht. Seine Haushälterinn beschenkte die Welt mit zwey Söhnen, welche die nicht lachenden Erben des größten Theils seines Vermögens wurden.

Achtes Kapitel.

Herr Elwes war kein Freund der Aerzte, weil sie bezahlt seyn wollen, und kaum hätte ihm der Tod selbst fürchterlicher seyn können, als eine Rechnung des Mannes, der die Mittel gegen denselben zuzubereiten den Beruf hat. Der Schlag eines Pferds hatte ihm einst auf der Jagd den Schenkel bis auf den Knochen verletzt, und doch scheute er die Kosten der Kur so sehr, daß er nur durch die Furcht, das Bein möchte abgenommen werden müßen, sich zu einer Reise nach London

bewegen ließ, um die theure Hülfe eines Arzts zu suchen, deren Kosten ihm mehr Schmerz verursachten, als das Uebel, von dem sie ihn heilte. Bey diesem Vorfall verdient seine stoische Verachtung des körperlichen Schmerzens bemerkt zu werden, indem er, trotz der gefährlichen Verletzung, der Jagd bis zum Ende anwohnte.

Neuntes Kapitel.

Bey einem der Wettrennen in Newmarket, die Herr Elwes häufig zu besuchen pflegte, machte er einen Freund, der ihn begleitete, zugleich zum Zeugen einer seltenen Gutmüthigkeit, und einer in Verzerrung ausartenden Kargheit. Ein Lord, den er nur wenig kannte, lief Gefahr, dem wahrscheinlichen Gewinn einer Wette von sieben tausend Pfund darum entsagen zu müßen, weil er die bestimmte Summe nicht an dem bestimmten Tage herbeyzuschaffen vermochte, und Herr Elwes lieh ihm ungebethen das Geld, mit welchem er auch wirklich die Wette gewann. Aber der nähmliche

Mann, der auf dieſe Weiſe eine ſo beträchtliche Summe zu verlieren wagte, ritt an demſelben Tage von ſieben Uhr Morgens bis Nachts neun Uhr umher, ohne eine andere Mahlzeit, als ein Stück von einem zerbröckelten Pfannkuchen, das er in der Taſche bey ſich führte, zu ſich zu nehmen. Vergebens ließ ihn ſein Begleiter merken, wie wohl ihnen beyden nach der ſtarken Bewegung und bey der ſcharfen Luft ein gutes Mittagsmahl bekommen würde. Machen Sie es, wie ich, antwortete Herr Elwes, indem er ihm ein Stück von ſeinem Pfannkuchen mit der Verſicherung anboth, daß er ihn zwar ſchon vor einigen Wochen von ſeinem Landgut mitgenommen habe, daß er aber noch ſo gut wie friſch wäre.

Zehntes Kapitel.

Beynahe liebte Herr Elwes ſeine beyden Söhne ſo ſehr als das Geld, aber auch nur beynahe. Sie ſollten aus Schonung für den väterlichen Beutel weder etwas lernen, noch ihm ſonſt

irgend einen Aufwand verursachen, und am wenigsten empfahlen sie sich bey ihm, wenn sie krank wurden. Einer der Knaben hatte sich einst bey einem Falle die Seite gequetscht, und lief zum Barbier, der für gut fand, ihm eine Ader zu öffnen. Als aber der Vater den verbundenen Arm erblickte, und den Aderlaß, der einen Schilling kostete, erfuhr, schalt er den Verwundeten tüchtig aus, und verboth ihm, jemahls wieder zur Ader zu lassen. Wie ungereimt mußte es auch einem Manne wie ihm scheinen, sein Blut herzugeben, und noch Geld obendrein! War vom Unterricht, der den Kindern gegeben werden sollte, die Rede, so pflegte er gewöhnlich zu sagen, es sey das sicherste Mittel, den Leuten das Geld aus der Tasche zu spielen, wenn man ihnen Etwas in den Kopf hineinbrächte, und hätte er gesagt, je mehr im Kopf, desto weniger im Beutel, wie viele Gelehrte dürften ihm widersprechen?

Eilftes Kapitel.

Die gewöhnliche Erscheinung, daß mit den Glücksgütern auch der Geiz zunimmt, ließ sich auch bey Herrn Elwes bemerken. Aber er schien vom Geschick verurtheilt, bloß die Qualen seiner Leidenschaft ohne ihre Vortheile zu erfahren. Das Sprichwort: Er spart Pfennige, und verschwendet Thaler, paßte auf Niemand besser, als auf ihn. Er verstand nur zu sammeln, aber nicht das Gesammelte zu verwenden. Es ist schon bemerkt worden, daß das Rechnen seine Sache nicht war, und da er sich auch mit Aufschreiben in Geld-Angelegenheiten nicht gern befaßte, wie konnte es anders seyn, als daß die vernachläßigten Summen die ersparten bey weitem überstiegen? Er war zugleich die Beute aller Planmacher. Jetzt ließ er sich durch Ländereyen-Ankauf in Amerika, und jetzt durch Hirngespinste von immer zahlbaren Leibrenten täuschen. Er borgte um unbedeutender Geschenke willen die größten Summen an Leute,

von denen außer ihm alle Welt wußte, daß sie die kleinsten nicht wieder bezahlen konnten. Ein Weinhändler, z. B. der ihn höflich ersuchte, einige Flaschen seinen Wein von ihm anzunehmen, erhielt dafür ein Darlehen von einigen hundert Pfund. Es versteht sich, daß Herr Elwes sein Geld nie wieder sah, und daher pflegte er oft zu sagen, er habe in der That so lange er lebe, nie einen feinern Wein getrunken, als diesen, von welchem jede Flasche ihn zwanzig Pfund koste. Nicht weniger theuer kamen ihn manche kleine Dienstleistungen zu stehen, für die er sich die unbedeutende Belohnung durch bedeutende, und nie wieder bezahlte Darlehen ersparte. Mit Einem Wort, der Mann, der sich selbst allen Genuß versagte, der um keine Kutsche zu bezahlen, unter einem Wolkenbruche zu Fuß nach Hause ging, der seine durchnäßten Kleider am Leibe trocknen ließ, um kein holzfressendes Feuer anzuzünden, der sich meistens von halbverfaultem Fleisch und ähnlichen Leckerbissen nährte, der kaum seine Blöße bedeckte,

und die weggeworfene Perrücke eines Bettlers von der Straße aufnahm, um sein Haupt mit ihr zu schmücken, dieser Mann verlor durch eine verkehrte Wirthschaft größere Summen, als seine Sparsamkeit ihm einbrachte, er verlor durch den Geiz selbst hundert Mahl mehr, als er durch den Geiz gewann. Aber die Natur scheint auch dieser Leidenschaft ihre Gränzen bestimmt, oder vielmehr dafür gesorgt zu haben, daß was sie auf der einen Seite anhäuft, auf der andern wieder abgeleitet wird. Nichts soll unbenutzt vermodern, und Leute wie Elwes würden bey ihrem ewigen Sammeln bald mehr edle Metalle in ihren Kisten, als die Erde in ihrem Schooße verborgen halten, wenn nicht Schuld oder Unglück ihnen zuweilen eine Schatzung abnöthigte, durch welche die Gesellschaft wenigstens zum Theil für ihr gedankenloses Sparen entschädigt wird.

Zwölftes Kapitel.

Die Kleidung des Herrn Elwes bestand lange in einem alten, völlig abgetragenen braunen Rock, und als dieser ihm endlich schlechterdings seine Dienste versagte, mußte die Kleiderkammer seines Oheims einen Nachfolger von grünem Sammt, der sich neben seinem Alter auch noch durch seine beträchtliche Weite und durch ungeheure Aermel von der Tracht anderer Sterblichen unterschied, hergeben. Zu diesem Prachtrocke trug er Stiefel, und die schon erwähnte schwarze Bettlerperrücke, unter welcher seine eigenen grauen Haare ringsum hervorragten. Man mußte viel Gewalt über sich selbst haben, um nicht, wenn man ihn in diesem Aufzuge sah, in ein lautes Gelächter auszubrechen.

Dreyzehntes Kapitel.

Mit Dienstleistungen war Herr Elwes, wenn sie ihn Nichts kosteten, nicht geizig. Um einem Paar alten Jungfern, seinen Nachbarinnen, aus einer verdrießlichen Verlegenheit zu helfen, ritt er einst in der Nacht von seinem Gut nach London einen Weg von sechzig Meilen. Die Schönen selbst waren über diesen ächten Ritterdienst, der freylich, wenn man ihre Jahre bedachte, die Galanterie des Ritters in einem doppelt glänzenden Lichte zeigte, voll Erstaunen, und unterließen nicht, gegen alle ihre Freunde den Herrn Elwes als einen Mann zu preisen, dem sie die größte Verbindlichkeit schuldig wären. Als sie aber neben den Beschwerlichkeiten seiner ihnen zu Gefallen unternommenen Reise auch der mit ihr verbundenen Kosten gedachten, antwortete ihnen ein Mann, der den Herrn Elwes genau kannte: Was die Kosten betrifft, so machen Sie sich wegen dieser keine Sorgen. Schicken Sie ihm ein Sechspence-

stück, und er hat noch zwey Pence bey der Reise gewonnen.

Vierzehntes Kapitel.

Daß der Geiz des Herrn Elwes, so hoch er ihn auch trieb, nicht Hartherzigkeit, sondern bloße Selbstverläugnung war, davon legt seine ganze Handlungsweise das unverwerflichste Zeugniß ab: So beträchtlich die von ihm ausgeliehenen Summen sind, so ist ihm doch niemahls irgend eine wuchernde Bedingung zur Last gelegt worden: Nicht minder uneigennützig erschien er in der Eigenschaft eines Gutsherrn, und seine Pächter hatten keine andere Klage über ihn, als daß er sie für die Ausbesserung ihrer Wohnungen, da er für seine Person gar keinen Sinn für häusliche Bequemlichkeiten hatte, selbst sorgen ließ.

Er besaß mehr als hundert Häuser in London, und ganze Straßen der unermeßlichen Stadt dankten seinem Unternehmungsgeist und seiner Baulust, oder vielmehr seiner Wuth zu bauen, ihr

Daseyn. Diese Menge von Häusern machten ihn zu seinem eigenen Versicherer, indem bey einem Brand Niemand mehr Entschädigung zahlen mußte, als er. Uebrigens ertrug er ein Unglück dieser Art mit vieler Philosophie, und als man ihm einst die Nachricht brachte, daß ein ihm zugehöriges Gastwirthshaus in der Asche liege, sprach er gelassen: Seys! Es liegt wenig daran. Der Miethsmann hat mich noch nie bezahlt, und auf eine andere Art wäre ich ihn doch nicht sobald losgeworden.

Fünfzehntes Kapitel.

Natürlich blieben immer einige der vielen Häuser unsers Geizigen unvermiethet, und er bezog daher, wenn er nach London kam, bald dieses, bald jenes. Meldete sich ein Liebhaber zu einem, das er gerade bewohnte, so war er im Augenblicke bereit, es zu räumen, und der häufige Wechsel machte ihm um so weniger Beschwerde, da seine ganze bewegliche Habe in

einem Paar Betten, einem Paar Stühlen, und einem Tisch bestand. Nicht so gleichgültig war es seiner Gesellschafterinn und Pflegerinn, einer vom Alter tiefgebeugten, und noch überdieß an einer Lähmung leidenden Matrone, daß sie durch die Eigenheiten ihres Herrn nirgends eine bleibende Stätte fand, und sich mitten in London zu einem eigentlichen Nomadenleben gezwungen sah. Es mag in der That selbst nicht jeder Jugend zuträglich seyn, abwechselnd gegen Osten und Westen, gegen Norden und Süden zu wohnen, heute in dem größten Prunksaale, und morgen in einem Zimmer von drey Schritten sein Haupt niederzulegen, bald gegen Hitze, und bald gegen Frost, jetzt gegen feuchte Luft, und jetzt gegen Zugluft zu kämpfen, und die Alte, die nahmentlich der Kälte nur ein dürftiges Feuer von wenigen Kohlen, oder von zurückgelassenen Spänen des Zimmermanns entgegen zu setzen hatte, litt daher beynahe unaufhörlich an so vielen Uebeln, daß sie mehr der Pflege ihres Herrn, als dieser der ihrigen bedurft hätte. Kein Wunder war es also,

daß das arme Weib weniger den Beschwerden des Alters, als den Beschwerden ihres Diensts unterlag, und beynahe hätte ihr Tod auch ihren Herrn ins Grab gebracht.

Herr Elwes war nähmlich, nach seiner Gewohnheit, in der strengsten Verborgenheit nach der Stadt gekommen, und hatte eins von seinen vielen leerstehenden Häusern bezogen, und sein Neffe, der nothwendig mit ihm zu sprechen hatte, wußte also kaum, wo er ihn suchen sollte. Er ging zu seinem Banquier, und seine Nachfrage war vergebens. Eben so wenig erreichte er seinen Zweck auf dem Kaffehhause, das der Oheim gewöhnlich zu besuchen pflegte. Kurz, kein Mensch wußte ihm Nachricht von dem Alten zu geben. Endlich, nach mehreren Tagen vergeblichen Nachforschens, nannte ihm Jemand die Straße, wo er den Herrn Elwes gesehen haben wollte, als er in ein unbewohntes Haus hineinging. Der Neffe eilte nach dem bezeichneten Orte, und fragte einen Sänftenträger, von dem er, weil er hier seine Kunden zu erwarten pflegte, am

ersten Auskunft zu erhalten hoffte, ob er nicht kürzlich einen Herrn, Nahmens Elwes, in der Straße gesehen habe. Aber der Sänftenträger wollte von keinem Herrn etwas wissen, und ein Küchenjunge gab anfänglich die nähmliche Antwort, bis er sich endlich besann. Einen Herrn, sprach er, sah ich nicht, wohl aber einen armen alten Mann, der die Stallthür aufmachte, und sie wieder hinter sich verschloß. Wer konnte der alte, und trotz seinem Gelde der arme Mann anders seyn, als Herr Elwes? Der Neffe klopfte also sogleich an dem verschlossenen Hause, und als Niemand antwortete, besann er sich um so weniger, die Thür einschlagen zu lassen, da die Aussage einiger Nachbarn, daß wirklich ein Mann, wie er den Herrn Elwes beschrieb, in das Haus hineingegangen wäre, ihn seiner Sache gewiß machte. Unten im Hause herrschte eine Todtenstille. Als er aber die Treppe hinaufging, hörte er das Aechzen eines Menschen, und fand endlich den Oheim auf einem elenden Lotterbette im kläglichsten Zustande.

Kaum schien noch ein wenig Leben in ihm, und erst nach dem man ihm eine stärkende Arzney beygebracht hatte, war er vermögend, die Fragen des Neffen, über den hülflosen Zustand, in welchem er von ihm gefunden wurde, zu beantworten. Er habe, sprach er, so viel er sich erinnere, zwey oder drey Tage lang sich nicht wohl gefühlt. Ein altes Weib, das zu seiner Aufwartung sich bey ihm im Hause befinde, wäre, er wisse nicht warum, während dieser Zeit nicht zu ihm gekommen. Wahrscheinlich sey sie, da sie ebenfalls unpäßlich gewesen wäre, nach erfolgter Besserung weggegangen.

Man ging sogleich, um die Alte im Hause aufzusuchen, und fand sie oben auf dem Boden, wo eine alte Decke ihr Lager war, leblos an der Erde liegen. Und nach allen Anzeigen war sie schon seit zwey Tagen todt.

Wäre Herr Elwes von seinem um ihn besorgten Neffen einen Tag später gefunden worden, so wäre wahrscheinlich der Besitzer von mehr als hundert Häusern und von Tonnen Golds hülflo-

ser als der ärmste Bettler gestorben, und Leute seiner Art können von dieser Begebenheit Stoff zu allerhand nützlichen Betrachtungen hernehmen.

Sechszehntes Kapitel.

Herr Elwes war Landrichter, und hatte allgemein den Ruhm der Unparteylichkeit und Unbestechlichkeit, und diesem Ruhme dankte er es vorzüglich, daß man bey der Aussicht auf einen Streit zwischen zwey sehr angesehenen Häusern wegen der Parlamentswahl ihn als einen Dritten, gegen welchen beyde Theile Nichts einwenden konnten, zum Stellvertreter der Grafschaft, in welcher seine Güter gelegen waren, erwählte.

Obgleich Herr Elwes schon seit einigen Jahren Nichts mit den öffentlichen Angelegenheiten zu thun gehabt hatte, und bereits in einem Alter von beynahe sechzig Jahren stand, so fühlte er doch noch die Begierde zu einem thätigern Leben in sich, und besann sich also um so weniger, dem ehrenvollen Rufe zu folgen, da seine Wahl ihn

nicht mehr als die Mahlzeit kostete, die er bey dieser Gelegenheit an der gewöhnlichen Tafel einzunehmen, nicht umhin konnte.

Wie stark sein Körper um diese Zeit, trotz seiner Jahre, noch war, läßt sich daraus abnehmen, daß er, ehe er noch von seinem Platz im Unterhause Besitz nahm, den Wettrennen und andern öffentlichen Zusammenkünften in allen großen Städten, wo seine Wahlmänner sich aufhielten, anwohnte. Bey den Bällen tanzte er bis zum letzten Augenblicke, trotz den rüstigsten Jünglingen, ob er gleich jedesmahl zu Pferd, und nicht selten durchnäßt vom Regen angekommen war. Einem Fremden, der einst seine Verwunderung über die Leichtigkeit und Gewandtheit bezeugte, mit welcher der alte Mann noch um Mitternacht tanzte, antwortete Jemand: O, Sie wissen noch nicht Alles. Dieser sechzigjährige Tänzer ist zwanzig Meilen weit im Regen hieher geritten, und hat seinen Haarbeutel in der Tasche, und seine Schuhe in den Stiefeln gehabt.

Siebzehntes Kapitel.

Man behauptete, Herr Elwes habe sich, so wenig auch sonst ein Schein von Eitelkeit an ihm zu bemerken war, auf seine neue Würde ungemein viel zu gut gethan, und wollte hauptsächlich die Bereitwilligkeit, mit welcher er den Geldverlegenheiten anderer Parlamentsglieder abhalf, zum Maßstabe nehmen, wie hoch er die Ehre, in ihre Reihe zu gehören, anzuschlagen pflegte.

Er wurde in drey aufeinander folgenden Parlamenten für die nähmliche Grafschaft gewählt, und war ungefähr zwölf Jahre ein Mitglied im Hause der Gemeinen.

Sein Betragen im Parlament war über allen Tadel erhaben, und wohl dem Staate, wenn alle Glieder des Hauses diesen ihren Amtsbruder zum Muster genommen hätten! In jeder Lage, und so oft er seine Stimme gab, behauptete er die Eigenschaft eines unabhängigen Landedelmanns, und ohne eine Stelle, oder einen höhern Rang, oder sonst irgend einen Vortheil zu verlangen,

widerstand er allen Versuchen, ihn seiner Pflicht ungetreu zu machen. Freylich wollte sich auch der Geldgeiz des guten Mannes nicht wohl mit dem Ehrgeiz vertragen, und nie sah man ihn in einer größern Unruhe, als zur Zeit, wo sein Gönner, der berühmte und berüchtigte Lord North, damit umging, den König um die Pairswürde für ihn zu bitten. In der That, man konnte mit Recht fürchten, der Schrecken möchte ihn tödten, wenn irgend eine unerwartete Ehre, die einen unerwarteten Aufwand von ihm forderte, ihm zu Theil würde. Man denke! Ein Mann, wie er, sollte Kutschen und Pferde anschaffen, und wenigstens drey oder vier Bediente halten, deren Kleidung ihn zehn Mahl mehr gekostet hätte, als seine eigene. War der Tod nicht tausend Mahl weniger fürchterlich, als ein solcher Kassensturm? Es war überhaupt von jeher der Grundsatz des Herrn Elwes, sich so zu betragen, daß er für arm gehalten wurde. Er gab kein Geld aus, damit die Leute glauben sollten, er habe keins, und wirklich ist es eine feine List der

meisten Geizigen, daß sie ihren Geiz, dessen sie sich von Rechtswegen schämen, mit dem Bettlermantel zu verhüllen suchen.

Achtzehntes Kapitel.

Bey dem Eintritte des Herrn Elwes ins Parlament war die Opposition voll Hoffnung, sich durch ihn verstärkt zu sehen. Fox stand an ihrer Spitze, und dieser, der im Spiel, wenn auch nicht immer Geld, doch häufig Freunde gewann, war durch seine Neigung zu demselben längst mit dem neuen Parlamentsgliede in Verbindung gekommen. Aber Herr Elwes trat sogleich auf die Seite des Lord North, und dieser Schritt hatte zuverläßig keinen andern Grund, als den Glauben an die Güte der Maßregeln des Ministers. So oft dieser Glaube ihm fehlte, eben so oft stimmte er gegen den Gönner, und er erklärte sich also, wie es jedem selbstständigen und gewissenhaften Manne geziemt, nie für eine andere Sache, als für die Sache der Pflicht. Dieses

löbliche Betragen fand indessen nur bey den wenigsten Parlamentsgliedern Beyfall, und nahmentlich betrachteten ihn viele von der Oppoſition als einen Mann, der ab- und zugehe, oder nannten ihn eine Parlaments-Buhlerinn. Es verdient bemerkt zu werden, daß beyden Theilen gleich viel daran lag, seinen Nahmen bey ihren ſtreitigen Wahlen mitzählen zu dürfen. Er hatte häufig den Vorſitz bey ihren Verſammlungen, und zu bewundern war die Geduld, mit welcher er ihre Berathſchlagungen anhörte. Selten unterbrach er die längſten Verhandlungen, und Mancher der Sprechenden hat Urſache, ſich noch jetzt dankbar einer Tugend zu erinnern, die eben ſo ſelten und ſchwer, als in den meiſten Verhältnißen unentbehrlich iſt.

Herr Elwes fuhr ſo lange fort, den Miniſter mit ſeiner dem größten Theil des Volks ſo verhaßten Unternehmung des amerikaniſchen Kriegs zu unterſtützen, bis ihm endlich, obgleich ſpät genug, über die Verderblichkeit der von ihm begünſtigten Maßregeln die Augen aufgingen.

Uebrigens verrieth er auch bey dieser Sache einen hohen Grad von Uneigennützigkeit, da kaum Jemand so viel bey dem Kriege verlor, als er. Der Ertrag von seinen vielen Häusern verminderte sich beträchtlich, und ein großer Bau, auf den er wenigstens sieben bis achttausend Pfund verwendet hatte, mußte gar unvollendet bleiben.

Neunzehntes Kapitel.

Bey dem Siege, welchen die Opposition über den Minister davon trug, entsagte Herr Elwes freywillig jedem Haschen nach Ehrenstellen und andern Vortheilen, und fand in dem Bewußtseyn, seine Stimme jedes Mahl, wie sein Gewissen es ihm geboth, gegeben zu haben, die einzige Belohnung, nach der er strebte.

Die Verhandlungen, die um diese Zeit gewöhnlich bis zum andern Morgen dauerten, hielt er jedes Mahl bis zum Ende aus. Ueberhaupt fand man ihn früh und spät im Hause, und es fiel ihm um so weniger schwer, den öffentlichen

Geschäften eine Mahlzeit zum Opfer zu bringen, da er sich längst daran gewöhnt hatte, zuweilen vier und zwanzig Stunden lang ohne Nahrung zu bleiben. Ein gleiches Ausharren hatte er sich auch in andern Gesellschaften zum Gesetz gemacht, die er nie zuerst zu verlassen pflegte.

Nach der Verabschiedung des Lord North blieb Herr Elwes bey der Foxischen Sache, jedoch ohne Nachtheil seines alten Grundsatzes, in allen Fällen nur seiner eigenen Ueberzeugung, unbekümmert um fremde Meinungen oder Absichten, zu folgen.

Zwanzigstes Kapitel.

Mit der sogenannten Coalition, oder der bekannten Verbindung zwischen dem Herrn Fox und dem Lord North, die Herr Elwes unterstützt hatte, endigte sich auch seine parlamentarische Laufbahn. Er wurde ein Opfer seiner Anhänglichkeit an diesen allgemein gehaßten Verein. Indessen wäre er bey dem Rufe seiner Rechtschaffenheit trotz des

Widerwillens, den jene Verbindung sich zugezogen hatte, wahrscheinlich von Neuem gewählt worden, wenn er seinen Abscheu gegen die Kosten einer streitigen Wahl hätte überwinden können. Aber offene Wirthshäuser auf seine Rechnung, Hahnengefechte und Spenden aller Art, welche Donnerworte für einen Mann, der sich selbst für sein ganzes Leben zu Hunger und Blöße verdammt hatte!

So sehr er aber, als es darauf ankam, seinen Sitz im Parlament zu behaupten, seiner Sparsamkeit das Uebergewicht einräumte, so wenig konnte er es mit seiner Würde vereinigen, sich unter den verächtlichen Haufen der Gnadenbuhler und Gnadengehalts-Bettler zu mischen, die gern das Vaterland, ohne irgend einen Anspruch auf seine Dankbarkeit, zu ihrem ewigen Wechsler machen möchten. Der Mann, welcher stets ohne die Lockspeise einer Belohnung seine Pflicht im Hause der Gemeinen erfüllte, und nie seine Stimme gab, ohne daß er hätte mit der Hand auf dem Herzen sprechen können: So wahr mir

Gott helfe, ich glaube zu thun, was dem Vaterlande zum Besten dient! dieser Mann hatte während seiner ganzen politischen Laufbahn nie eine Gunstbezeugung empfangen, und nie um eine gebethen. Er vergaß nie, daß auch nach ihm noch Leute leben würden, daß der Freund des Vaterlands die Staatsverwaltung seinen Kindern unverschlimmert überliefern müße, und daß einen Gnadengehalt, den man nicht verdiente, vom Staat annehmen, seinen Nachkommen ihr Erbtheil schmälern heiße. Seine Weigerung, für Geld ins Parlament zu kommen, hatte zuverläßig auch noch einen edlern Grund, als seine Furcht vor dem Aufwand, und es ist ein frommer Wunsch, daß sein Beyspiel in jedem Falle, wo von Besetzung eines öffentlichen Amts die Rede ist, nicht bloß bewundert, sondern auch nachgeahmt werden möchte. Wer besticht, läßt sich wieder bestechen, und darf ein Fürst, oder ein Volk sich wundern, wenn Leuten, die ihre Stellen gekauft haben, auch Alles feil ist, und wenn schnöde Käufer sich in noch schnödere Verkäufer verwandeln?

Im Parlament schloß sich Herr Elwes vorzüglich an Männer an, die ihrer Gesinnungen wegen in einem guten Rufe standen, und nahmentlich befolgte er diesen Grundsatz auch zur Zeit, als eine irrige Ansicht ihn verleitete, die berüchtigte Coalition zu unterstützen.

Nie, so lange er ein Mitglied des Unterhauses war, stand er auf, um zu sprechen, und gab nie ein anderes, als durch einfaches Abstimmen, seine Meinung zu erkennen. Unter seine Eigenheiten gehörte es auch, daß er nicht, nach der gewöhnlichen Sitte im Parlament, an irgend einer besondern Seite im Unterhause saß, sondern seinen Platz nach Belieben wechselte, und auf dieselbe Weise auch seine Stimme gab.

Von dem später so berühmt gewordenen Minister Pitt, dessen politische Laufbahn mit dem Aufhören der seinigen begann, sagte er bey einer gewißen Gelegenheit: Wenn ihm irgend Jemand sein Geld abzuschwatzen vermöchte, so wäre es dieser junge Redner.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Züge der Sparsamkeit des Herrn Elwes findet man, während er im Parlament sich der Sorge für das öffentliche Wohl widmete, in Menge. Es fiel ihm z. B. gar nicht ein, seiner neuen Würde halber seine Kleidung zu ändern, und oft, wenn man ihn auf der Straße sah, erwarb das Parlamentsglied sich bey den Vorübergehenden durch seinen Aufzug das Mitleid, auf welches nur der Bettler Ansprüche zu machen hat.

Die Mahlzeiten, die er während der Parlaments-Sitzungen dem Sprecher zu geben gezwungen war, blieben immer dieselben, und dieser hatte also das Vergnügen, bey jeder Einladung die Speisen, die seiner warteten, zum Voraus kraft der Einbildung genießen zu können. Auf die nähmliche Art pflegte er es mit den Ministern zu halten, und auch bey einer Mahlzeit für die Opposition fand nicht die geringste Abänderung Statt. Die Witzlinge der Minderzahl unterließen nicht, diese gastfreundliche Unparteylich-

keit in das gehörige Licht zu setzen. Die Minister und ihre Gegner, sprachen sie, haben gleiche Ursache, mit Herrn Elwes zufrieden zu seyn. Er pflegt beyde Theile auf den nähmlichen Fuß zu behandeln.

So spät es auch immer in der Zeit, und so ungünstig die Witterung auch immer seyn mochte, jedes Mahl ging Herr Elwes zu Fuß und ohne Ueberrock aus dem Parlament nach Hause, und vergebens wurde ihm von einem Paar Mitglieder, die gleichen Weg mit ihm hatten, vorgeschlagen, eine Miethkutsche gemeinschaftlich mit ihnen zu nehmen. Ihm sey Nichts angenehmer, als das Gehen, war seine gewöhnliche Antwort. Hohlten sie ihn aber nachher mit ihrer Kutsche ein, so machte er wenig Schwierigkeit, ihnen Gesellschaft zu leisten, weil man ihm nun keinen Antheil mehr am Fuhrlohn abfordern konnte. Die Herrn merkten bald die kleine List, und waren artig genug, sie bloß zu belächeln, ohne sie zu vereiteln. Da ihm aber doch nicht immer der Zufall eine Kutsche, die ihn umsonst aufnahm,

in den Weg fuhr, so traf es sich oft genug, daß er sich seiner Füße bedienen mußte, und auf einer solchen nächtlichen Fußreise begegnete ihm das Unglück, gegen die Ecke einer Sänfte zu rennen, und sich beyde Füße bedeutend zu verwunden. Bey diesem Ereigniß bewährte er abermahl, daß er sein Geld ungleich mehr liebte, als sich selbst, und zugleich trug er einen entschiedenen Sieg über die von ihm höchlich verachtete Kunst der Aerzte davon.

Er wollte nähmlich, wie immer, seine Heilung der Natur, die bekanntlich für ihre Kuren keine Bezahlung nimmt, überlassen. Allein sein Neffe, ein sehr wackerer Mann, bey dem er damahls wohnte, drang so lange in ihn, bis er ihm endlich erlaubte, einen Wundarzt zu rufen. Dieser kam, und ermangelte nicht, über die Bedenklichkeit der Hautverletzungen überhaupt, und über die Schwierigkeit des gegenwärtigen Falls insbesondere eine eben so lange als gelehrte Rede zu halten. Als er aber zugleich von dem Glücke sprach, daß man nach ihm geschickt habe, unter-

brach ihn der Kranke mit den Wörten: Es mag seyn, mein Herr! daß meine Füße ohne Ihre Hülfe gar nicht zu retten sind. Aber ich muß Ihnen gestehen, daß ich die Gefahr keineswegs für so groß halte, und zum Beweise, wie gewiß ich meiner Sache bin, sollen Sie Ihre Kunst nur an dem einen Fuße versuchen, und ich wette, der andere, den ich ganz ohne Salben und Pflaster seinem Schicksal überlassen will, soll zuerst geheilt seyn. Der Arzt ging die Wette ein, und hatte den Verdruß, daß die Natur seiner Kunst um vierzehn Tage zuvorkam.

Zweyter Abschnitt.

Erstes Kapitel.

Um diese Zeit strömte das Gold in die Kisten des Herrn Elwes, und dieser Segen des Plutons machte ihn täglich ärmer. In den nähmlichen Grade, in welchem seine Einnahmen sich vermehrten, schränkte er seine Ausgaben ein. Er

hörte auf, ein eigenes Haus zu machen, und zog zu seinem Neffen. Kaum hielt er noch einen Bedienten, und von seinen zwey Pferden schaffte er bloß darum nicht eins ab, weil beyde zusammen in ihrem ausgehungerten Zustande nur für eins gelten konnten, und auch zusammen nicht mehr Futter erhielten, als ein einziges von Rechtswegen hätte fordern können. Warum sollten auch seine Pferde sich sattessen, da er diese Befriedigung sich selbst versagte? Ehe er so ganz unermeßlich reich war, hatte er in seinem leichten Sinne sich zuweilen sogar noch ein kleines Vergnügen erlaubt. Für diese Ausschweifung bestrafte er sich jetzt selbst durch das strengste Entbehren. So wie er lieber umsonst krank seyn, als für Geld gesund werden wollte, eben so ging er auch im zerrissenen Rock, um keine Schneiderrechnung zu bezahlen. Seine beyden Söhne, die ohnehin, wie man weiß, nie zu Verräthern an dem väterlichen Beutel werden durften, verdienten ihr Brot auf seinen Gütern, als die vornehmsten Ackerknechte. Reiste er zuweilen selbst

auf eines derselben, so geschah es mit einem Paar hartgesottenen Eyern in der Tasche, und er beehrte das nächstgelegene von beyden, wohin die Reise sechs Pfennige weniger kostete, Vorzugsweise mit seiner Gegenwart. Mit Einem Worte, wenn jemahls ein Sterblicher die Kunst von Nichts zu leben hätte erfinden können, so wäre es Herr Elwes gewesen, der bey einem Reichthum von wenigstens siebenhunderttausend Pfund in Einem Jahre kaum fünfzig verzehrte.

Zweytes Kapitel.

Es ist schon erwähnt worden, welche beträchtliche Summen Herr Elwes durch gewagte Unternehmungen verlor. Endlich aber erkaufte er mit fünfundzwanzigtausend Pfund, die ihn der Versuch, durch amerikanische Eisenwerke seine Reichthümer zu vermehren, kostete, auch von dieser Seite die nöthige Klugheit, und vertraute von nun an seine Barschaften bloß den öffentlichen Fonds.

Um die nähmliche Zeit, da er durch eigene Schuld den eben gedachten Verluſt erlitt, wagte er ſein Leben, um einige Pfennige zu ſparen. Doch die Sache verdient eine umſtändliche Erzählung. Als er nähmlich in einer kalten und dunkeln Nacht in Geſellſchaft eines Freunds nach Hauſe ritt, rief er ſeinem Begleiter, der etwas voraus geritten war, und ſich gerade vor einem Schlagbaume befand, ſehr eifrig zu: Zurück, zurück! Folgen Sie mir! Hier iſt der beſte Weg. Der Freund kam, und ſah mit Entſetzen, daß Herr Elwes mit ſeinem Pferde den ſteilen Damm hinankletterte. Um Gotteswillen, Herr Elwes! ſprach er, was machen Sie? Wollen Sie den Hals brechen? Ich wenigſtens komme hier in meinem Leben nicht hinauf. Es iſt, erwiederte Herr Elwes, gar keine Gefahr dabey, und wenn Ihr Pferd nicht recht fort kommt, ſo leiten ſie es. Endlich mit der größten Anſtrengung, und nicht ohne daß ein Pferd hinſtürzte, erſtiegen ſie den Damm, und kamen mit nicht geringerer Gefahr auf der andern Seite wieder herab. Als ſie

ohne ein Unglück die Ebene erreicht hatten, dankte der Freund dem Himmel für ihre Errettung. Für unsere Errettung vom Schlagbaume, meinen Sie? sprach Herr Elwes. Sie haben Recht. Man muß bey keinem Schlagbaume bezahlen, wenn man ihn vermeiden kann. Bald nachher kamen sie in einen engen Pfad, in welchem Herr Elwes, so sehr ihnen auch der Frost zu eilen geboth, so langsam ritt, als er nur konnte, und als sein Begleiter ihn erinnerte, sein Pferd anzutreiben, antwortete er, er wolle es nur etwas Heu fressen lassen, das an einem Zaune hing. Das Heu, setzte er hinzu, ist sehr gut, und wir haben es hier umsonst.

Drittes Kapitel.

Herr Elwes war ungefähr fünfundsiebzig Jahre alt, als er aus dem Parlament kam, und von nun an both sein Leben dem Beobachter weiter Nichts als Züge einer Selbstverläugnung dar, die mehr zum Mitleid, als zum Unwillen,

oder zum Spott reizte, und von welcher in diesem Grade es vielleicht an einem zweyten Beyspiele gebricht.

Einen großen Theil seiner Zeit brachte er als Mitglied eines Spielklubs auf einem Kaffehhause zu. Man spielte nicht hoch, und die Haupt-Annehmlichkeit für den Herrn Elwes bestand darin, daß er Feuer und Licht auf gemeinschaftliche Kosten bekam. War er gleichgültig gegen alle Bequemlichkeiten, wenn er sie bezahlen mußte, so schätzte er sie desto mehr, wenn sie ihm auf Anderer Rechnung zu Theil wurden. Er besaß einen außerordentlich feinen Geschmack für die köstlichsten Gerichte — an fremden Tafeln. Niemand ließ einem Wein von edlem Gewächs mehr Gerechtigkeit widerfahren, als er, wenn er ihn — nicht bezahlen durfte, und seine Eßlust hatte nicht Ihres gleichen, wenn er — außer dem Hause speiste.

So wohlfeil er aber auch in der Regel in seinem Klub lebte, so theuer kam ihn einst bey einer gewißen Gelegenheit das Besuchen desse-

ben zu stehen. Er behielt nähmlich noch immer einige Neigung zum Spiel, und zugleich hatte er eine hohe Meinung von seiner Kunst im Picket. Kraft dieser Meinung war er sehr bereitwillig, das ihm von einem Fremden angebothene Spiel anzunehmen. Aber zum Unglück war er einem Manne in die Hände gefallen, der die gleiche Meinung, nur mit größerem Rechte, von sich selbst hatte, und der Erfolg war, daß Herr Elwes nach einem Spiele von zwey Tagen und Einer Nacht an seinen Gegner eine Summe bezahlen mußte, die er stets zu verheimlichen suchte, die aber, wie man zu vermuthen Grund hat, nicht unter dreytausend Pfund betrug. Die Beschwerde des langen Spiels hatte er mit der dem Geiz und der Gewinnsucht eigenen Geduld ertragen. Uebrigens machte er sich der Thorheit des hohen Spiels von nun an nie mehr schuldig, und die übrigen Mitglieder des Klubs dachten freundschaftlich genug, ihn gegen jede neue Versuchung zu bewahren.

Es schien einmahl das Schicksal des guten Mannes zu seyn, mitunter bey seinem Geldsam-

meln den Stein des Sisyphus zu wälzen, und die mühevolle Aufthürmung, die ihn Jahre gekostet hatte, in einem Augenblicke wieder zusammenstürzen zu sehen. Aber kein Unfall dieser Art konnte ihn seinem Grundsatze zu sparen ungetreu machen. Jedes große Vermögen, behauptete er, und vielleicht nicht ohne Grund, sey durch Sparsamkeit zusammen gebracht worden, und nur durch diese Tugend aller Tugenden könne man gewiß seyn, seinen Zweck nicht zu verfehlen.

Viertes Kapitel.

Im Frühlinge des Jahrs 1785 wünschte Herr Elwes wieder ein Mahl eines seiner beyden Landgüter, das er seit einigen Jahren nicht gesehen hatte, zu besuchen. Aber auf welche Art sollte er dahin gelangen? Schwere Frage! Weder seine eigenen Füße, noch die Füße seiner Pferde waren mehr im Stande, sechzig bis siebzig Meilen weit zu laufen, und selbst zum Reiten hätten seine Kräfte nicht hingereicht. Was blieb also übrig,

als daß er sich einer Postkutsche bediente? Aber ums Himmelswillen, wo hätte er das Geld zu diesem Aufwande hernehmen sollen? Die Reise schien also eine wahre Unmöglichkeit, und sicher wäre sie unterblieben, wenn der Himmel sich nicht seiner erbarmt, und das Herz eines benachbarten Landedelmanns gerührt hätte, der in eben diese Gegend reiste, und ihm einen freyen Platz in seiner Kutsche einräumte.

Der Anblick seines Landguts erweckte bey Herrn Elwes die schmerzliche Erinnerung, daß er ehemahls eine Jagd gehalten, daß er unnütze Pferde, Hunde und Bediente gefüttert, und zuweilen sogar einen Freund zu Gast gebethen hatte, und mit einem Seufzer machte er die Bemerkung: Er habe ehemahls eine Menge Geld thörichter Weise ausgegeben, aber mit der Zeit werde ein Mensch weiser.

Die Zimmer seines Hauses, das sehr ernstlich den Einsturz drohte, fand er für seinen Sohn zu kostbar eingerichtet, und äußerte, der junge Mensch könnte sich wohl mit schlechterem Geräthe

behelfen. Zerbrochene Fensterscheiben wurden in seinem Hause gewöhnlich mit Papier ergänzt. Doch wurde zuweilen auch eine Lücke mit Glasscherben ausgefüllt, und auf diese Weise kamen Figuren zum Vorschein, deren Beschreibung eine nicht leichte Aufgabe für die Mathematik gewesen wäre. Um kein Zimmer zu heizen, schlug Herr Elwes gewöhnlich seinen Sitz in der Küche auf, oder machte sich unter den Trümmern eines alten Gewächshauses eine Bewegung. Während der Ernte fand er es eben so angenehm, als nützlich, auf den Feldern seiner eigenen Pächter — Aehren zu lesen, und da er in der That mehr Mitleid verdiente, als ein eigentlicher Armer, so sorgte man gutherziger Weise dafür, daß eine größere Ausbeute zurück blieb, als gewöhnlich. War die Zeit dieses Sammelns vorüber, so legte er darum keinesweges die Hände in den Schooß. Die aufgehende Sonne fand ihn beschäftigt, Späne, Knochen und andere von dem Leichtsinne weggeworfene brennbare Dinge zur Feurung für sein Hauswesen zusammen zu suchen, und einst war einer

seiner Nachbarn Augenzeuge davon, wie er sich mit der größten Anstrengung eines Krähennests zu bemächtigen trachtete. In der That, sprach er zu diesem, als er ihm seine Verwunderung über sein sonderbares Geschäft bezeugte, es ist Sünde und Schande, wie diese Kreaturen mit dem Holz umgehen. Sehen Sie doch nur einmahl, wie groß sie ihre Nester machen! Wahrlich, es fällt der unnützen Brut gar nicht ein, daß das Holz ein Ding ist, das man nicht genug sparen kann.

Fünftes Kapitel.

Da der Geiz des Herrn Elwes endlich jede andere Leidenschaft bey ihm verschlang, so trieb er das Sparen nach einem förmlichen Lehrgebäude. Damit sein altes Mutterpferd die Grashalme, die es von seiner kargen Hand empfing, nicht ganz umsonst verzehrte, bestieg er es noch zuweilen. Aber er hütete sich wohl auf der öffentlichen Landstraße zu reiten, und bediente sich, um die Hufeisen zu schonen, stets des sanften Rasens neben

derselben. Dieser, versicherte er, bekomme den Hufen des Pferds ungemein wohl. Besuchte ihn zuweilen einer seiner Nachbarn, so schlich er sich richtig jedes Mahl in den Stall, um das Heu wegzunehmen, das der Pflichtvergessene Hausknecht den Fremden Pferden in die Krippe gesteckt hatte. Es sey genug, dachte er, daß der Herr mit ihm esse, er brauche die Gastfreyheit nicht auch noch auf seine Pferde zu erstrecken.

Die Natur hatte ihm, vielleicht zur Strafe, eine sehr starke Eßlust verliehen, die nach und nach in eigentliche Gefräßigkeit ausartete. Aber auch sein Heißhunger mußte sich Gesetze von seinem Geiz vorschreiben lassen. Um kein Fleisch vom Fleischer zu kaufen, aß er lieber so lange Nichts als Hammelfleisch, bis von einem ganzen Schaf, das er selbst schlachten ließ, Nichts mehr übrig war. Daß die Fäulniß des Fleisches für ihn kein Grund war, es nicht zu essen, ist schon gesagt worden.

Mit noch größerer Ersparniß, als sein Tisch, wurde sein Anzug besorgt. Sein Hut unterschied

sich gewöhnlich von einem Kardinalshut nur dadurch, daß ihn statt des Hutmachers die Zeit rothgefärbt, und noch überdieß durch zahllose Verletzungen ihre Gewalt an ihm veroffenbart hatte. Um dieses kostbare Kleidungsstück zu schonen, bediente er sich zuweilen einer Mütze von rother und weisser Wolle, die männiglich für vollkommen würdig erkannte, die Stellvertreterinn eines solchen Huts zu seyn. Es versteht sich, daß auch die übrige Kleidung, bis auf die Schuhe, die er, damit sie sich weniger abnutzten, niemahls reinigen ließ, die Uebereinstimmung des Ganzen nicht störte. Mit Einem Worte, der gute Mann wurde, da selbst die Bettler einen Anzug wie den seinigen verschmähten, nicht unschicklich einem Gefangenen verglichen, der auf Kosten des hartherzigsten aller Gläubiger eingekerkert war.

Sollte man es glauben, daß er, trotz dieser beyspiellosen Sparsamkeit, sich selbst kein Genüge leistete, und sich sogar der Verschwendung anklagte? Er müßte, pflegte er oft zu sagen, sich mit seinem Vermögen etwas mehr in Acht

nehmen. Ueberhaupt vertrat der Reichthum bey ihm je länger je mehr die Stelle eines feindseligen Dämons, der ihm Tag und Nacht keine Ruhe gestattete. Er hielt alle Leute ohne Ausnahme für Verschwender, und als man ihm einst von einem Manne erzählte, der wenigstens eine Million im Vermögen hatte, man habe ihn in einem neuen Wagen gesehen, prophezeyte er, der Mensch werde auf diese Art sein Geld bald völlig los seyn.

Sechstes Kapitel.

Während seines jetzigen Aufenthalts auf dem Lande wurde Herr Elwes mit einer Schauspielerinn vom Londner Theater bekannt. Als ein Mann, dem es, kraft seiner ehemahligen Lebensweise, gar nicht an feinen Sitten fehlte, erwies er der Dame viele Artigkeiten, und wußte sich überhaupt durch sein Betragen und seinen gesunden Verstand ihre Achtung zu gewinnen. Natürlich wurde sehr viel von der Bühne gesprochen,

und die Prieſter in Thaliens nannte ihm nach der Reihe die Nahmen der vorzüglichſten Schauſpieler und Schauſpielerinnen, um ſein Urtheil über ſie zu vermehren. Aber wie erſtaunte ſie, als er ihr geſtand, daß er keine dieſer männlichen und weiblichen Zierden der Bühne, und überhaupt nie ein Schauſpiel geſehen habe! Ein Vergnügen alſo, das für jede Menſchengattung beynahe gleiche Reize hat, zu welchem Vornehme und Geringe, Leute mit Bildung und ohne Bildung ſich in die Wette drängen, ein Vergnügen, welchem Menſchen von Gefühl und Geſchmack beynahe vor jedem andern den Vorzug einräumen, und welches der großen und feinen Welt, zu welcher er in ſeinen beſten Jahren gehört hatte, ſchon durch die Mode zum Bedürfniß wird, ein ſolches Vergnügen genoß ein Mann, der noch überdieß gewöhnlich in der Hauptſtadt lebte, nicht etwa bloß ſparſam aus Sparſamkeit, ſondern ſein Geiz erlaubte ihm nicht einmahl, es nur kennen zu lernen, und der Ruhm eines Garrik hatte bey ihm weniger Gewicht, als fünf Schillinge.

Siebentes Kapitel.

Erst in seinen letzten Jahren ließ das Publikum der Schooßsünde des Herrn Elwes, die vielleicht seine einzige war, volle Gerechtigkeit widerfahren. Als er früher seinen Landsitz bewohnte, wußten theils seine Nachbarn noch wenig davon, wie sehr er mit seinem Mammon ein Herz und eine Seele war, theils söhnte er sie durch seine Fuchshunde und durch manche kleine Lustbarkeit die er mit ihnen theilte, mit der tadelhaften Seite seines Characters aus. Da er aber bey seiner Rückkehr diese Seite einer fortdauernden Beobachtung Preis gab, so wurde er bald der allgemeine Gegenstand des Gelächters und der Geringschätzung, und sogar seine eigenen Leute schämten sich der Knauserey ihres Herrn. Man nannte sein Haus gewöhnlich nur das Armenhaus des Kirchspiels, und wenn es die Bestimmung eines Armenhauses ist, die Bewohner selbst an den unentbehrlichsten Bedürfnißen Mangel leiden zu lassen, so verdiente es diesen Nahmen vollkommen

Herr Elwes fuhr indessen immer fort, sich in der Kunst des Entbehrens zu üben, und man kann beynahe mit Gewißheit behaupten, daß er, da er schlechterdings kein Geld für irgend ein Bedürfniß ausgeben wollte, ohne seine Meyerhöfe, seine Fischwasser, und einige von ihm selbst verwaltete Grundstücke, die ihm seine Nahrungsmittel unentgeldlich lieferten, verhungert wäre. Einst hielt er von den Resten eines Wasserhuhns, die er einer Ratze, als sie mit dem Raube aus dem Wasser kam, abgejagt hatte, und wieder einmahl von dem unverdauten Theile eines kleinern Hechts, den man in dem Magen eines gefangenen größern gefunden hatte, seine Mittagsmahlzeit, und bezeugte nahmentlich über den letzten Fang eine ausnehmende Freude. Er habe, sprach er, zwey Fliegen mit einer Klappe geschlagen. Es sey genug, bey dieser Gelegenheit zu bemerken, daß der Mann, der, was der Bettler wegwirft, als einen Leckerbissen verzehrte, damahls beynahe achtmahl hunderttausend Pfund reich war.

Achtes Kapitel.

Den Frühling des Jahrs 1786 verlebte Herr Elwes allein in einem einsamen Hause seines Landguts, und benutzte die Muße, der er sich erfreute, dazu, daß er täglich für seine eigene Person eine neue Civilliste entwarf. Geld war der einzige Gedanke, mit dem er sich niederlegte, und mit dem er aufstand, mit dem er einschlief, und mit dem er erwachte. Zugleich peinigte ihn der höchste Grad des Argwohns, und er sah keinen Menschen, von dem er nicht glaubte, er habe einen räuberischen Anschlag auf seine Schätze.

Der Ermahnung des Nachtwächters, Feuer und Licht zu bewahren, bedurfte Niemand weniger, als er, weil er zuletzt die Vorsicht so weit trieb, daß er weder das eine, noch das andere mehr anzünden ließ. Die Sonne war ihm Licht genug, und ging sie unter, so hielt er es für einen Wink, sein Bett zu suchen. Das lange Liegen nutzte dieses freylich auch mehr ab, als

ihm lieb war. Es entstand daher auch, ohne Zweifel auf seinem Lager, der große Gedanke in ihm, daß ein guter Wirth sich wenigstens das Bettuch ersparen müße, und man muß sich wundern, daß er sich am Ende nicht gar entschloß, auf der Erde zu schlafen.

Er vertauschte später noch seine erste Wohnung auf seinem Landgute mit einem Pachterhause, das sich ihm vermuthlich dadurch empfahl, daß es ein noch zerstörteres Ansehen hatte, als das verlassene. Es stand einsam am Ende eines Walds, und sein alter Pachter mit seiner Frau waren die einzigen vernünftigen Geschöpfe, mit welchen er hier umgehen konnte. Er wurde krank, und lag gegen vierzehn Tage beynahe ohne alle Pflege, weil er keine haben wollte. Diese Krankheit hatte indessen für seine beyden natürlichen Söhne die günstige Folge, daß er anfing, an die Entwerfung seines letzten Willens zu denken, und wirklich ließ er auch noch in diesem Sommer in London, wohin er zurückkehrte, denselben in gesetzlicher Form zu Papier bringen.

Bald nach dieser wichtigen Handlung übertrug er durch eine gerichtliche Vollmacht die Verwaltung seines Vermögens seinem Anwalt und seinem jüngsten Sohne, und bey der täglichen Abnahme seines Gedächtnisses war es in der That ein sehr vernünftiger Entschluß, daß er die Sorge für die Sache, an welcher sein ganzes Herz hing, Andern anvertraute. Er vergaß immer das letzte Ereigniß zuerst, und wie unbekannt er zuweilen mit seinen eigenen Angelegenheiten war, davon mag folgende kleine Geschichte zum Beweise dienen. Er hatte einst des Abends auf seinen Bankier einen Wechsel von zwanzig Pfund ausgestellt. In der Nacht fiel es ihm ein, diese Summe möchte vielleicht seine Forderung an das Handelshaus übersteigen, und nachdem er bis zum folgenden Morgen in der größten Unruhe und in einem fieberhaften Zustande im Zimmer umhergegangen war, eilte er zu dem Kaufmanne, um sich wegen der außerordentlichen Freyheit zu entschuldigen, die er sich genommen habe. Aber dieser versicherte ihn, seine Entschuldigung sey ganz überflüßig,

da er in diesem Augenblicke nicht weniger als eine Summe von vierzehntausend siebenhundert Pfund von ihm in Händen habe.

Ueberhaupt muß man dem Herrn Elwes das Lob der Gewissenhaftigkeit in Geldsachen, die er auch bey dieser Gelegenheit erprobte, im höchsten Grade beylegen. War er Jemand schuldig, so ruhete er nicht, bis er ihn bezahlt hatte, und jede übernommene Verbindlichkeit erfüllte er mit einer Genauigkeit, welche selbst die soldatische noch übertraf.

Neuntes Kapitel.

Im Sommer des Jahrs 1789 begab Herr Elwes sich wieder nach London, und lebte dort in Gesellschaft zweyer Dienstmädchen, die an die Stelle seiner, der Sparsamkeit geopferten männlichen Bedienten getreten waren. An Beschäftigung und Unruhe ließ es dem guten Manne der Bau an einem seiner Häuser nicht fehlen. Er war regelmäßig des Morgens um vier Uhr an Ort und

Stelle, um die später kommenden Arbeiter auszuschelten, und die Nachbarn, die nach seinem Anzuge ihn selbst für einen Handwerker ansahen, ertheilten ihm das Lob, es sey Niemand so pünctlich, als der alte Zimmermann. Er war den ganzen Vormittag bald da, bald dort, um dem verhaßten Müßiggange zu steuern, und ängstigte sich überhaupt wegen dieses Hauses, das ihm in einem Jahre höchstens funfzig Pfund einbringen konnte, so sehr, daß er sich ein Fieber, das beynahe seinem Leben ein Ende gemacht hätte, zuzog.

Zehntes Kapitel.

Aus dem geizigen Greis wurde allmählig ein geiziges Kind. Er fand sein Vergnügen daran, einige Guineen, die er in mehrere Stücke Papier gewickelt hatte, in verschiedene Winkel zu verstecken, und wieder zu suchen, und in der letzten Absicht ging er nicht selten selbst bey Nacht im Hause umher. Vergaß er einmahl, wo er eines seiner Papiere hingelegt hatte, so war er

nicht weniger in Verzweiflung, als wenn es um sein ganzes Vermögen geschehen gewesen wäre.

Um eben diese Zeit, da er etwa sechs und siebzig Jahre alt seyn mochte, äußerten sich auch an seinem Körper die ersten Schwächen des Alters. Er bekam Anfälle von Gicht. Aber seiner gewöhnlichen Abneigung gegen Aerzte und Apotheker, oder vielmehr gegen ihre Rechnungen, getreu, gebrauchte er kein anderes Heilmittel, als daß er eine Fußwanderung, so stark und so weit er nur konnte, durch die Stadt anstellte. Zuweilen verirrte er bey diesen Eilmärschen in den Straßen, deren Nahmen seinem ungetreuen Gedächtniß entfallen waren, und hatte Jemand die Gefälligkeit, ihn nach Hause zu bringen, so machte er, zum Zeichen, daß er den Weg in sein Haus selbst zu finden wisse, unter der Thür mit vieler Artigkeit seinen Bückling, und verließ den Begleiter, ohne ihn Ehrenhalber mit sich kommen zu heißen.

Eilftes Kapitel.

Im Winter 1789, welcher sein letzter seyn sollte, wurde das Gedächtniß des Herrn Elwes täglich schwächer, und seine ewige Begierde, Geld zu sammeln, machte der Furcht Platz, in gänzlichem Mangel zu sterben. Seinem Baumeister sagte er einst: Stellen Sie sich vor, wie elend es mir geht. Sehen Sie hier fünf Guineen. Diese sind Alles, was ich jetzt habe, und es ängstigt mich zu Tode, wie ich mit dem wenigen Gelde auskommen soll. Ohne Zweifel haben auch Sie Wunder geglaubt, wie reich ich wäre. Aber nun sehen Sie, wie es um mich steht.

Zwölftes Kapitel.

Einige Jahre vor dem Tode des Herrn Elwes zeigte sich vor seinen ältesten Sohn die Gelegenheit, die Hand eines Frauenzimmers von vielen Vorzügen und einem nicht unansehnlichen Vermögen zu erhalten. Der Oheim des Mädchens

besuchte den alten Herrn Elwes, um sich mit ihm über die Angelegenheit zu besprechen. Herr Elwes machte wider Verhoffen nicht die geringste Schwierigkeit, seine Einwilligung zu einer Verbindung zu geben, die er selbst für sehr vortheilhaft erkannte. Gut, sprach der erfreute Oheim, wir haben also nur noch einen Punct in Ordnung zu bringen. Ich denke reichlich für meine Nichte zu sorgen, und gewiß sind Sie nicht weniger väterlich gegen Ihren Sohn gesinnt. Darf ich also fragen, was er von Ihnen zu hoffen hat? Für diese Frage hatte Herr Elwes keine Ohren. Ein Vater, glaubte er, brauche seinem heirathenden Sohne Nichts zu geben, als seine Einwilligung, und da der Oheim diese Gabe allein für Nichts achtete: so hatte der junge Mensch den Schmerz, seiner Geliebten entsagen zu müßen.

Vielleicht war es eine verdiente Strafe des Himmels für die Hartherzigkeit, die Herr Elwes bey dieser Gelegenheit bewies, daß sich bey ihm selbst, trotz seines Nestor-Alters, zur Geld-

liebe noch Frauenliebe gesellte. Da er, wie schon erzählt wurde, sich der Holz-Ersparniß wegen häufig in der Küche aufzuhalten pflegte, so fing er an, auch noch eine andere Gluth, als die auf dem Herd loderte, zu empfinden. Eines seiner beyden Dienstmädchen hatte ihr Netz mit so glücklichem Erfolg nach dem alten Goldfisch ausgeworfen, daß es ohne die hülfreiche Dazwischenkunft seiner Freunde zuverläßig um seine schon so lange behauptete Freyheit geschehen gewesen wäre.

Der Sohn hatte indessen sein Glück in dem Besitz eines andern Frauenzimmers gefunden, und kaum war er auf dem väterlichen Landsitze gehörig eingerichtet, als er dem Vater den Wunsch bezeugte, er möchte, um der Pflege seiner Gattin zu genießen, künftig in seinem Hause leben. Herr Elwes, der in London seiner eigenen Sorge überlassen, und also dem äußersten Mangel Preis gegeben war, hatte alle möglichen Gründe, die ihm angebothene Freystatt nicht auszuschlagen. Aber gleichwohl wäre

der fromme Wunsch des Sohns zuverläßig unerfüllt geblieben, wenn nicht ein Freund dafür gesorgt hätte, das unüberwindliche Hinderniß in den Augen des sparenden Alten, die Kosten der Reise, zu beseitigen, indem er ihm einen Platz in seinem Wagen einräumte. Aber schon stellte sich dieser Reise eine zweyte Schwierigkeit in den Weg. Der Rock des Herrn Elwes war nähmlich noch weniger im Stande, als sein Herr, die Beschwerden derselben auszuhalten, und welche Beredsamkeit, oder welche Noth hätte den Stellvertreter des Geizes zum Ankauf eines neuen bewegen können? Dem Sohne blieb also nur die List übrig, ihm durch den Freund, der ihn mit sich reisen ließ, auch die nöthige Bedeckung in die Hände spielen zu lassen, und der letzte Rock des Mannes, der bey seinem einige Monate nachher erfolgten Tode seinen Erben ein Vermögen von acht Mahl hunderttausend Pfund Sterling hinterließ, war demnach — ein geschenkter.

Dreyzehntes Kapitel.

Herr Elwes trat seine Reise mit sechsthalb Guineen und einer halben Krone in der Tasche an, und diese zu bewachen war das Geschäft der letzten Tage seines Lebens. Die Ruhe floh von dem Lager des armen Reichen, und selbst im Schlafe marterte ihn die Furcht, seine Schätze zu verlieren. Oft war es, als ob er mit Jemand ringe, und zugleich hörte man ihn mit lauter Stimme rufen: Ich will mein Gold behalten! Kein Mensch soll mir mein Eigenthum rauben! Zuweilen auch lief er, nach seiner schon früher erzählten Gewohnheit, beym Erwachen mitten in der Nacht nach der Stelle, wo er sein Geld verborgen hatte, um zu sehen, ob es noch da wäre, und sein Unstern wollte es, daß er einst wirklich diesen Schatz, in welchem, wie er sich einbildete, sein ganzer Reichthum bestand, vermißte. In seiner Verzweiflung über dieses Unglück kam er auch mit bloßen Füßen vor das Bett eines Freunds, der gerade im Hause übernachtete. Der Gast rief,

wer da wäre, und der Nachtwandler antwortete mit vieler Artigkeit: Herr, mein Nahme ist Elwes. Ich habe das Unglück gehabt, daß mir in diesem Hause, das, wie ich glaube, mir selbst gehört, alles Geld, das ich nun auf der Welt habe, gestohlen worden ist. Fünf und eine halbe Guinee und eine halbe Krone! Der Freund suchte ihn zu beruhigen, und behauptete, er werde sich geirrt haben. Aber er fuhr fort, seinen großen Verlust zu bejammern, und bath den Gast zu bedenken, was es heiße, eine Summe wie diese einzubüßen. Einige Tage nachher fand man das Geld hinter einem Fensterladen.

Vierzehntes Kapitel.

Bey der täglich mehr sich äußernden Abnahme seiner körperlichen und geistigen Kräfte bekam Herr Elwes Anfälle von Verstands-Zerrüttung, und an die Stelle seiner ehemahligen Selbstbeherrschung traten Stürme der heftigsten Leidenschaften.

Sechs Wochen vor seinem Tode hörte er auf, sich, wenn er zu Bette ging, auszukleiden, und einst fand man ihn des Morgens im tiefen Schlafe mit den Schuhen an den Füssen, seinen Stock in der Hand, und seinen alten zerrissenen Hut auf dem Kopfe. Um diese Unordnung zu verhüten, gab man ihm einen Bedienten zur Aufsicht. Aber er bestand auf seiner neuen Gewohnheit, und bewies auch bey diesem Anlaß, welchen Werth er dem Gelde beylegte, indem er dem Bedienten versprach, seiner in seinem letzten Willen zu gedenken, wenn er ihm seine Freyheit ließe.

Fünfzehntes Kapitel.

Endlich kam der Tag, an welchem der Mann, den die Götter durch Reichthum zu strafen beschlossen zu haben schienen, die Welt und sein Gold verlassen sollte. Herr Elwes entschlummerte am 26ten November des Jahrs 1789, gelassen und sanft, und ohne einen Laut des Schmerzens. Es scheint nicht, daß er sich vor dem Tode

gefürchtet habe. Vielleicht verſprach er ſich in ſeinem künftigen Leben neue und größere Schätze, und welche andere Seligkeit kann auch der ſterbende Geiz ſich denken, als Reichthum? Man wird es nicht ohne Lächeln leſen, daß ſeine letzten Worte ſein zeitliches Vermögen zum Gegenſtand hatten. Er ſprach zu ſeinem jüngſten Sohne, den eine Ahnung, er werde den Vater nur noch Ein Mahl ſehen, von einer Reiſe an das Sterbebett deſſelben führte: Er hoffe, er habe ihm gelaſſen, was er wünſche. Vierzehn Tage vor ſeinem Tode war er noch zwölf Meilen zu Fuß gegangen. Von ſeinem Vermögen erbten ſeine beyden Söhne, kraft ſeines letzten Willens, fünf Mahl hunderttauſend Pfund. Das Uebrige fiel an den Sohn ſeines vor ihm verſtorbenen Neffen. Er hatte zwar in eben dieſem letzten Willen ausdrücklich gebothen, alle Vermächtniße zu bezahlen, die er etwa durch ein Codicill, oder einen Teſtaments-Anhang zu beſtimmen für gut finden möchte. Allein nach ſeinem Tode fand ſich nirgends eine Urkunde dieſer Art, und man be-

merkte nicht ohne Lächeln, daß er nicht einmahl, wie es sonst in letzten Willens-Urkunden gewöhnlich ist, seinen Leib der Erde vermacht hatte.

Sechszehntes Kapitel.

Von den Lebensumständen und übrigen Verhältnißen des Herrn Elwes sind noch einige nachzuholen. Sein Geschlechtsnahme war Meggot, und den Nahmen Elwes erbte er mit dessen Gütern von seinem durch den Geiz nicht minder als er berühmten Oheim, Sir Harvey Elwes. Sein Vater war ein angesehener Bierbrauer in Southwark, welcher Flecken ehemahls durch seinen Großvater, Georg Meggot, im Parlament vertreten worden war. Sein vom Vater, den er schon in seinem vierten Jahre verlor, ererbtes Gut war zu Marcham, in der Grafschaft Berkshire, das von seinem Oheim ererbte aber zu Stoke in der Grafschaft Suffolk gelegen. Einen auffallenden Beweis seiner außerordentlichen Sanftmuth liefert folgende kleine Geschichte. Ein junger

Mensch, der ihn auf einer Jagd begleitete, schoß ihm von ungefähr zwey Schrotkörner ins Gesicht, und als der ungeschickte Schütze sein Versehen nicht ohne Bestürzung entschuldigte, antwortete Herr Elwes, indem er sich das Blut abwischte: Ich wünsche Ihnen Glück, mein Freund! daß Sie es schon so weit gebracht haben. Ich wußte, daß Sie sogleich etwas treffen würden.

Siebzehntes Kapitel.

Da in dieser Geschichte auch des Oheims unsers Helden, gedacht ist: so mag zur Characterschilderung von diesem auch noch folgende Erzählung hier einen Platz finden.

Eine Diebsbande würdigte den Mann, der gewöhnlich eine bare Summe von drey bis viertausend Pfund im Hause liegen hatte, mit Recht ihrer Aufmerksamkeit, und machte den Anschlag, da freywillig von ihm gar Nichts zu bekommen war, ihm recht viel mit Gewalt zu nehmen. Kraft dieses löblichen Vorsatzes drangen die beherztesten

Mitglieder der saubern Zunft einst des Nachts zuerst in den Stall, und banden, trotz seiner muthigen Gegenwehr, zuerst seinen Bedienten, und sodann im Hause selbst seine beyden Mägde, und zwar diese zusammen. Jetzt erschienen sie vor dem Bette des Herrn, der sich gewöhnlich schon um acht Uhr niederzulegen pflegte, und ließen ihm sehr höflich die Wahl, ob er sich todtschießen lassen, oder ihnen im Vertrauen den Ort anzeigen wolle, wo sein entbehrliches Geld anzutreffen sey. Zum Wunder wählte er das letzte, gab aber jedoch ihnen den Schlüssel zu seiner Schatulle nicht eher, als bis sie ihn versichert hatten, daß seinem Bedienten, der sehr bey ihm in Gunst stand, kein Leid geschehen sollte. Als aber die Räuber in der Schatulle nicht mehr als funfzig Guineen fanden, bezeugten sie ihm, daß diese Kleinigkeit für ihre dermahligen Bedürfnisse bey weitem nicht hinreiche, und daß sie also, wenn er ihnen nicht eine bessere Probe seiner Aufrichtigkeit gebe, so leid es ihnen thue, nicht würden umhin können, seinen Kopf zur Zielscheibe ihrer Pistolen zu machen,

und wirklich hatte diese Drohung die Folge, daß der Geängstigte zum Verräther an seinen Schätzen wurde. Die Räuber fanden an dem Ort, den er ihnen bezeichnete, einen großen Schubkasten, und in diesem nicht weniger, als zweytausend siebenhundert Guineen. Nachdem sie ihre Beute in zwey große Körbe gepackt hatten, nahmen sie mit der Erklärung Abschied, Einer von ihnen werde zurück bleiben, um ihn bey dem geringsten Schreyen um Hülfe auf der Stelle zu ermorden. Doch Herr Harvey ließ sich nicht länger schrecken. Meine Herrn! sprach er mit der größten Kaltblütigkeit, indem er seine Uhr vor sich hinlegte, ich will mir keine Mühe geben, daß Sie beym Kopfe genommen werden, und ich lasse Ihnen also auf Ehre zwanzig Minuten Zeit zu Ihrer Flucht. Aber nach dieser Frist soll mich keine Gewalt abhalten, nach meinem Bedienten zu sehen. Er hielt pünctlich Wort, und befreyte nach zwanzig Minuten den Gebundenen, die Räuber aber entkamen, ob ihnen gleich das ganze Dorf nachsetzte. Als das Gesindel einige Jahre später wegen ähnlicher Ver-

brechen eingezogen wurde, weigerte sich Herr Harvey schlechterdings, auf die erhaltene Vorladung vor Gericht zu erscheinen, um gegen sie zu zeugen. Ich habe, sprach er zu seinem Sachwalter, der wegen der Sache in ihn drang, mein Geld verloren, und nun wollen Sie, daß ich auch noch meine Zeit verliere! Den Zug, daß Herr Harvey in seiner verzweifelten Lage und mit Gefahr seines Lebens für seinen Bedienten sorgte, wird gewiß Niemand lesen, ohne für den Mann, trotz seines Geizes, Achtung zu empfinden.

Achtzehntes Kapitel.

Zum Beschluß noch einige Worte über den Character des Helden der gegenwärtigen Geschichte. Gewiß gehört der Mann unter die merkwürdigsten Erscheinungen. Wer war geiziger als Herr Elwes, und wer war zugleich gewissenhafter, als er? Er widmete sein ganzes Leben dem Geschäft, Geld zu gewinnen, und doch verabscheute er den Wucher. Wenn er seinem Nächsten Nichts schenk-

te, so diente er ihm doch, und beynahe scheint es, er habe vom Geben mehr das Wort, als die Sache gehaßt. Wie hätte er sonst so viele Summen, die nie wieder zu ihm zurückkehrten, ausleihen können? Wollte er vielleicht wenigstens die Hoffnung, das Gegebene wieder zu bekommen, oder das Recht, es wieder zu fordern, behalten? Uneigennützigkeit bey einem Geizigen ist eine wahre Heldentugend, und kann man dem Herrn Elwes diese Tugend absprechen, wenn man sich an sein Betragen im Verhältniß mit Andern, und besonders im Dienste seines Vaterlands erinnert? Mit Einem Worte, sein Geiz ließ ihn in der Regel nur vergessen, was er sich selbst, nicht aber was er Andern schuldig war, und wenn seine Bediente es nicht besser hatten, als er, so liegt der Grund seiner Härte gegen sie vielleicht bloß darin, daß er sie als ergänzende Theile seiner Person betrachtete. In der That, der Geiz wäre wohlthätig, wenn er immer in Begleitung der löblichen Eigenschaften erschiene, die man allgemein dem Herrn Elwes nachrühmte. Friede also mit der

Asche eines Mannes, dessen Liebe zum Golde mit größerem Recht ein kindisches Spiel, als eine verderbliche Leidenschaft genannt zu werden verdient, und von dem man, wenn man ihm auch Geiz im gehässigsten Sinne zur Last legt, doch zugleich zu gestehen gezwungen ist, eines der größten Laster habe ihn nicht lasterhaft machen können.

Digitized by Google

1815.

Fünfte Abtheilung.

I.

Die Feder im Mund.

Der Mund, da er gerade nicht bey guter Laune war, fand es auf einmahl seiner unwürdig, daß manche Schreibende, während sie eine Pause in ihrem Geschäft machen, ihm zumuthen, ihnen die Feder zu halten. Er knirschte mit den Zähnen vor Unmuth, und konnte kaum Worte finden, seinem Verdruß gegen das edle Werkzeug Luft zu machen, durch dessen Hülfe Iliaden und Klinggedichte, Theodieeen und Kochbücher ans Licht treten.

Nichtswürdiges Ding! fing er an, glaubst Du, ich habe Nichts zu thun, als mich mit

Dir zu schleppen? Kaum hält Dich die Hand selbst so lange, als sie Dich mir zu halten gibt, und meinen eigenen Beruf muß ich hintansetzen, um Dir zu dienen. Oft und viel kann ich bloß Deinetwegen kein vernünftiges Wort hervorbringen, und eben jetzt hinderst Du mich wieder, meine ganze Beredsamkeit an Dir zu erschöpfen. Verwünscht seyst Du, und verwünscht sey die einfältige Gans, der man Dich aus dem Flügel gerupft hat!

Die Feder war ziemlich betreten, als sie den Mund in diesem ihr ganz ungewohnten Tone mit ihr sprechen hörte. Aber da sie von jeher sich vor keinem Gegner fürchtete, und jedem gehörig zu antworten wußte: so blieb sie auch ihm Nichts schuldig.

Undankbarer! sprach sie, für tausend große Dienste willst Du mir nicht einmahl einen kleinen leisten! Statt daß Du unaufhörlich von meinem Lob überfließen solltest, überschüttest Du mich mit Schmähungen, und führst eine Sprache gegen mich, wie — ich selbst, wenn

der nichtswürdige Nundinator Schmul, oder sein Spießgesell, der eben so nichtswürdige vielgewanderte Nullus, oder der dritte im Kleeblatte, der unbedeutende, und von einem ewigen Hunger gepeinigte Viel-Schreiber Aloysius, oder sonst ein verächtlicher Zeitungs-Söldner mich in die Hand nimmt.

Du kannst zwar unmöglich alle Wohlthaten behalten, die Du täglich von mir empfängst, aber Du solltest doch auch nicht alle vergessen. Du bildest Dir ein, es gebe keinen größern Redner, als Dich. Aber wie oft bin ich genöthigt, statt Deiner zu reden, weil man Dich schon auf drey Schritte nicht mehr vernimmt, und weil Alles, was Du sagst, im eigentlichen Verstand in den Wind gesprochen ist! Wie oft muß ich ferner mich abstumpfen, damit Du herrlich und in Freuden lebst! Denkst Du nicht, wenn Du Morgens voll Begierde nach Deinem Frühstück, Mittags nach Deinem Mittagessen, und Abends nach Deinem Abendessen schnappst, wie oft Du ohne mich vergebens schnappen wür-

best? Wie viele gebratene Tauben kommen Dir bloß durch mich zugeflogen, und rechnest Du den süßen Wein für Nichts, in welchen ich meine Tinte für Dich verwandle? Endlich, um das Beste nicht zu vergessen, muß ich nicht die Liebesbriefe und Liebeslieder schreiben, welchen Du es mehr als Deiner eigenen Beredsamkeit verdankst, daß es gleichsam Küsse auf dich regnet?

Bezähme also, guter Freund! Deinen leider Dir angeborenen Hang zum Lästern, und statt lose Reden gegen mich zu führen, bemächtige von nun an sogleich mit edler Dank- und Dienstbegierde Dich meiner, wenn irgend eine schreibende Hand mich — hinters Ohr stecken will!

Was konnte der Mund auf diese Gründe antworten? Er fühlte, daß die Feder Recht hatte, und ließ ihr verstummend das letzte Wort.

II.

Die Thierpeiniger.

Ohne Furcht vor dem höchsten und gütigsten Wesen, ohne dessen Willen kein Sperling vom Dach fällt, ist das allein sündige Geschöpf der Erde, ist der Stolze, der sich zum Herrn der Schöpfung aufgeworfen hat, ist der Mensch der Tyrann der Thiere, und vom Elephanten an, den sein nichtswürdiger Treiber von Welt zu Welt schleppt, bis zur Mücke, die von bübischen Händen gespießt wird, ruft Alles, was neben ihm athmet, Wehe über ihn. Euer Uebermuth und Eure Habsucht machen das Pferd zum Rennthier, und nie besteigt Ihr seinen Rücken,

oder den von ihm gezogenen Wagen ohne Sünde. Sogar der selbstgequälte verächtliche Knecht wetteifert mit dem gefühllosen Herrn, dem er durch die Straßen nachjagt, in der Grausamkeit gegen das edle Thier. Selbst das Pflügen wird zum Verbrechen durch die Martern, welche der wohlthätige Stier erfährt. Vergeltet Ihr dem treuen Hund seine Tugenden nicht so, als ob er sie bloß besäße, um Eure entgegengesetzten Laster zu strafen? Wie mit einem Hund will ich mit Dir umgehen! wie oft hört man diese ruchlose Drohung von Euren Lippen, und was ist sie Anders, als ein freches Geständniß, daß Ihr ein Recht zu haben glaubt, die Teufel des armen Thiers zu seyn, und daß Ihr von diesem Rechte wie wahre Teufel Gebrauch macht? Sichert die Nachtigall und die Lerche ihr Lied, sichert den Schmetterling seine Farbenpracht, sichert die Biene und die Ameise ihr Fleiß, sichert den Wurm seine Armseligkeit, sichert die Spinne das Grauen, mit welchem Ihr sie betrachtet, vor Eurer Mißhandlung? Ihr seyd die stärkern und erbarmungs-

losern Geyer der Vögel, und verschont nicht einmahl ihre nackende Brut. Ihr schlagt die Eule ans Kreuz, und laßt den verstümmelten Frosch verschmachten. Ihr trotzt selbst der Gefahr, um zu plagen und zu unterdrücken, und nie zeigt Euer Muth sich größer, als wenn er ein Laster ist. Eure Ketten sollen den Löwen Euren eigenen Sclavensinn lehren, und das Kamehl muß knien und kriechen lernen, wie Ihr. Nicht bloß sterben soll das harmlose Reh für Euch, es soll den Tod unter Qualen leiden. Ihr seyd menschlich, wenn Ihr bloß mordet, und der Fisch, wenn er an der Angel zappelt, gewährt Euch größere Lust, als wenn ihn der Koch Euch auf die Tafel setzt. Gott gibt dem Vieh sein Futter, aber der Mensch versagt es ihm, und verbindet, trotz dem ernsten Verboth, dem dreschenden Ochsen, während er ihm doppelte Arbeit auferlegt, das Maul.

Doch wer vermag die Unthaten alle zu zählen, von welchen Ihr Tag und Nacht, Sonne und Mond zu Zeugen, und den ganzen belebt-

ten Raum, den Wald, wie die Flur, das Haus, das Ihr bewohnt, wie die Straße, auf der Ihr wandelt, zum Schauplatze macht? Wahrlich, Löwen und Tieger, Wölfe und Bären sind nicht reißend, und Schlangen und Basilisken nicht giftig genug, um die übrigen Thiere an dem reißendsten und giftigsten von allen, an dem Menschen zu rächen.

Aber warum machen sich Menschen des Verbrechens der Unmenschen theilhaftig durch Schweigen und Dulden? Gibt es ein unschuldigeres Blut als das Blut der Thiere, und dieses soll der Muthwille ungestraft vergießen dürfen? Wäre es des Staats unwürdig, wenn er einen Gerichtshof bestellte, der diesen armen Geschöpfen Recht spräche? Oder versagt man ihnen bloß darum das Recht, weil sie nie Unrecht haben, und weil die Armen keinen Sachwalter bezahlen, noch, wenn anders nicht das Schaf seine Wolle, und das Huhn sein Ey auf den Altar der Themis legen soll, einen Richter bestechen können? Wahrlich, es gibt gar kein Recht in der Welt,

so lange es nicht lauter Recht in der Welt gibt. Ihr müßt gar kein Unrecht dulden, oder jedes, und kein Mensch ist vor Mißhandlungen sicher, so lange es nicht auch die Thiere sind. Es ist ganz billig, daß Ihr die Diebe hängt. Aber warum soll der Schurke nicht wenigstens die Geißel selbst fühlen, der sie gegen sein besseres, ihn ernährendes Thier mißbraucht? Auch hier werde Gleiches mit Gleichem vergolten! Geißelt den Geißelnden! Gebt ihn der öffentlichen Schande Preis! Laßt ihn die Kosten eines Spitals für kranke, abgelebte, hülflose und verlassene Thiere tragen, und nachdem das Verbrechen schwer ist, macht selbst dem Zuchthaus und dem Galgen die Freude, der vernunftentbehrenden Unschuld gegen die vernunftbegabte Gefühllosigkeit, Hartherzigkeit und Grausamkeit Genugthuung zu verschaffen!

O Ihr Menschen! soll ewig die ganze Natur vor Euch zittern? Soll die Barmherzigkeit, soll die menschlichste aller Tugenden dem Menschen stets die fremdeste seyn? Denkt an Eure eige-

nen Leiden, und denkt, daß keines derselben ewig dauert! Eure Tyrannen wüthen — und sterben; das Glück wird müde, Euch zu verfolgen; dem Krieg folgt der Friede, und keinen Augenblick weicht der tröstende Engel, den man Hoffnung nennt, Euch von der Seite. Aber das Leben der Thiere ist durch Eure Schuld eine endlose Qual, ach! und die Armen kennen nicht einmahl den Tod, der den Unglücklichsten von Euch als Bürge ihrer Erlösung vor Augen steht. O es ist ein zehnfaches Verbrechen, Geschöpfe zu martern, die, wenn sie leiden, nicht einmahl einen Trost haben.

Schont also, Ihr Grausamen, schont wenigstens die Thiere, wenn Ihr einander selbst nicht schonen wollt! Habt Erbarmen mit dem frommen Lamm und mit dem muthigen Pferd, mit dem wachsamen Hund und mit dem pflügenden Stier! Erbarmt Euch des wilden und des zahmen Viehs! Erbarmt Euch der Vögel unter dem Himmel, der Thiere auf und in der Erde, und der Fische im Wasser! Erbarmt Euch aller

Geschöpfe, und Euer Erbarmen sey um so größer, je höher Ihr über sie erhaben seyd! Hört auf, die Thiere zu quälen, damit Ihr den Nahmen Menschen verdient! O laßt es Euch immer wieder sagen, wenn Ihr die Thiere mißhandelt, so mißhandelt Ihr die Unschuld, und bildet Ihr Euch ein, diese ungestraft beleidigen zu können, was ist diese Einbildung anders, als eine Lästerung der höchsten Gerechtigkeit?

III.

Flüchtige Bemerkungen eines Sonderlings über Liebe und Ehe.

Was ist die Liebe? Ein Uebel, von welchem zwar die meisten Menschen vermöge der Schwäche ihrer Natur befallen werden, das man aber, gerade weil es ein Uebel ist, nicht hegen, sondern heilen muß. Sie ist ein Rausch, den man, und zwar zu seinem Glück, meistens schon in der Hochzeitnacht ausschläft, und Nichts ist mir lächerlicher, als wenn man sie zur Bedingung einer Heirath macht. Ihr Thoren! wie lange bleibt Ihr denn verliebt? Jahr und Tag, meinetwegen, wenns hoch kommt. Und wie lange verheirathet? Eure ganze Lebenszeit. Was liegt also daran,

ob Ihr von funfzig Jahren, die Ihr beysammen lebt, das erste Jahr verliebt seyd, oder nicht? Der Verstand, und nicht das Herz muß, wenn Ihr heirathet, zu Rath gezogen werden, und zwar, da junge Leute keinen haben, der väterliche, oder der mütterliche, oder der vormundschaftliche. Ueberhaupt gebührt den Kindern bey ihrer Verheirathung eben so wenig eine Stimme, als sie eine bey ihrer Taufe hatten. Die Aeltern geben dem Sohn ein Weib, der Tochter einen Mann, und erst wenn sie vom Altare kommen, fängt die Rolle der Verheiratheten an. Jetzt mögen sie einander kennen, lieben, achten, lenken, meinetwegen auch beherrschen, was aber die Hauptsache ist, ertragen lernen. Erst in der Ehe erfährt man, was zur Ehe gehört, und zwey junge Leute, die vor der Ehe einen Jahre langen Roman spielten, beginnen sie eben so unwissend, als ob sie sich im Augenblicke der Trauung zum ersten Mahle gesehen hätten. Alle Kinder sollten im Ernst wie Fürstenkinder verheirathet werden, statt daß diese

erlauchte Sitte des höchsten Stands bis jetzt nur zugleich auch dem niedrigsten, dem Bauernstande, eigen ist. Wie viel Verdruß wäre den Aeltern, wie viel Unglück den Kindern, und wie viel Romanen-Unsinn der Welt erspart! Je mehr Liebe vor der Ehe, desto weniger in der Ehe! Denkt an die Griechen und Römer, die Ihr so oft, und immer auf eine verkehrte Weise nachahmt! Spielte jemahls die ungezügelte Leidenschaft, die Ihr Liebe nennt, bey ihnen überhaupt, und besonders wenn von einer so ernsten Sache, als eine Heirath ist, die Rede war, eine bedeutende Rolle? Dafür wußten sie aber auch von keinen Werthers-Leiden, von keinen Romeo- und Juliens-Trauerspielen, von keinem verstümmelten Abälard, und weder von einer alten, noch von einer neuen Heloise. Die Kunst, die Ovid gelehrt hat, war ihnen weniger verderblich, als die, welche Eure Romanenschreiber Euch lehren, und von welcher die Natur Nichts weiß. Niemand starb vor Liebe, und noch weniger sah man Narren und Närrinnen, die sich vor Liebe auf-

henkten, oder vergifteten, oder ins Wasser stürzten. Mit Einem Wort, soll es besser in der Welt werden, so erhebt Euch mit der ganzen Kraft Eurer Seele gegen die verderblichste aller Leidenschaften. Brecht der Liebe den Hals, damit sie nicht Euch den Hals bricht, und haßt den Amor als den einzigen Teufel, den Ihr zu fürchten habt. Gesteht Euch Euer Sohn, er sey in dieses oder jenes Mädchen, oder Eure Tochter, sie sey in diesen oder jenen jungen Menschen verliebt: so antwortet dem Sohn, oder der Tochter: Ihr sollt Euch nicht heirathen, gerade weil Ihr Euch liebt. Seyd Ihr einmahl verheirathet, und es ereignet sich, daß Man und Frau sich in einander verlieben, so ist es Eure Sache. Ihr mögt dann sehen, ob Ihr troz der Liebe, miteinander leben könnt, oder ob es zur Ehescheidung kommen muß, die in diesem besondern Falle von Rechtswegen durch die Gesetze nicht erschwert werden sollte. Wenigstens will ich mit leichter Mühe beweisen, daß man bequemer in der Ehe lebt, wenn man sich haßt, als wenn man sich liebt.

IV.

Die Heirath nach des Vaters Willen.

I.

Der unglücklichste Mann.

Bin ich nicht der unglücklichste Mann unter der Sonne? rief der alte Kaufmann Luchs, und wollte eben mit dem Fuß auf den Boden stampfen, als er sich noch zu rechter Zeit erinnerte, daß diese Art, seine Ungeduld auszudrucken, einem Manne nicht gezieme, der — das Podagra hat.

Es gab eine Menge Leute in der Stadt, worin Herr Luchs lebte, die täglich wünschten, so unglücklich zu seyn, als der unglücklichste Mann unter der Sonne, oder die vielmehr Unglück und ein Vermögen von zwey Mahl hunderttausend Tha-

lern, wenn man auch das Podagra hat, gar nicht zusammenreimen konnten.

Zwar kann ein reicher Mann, und vollends ein reicher Kaufmann, trotz seiner zwey Mahl hunderttausend Thaler, sich höchst unglücklich fühlen, wenn er z. B. zuvor vier Mahl hunderttausend besessen, und die Hälfte davon verloren hat. Aber von einem Unglück dieser Art, das er allerdings schwerlich überlebt haben würde, wußte Herr Luchs Nichts. Er hatte in seinem Handel, und überhaupt in seinem ganzen Leben immer nur gewonnen, und der einzige Verlust, den er jemahls erlitt, den er aber, ob er gleich der größte war, den ein Mann erleiden kann, auf eine Art ertrug, als ob er ihm völlig gleichgültig wäre, bestand in seiner Frau.

In der That war es dem guten Manne auch gar nicht Ernst mit seiner Behauptung, daß er der unglücklichste Mann unter der Sonne sey, und er würde den Glücklichsten und Zufriedensten, der nur zehntausend Thaler weniger besaß, als er, zuverläßig ausgelacht haben, wenn ihm von die-

sem ein Tausch angebothen worden wäre. Mit Einem Worte, der Unmuth hatte ihm den Ausruf ausgepreßt, und die Quelle dieses Unmuths war — seine Tochter.

2.

Das unglücklichste Mädchen.

Wenn die Leute sich nicht bereden lassen wollten, Herr Luchs sey unter der Sonne der unglücklichste Mann, so waren sie dagegen einstimmig der Meinung, Julie, seine Tochter, sey das schönste Mädchen unter derselben. Aber das schönste Mädchen unter der Sonne nannte sich täglich das unglücklichste unter derselben, und an ihrem Unglück war Niemand schuld, als der Mann, der behauptete, aufs Beste für ihr Glück zu sorgen, nähmlich der Herr Papa.

3.

Einigkeit und Uneinigkeit.

Der Vater muthete der Tochter zu, sie sollte heirathen, und soviel auch gewöhnlich die Mädchen gegen diese Zumuthung einzuwenden haben, so bereitwillig war Julie, ihr zu gehorchen. In

diesem Stücke herrschte also die größte Einigkeit zwischen ihr und ihrem Vater. Aber sobald dieser den Mann nannte, den sie heirathen sollte, so nannte sie sogleich einen andern, den sie heirathen wollte, und der Papa wurde beynahe über ihren Willen noch zorniger, als die Tochter über den seinigen betrübt war.

4.

Die väterliche Wahl.

Man wirft den meisten Vätern, und leider nur mit zu vielem Rechte vor, daß wenn sie für ihre Töchter einen Mann suchen, ihre Wahl nicht immer gerade auf den Liebenswürdigsten fällt. An Geld fehlt es dem erkorenen Schwiegersohne selten, aber desto mehr an andern Eigenschaften, die ein verständiges Mädchen mit Recht höher achtet, als Gold, und was noch mehr ist, höher als Perlen, und was kaum glaublich ist, sogar höher, als Kutschen und Pferde. Bey dem einen Freyer sind schon die Jahre gekommen, die ihm selbst nicht, und der Geliebten noch viel weniger gefallen. Ein anderer ist nicht so hübsch von Ge-

stalt, wie man billig seyn sollte, wenn man von einem hübschen Mädchen geliebt seyn will; ein dritter gibt durch sein Betragen zu erkennen, daß er auch, wenn er eine Frau hätte, noch Herr im Hause würde seyn wollen. Ein vierter hat das Pulver, und ein fünfter das Tanzen nicht erfunden. Ein sechster ... Doch wer kann alle Mängel zählen, für welche die Geldliebe der Väter gar keine, und ein Mädchen tausend Augen hat? Von dem Herrn Luchs muß man jedoch rühmen, daß seine Tochter selbst kaum besser hätte wählen können, als er für sie gewählt hatte. Heinrich Wehrfeld, so hieß der Erwählte, war kaum fünf und zwanzig Jahre alt, und das männliche Geschlecht wurde eben so wenig müde, seinen persönlichen Eigenschaften, als das weibliche, seiner Person selbst Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Er hatte sogar, was Juliens Weigerung in den Augen des Vaters noch unverzeihlicher machte, den Nahmen mit ihrem Erwählten gemein, indem beyde Brudersöhne waren. Uebrigens waren dem Herrn Luchs über die mannigfaltigen

Vorzüge des jungen Mannes, ungeachtet er ihn von Kindheit auf kannte, erst seit drey Monaten die Augen aufgegangen, da der letzte Wille eines Oheims ganz unverhofft durch eine reiche Erbschaft seinen übrigen Verdiensten die Krone aufsetzte.

Schon am nähmlichen Tage, als er Nachricht von dem Vermächtniß erhielt, rief er die Tochter auf sein Zimmer.

Es ist Zeit, daß Du heirathest, fing er an.

Julie schwieg.

Ist die Jungfer stumm? fuhr er fort. Du sollst heirathen, sage ich, und erwarte, daß Du antwortest, wie es einer Tochter geziemt, wenn ihr der väterliche Wille bekannt gemacht wird.

Ich hoffe, sprach sie, der väterliche Wille und mein Glück sind Eins.

Allerdings, erwiederte er, wenn nähmlich der Verstand und das Glück, welchem Du diesen Nahmen gibst, Eins sind. Ich will, daß Du den

jungen Wehrfeld heirathest. Dieser Wille macht Dich glücklich, weil er vernünftig ist, und also muß er auch der Deinige seyn.

Den jungen Wehrfeld wollen Sie, daß ich heirathe? rief Julie. O bester Vater! wie soll ich Ihnen für diese Güte danken? Meine Hoffnung, Ihre Abneigung gegen den guten Mann werde endlich besseren Gefühlen weichen, hat mich also doch nicht getäuscht?

Meine Abneigung? versetzte er. Wenn habe ich denn etwas gegen den jungen Menschen gehabt? Doch zum Henker! Ich glaube gar, Du meinst seinen Vetter, Deinen verdammten Franz. Wie oft habe ich Dir schon verbothen, seinen Nahmen gegen mich zu nennen! Und jetzt bildest Du Dir gar ein, ich werde selbst für den Bettler bey Dir werben. Nicht von dem Menschen, der Nichts ist, weil er Nichts hat, ist die Rede. Den Heinrich meine ich, ihn sollst Du heirathen.

Den Heinrich? sprach Julie. Ich erstaune. Woher wissen Sie, daß er mich liebt?

Ich weiß Nichts, erwiederte der Alte, als daß jeder junge Mensch, der kein Narr ist, ein Mädchen zur Frau begehrt, dem der Vater, wenn er will, hundert tausend Thaler zum Brautschatz geben kann. Und war Dir Heinrich nicht von jeher gut, ob Du gleich immer die Spröde gegen ihn spieltest?

Die schöne Julie fuhr fort, dem Vater zu beweisen, daß sie, und wenn selbst ein Mann, der mehr Millionen als Haare auf dem Kopf zählte, um sie anhielte, doch laut der Stimme ihres Herzens, das ihr Liebe, und laut der Stimme ihres Gewissens, das ihr Treue gebiethe, keinem Andern, als dem armen Franz Wehrfeld ihre Hand geben könne, und da für diese Herzens- und Gewissens-Stimmen Herr Luchs keine Ohren hatte, so verlor er endlich die Geduld, und befahl der Tochter, ihm aus den Augen zu gehen, während er, wie gewöhnlich, in die Frage ausbrach, ob er nicht der unglücklichste Mann unter der Sonne sey.

5.

Die Wahl der Tochter.

Herr Franz Wehrfeld, den das Schicksal ausersehen hatte, den alten Herrn Luchs zum unglücklichsten Mann, und seine schöne Tochter zum verliebtesten Mädchen unter der Sonne zu machen, war ein Dichter, oder vielmehr er war, da er sich schämte, zu seyn, was Leute wie Klopstock und Wieland waren, eine poetische Natur, und dieser Natur dankte er vorzüglich das Wohlgefallen, das die gute Julie an ihm fand. Wenn neun Musen sich um die Wette beeifern, einem jungen Menschen ihre Gunst zu beweisen, was bleibt einem armen Mädchen übrig, als eben diesem jungen Menschen sich ganz und gar zu schenken? Zwar behaupteten eine Menge Leute, und man konnte beynahe sagen, das Publikum behauptete, Herr Franz Wehrfeld werde von den Musen ein wenig zum Besten gehabt, und in der That, wer die Musen nicht statt auf dem Pindus im Irrhause suchte, konnte ihnen unmöglich den geringsten Antheil an der Poesie des Herrn

Franz Wehrfeld zutrauen. Allein Julie hatte zu ihrem Unglück und zu seinem Glück noch gar keine andere Verse gelesen, als die seinigen, und von den seinigen wieder keine andere, als die, deren Gegenstand sie selbst war, und je weniger sie von seiner Götterspräche verstand, desto mehr wurde der Dichter und sein Werk von ihr bewundert. Wäre ich doch, sprach sie oft zu sich selbst, nur auch ein Mann! Wenn ich armes Mädchen mich zu Tode martere, vermag ich doch weder etwas zu sprechen, noch zu schreiben, das nicht andere Leute eben so gut verstehen, als ich selbst. Aber die Männer! O die glücklichen Geschöpfe! Ganze Bücher können sie schreiben mit deutschen Buchstaben und mit deutschen Worten, ohne daß ich, oder eine andere deutsche Seele mehr davon versteht, als wenn es arabisch, oder gar spanisch wäre. O es muß himmlisch, es muß zum Entzücken seyn, lauter Dinge zu sagen, aus welchen die Leute nicht klug werden können, und ich wollte gern zehn Jahre lang Nichts thun, als den Leuten zuhören, bey welchen man diese Kunst

lernen kann, wenn ich nur nicht fürchtete, ich sey zu ungeschickt dazu.

6.

Wankende Liebe.

Wer nicht liebenswürdig ist, kann unmöglich lange geliebt werden, und ein unverdientes Glück ist in der Regel auch ein kurzes. Niemand war aber weniger liebenswürdig, als, trotz seiner poetischen Weihe, Herr Franz Wehrfeld, und was konnte also natürlicher seyn, als daß er mit jedem Tage mehr in der Gunst eines Mädchens sank, dessen Augen anfänglich bloß darum in ihm den liebenswürdigsten aller Männer erblickten, weil eben diese Augen wenigstens in der Nähe noch keinen andern gesehen hatten? Jetzt aber sahen diese Augen täglich einen andern, neben welchem Herr Franz ungefähr so viel Glanz behielt, als ein Kiesel neben einem Diamant, und dieser andere war — Heinrich.

Herr Luchs hatte ganz Recht. Heinrich Wehrfeld war der schönen Julie von jeher gut, oder vielmehr er liebte sie so sehr, als jemahls irgend

ein Heinrich eine Julie geliebt hat. Einen Nebenbuhler wie Franz rechnete er für gar Nichts, und Nichts konnte ihm daher erwünschter seyn, als die öftern Einladungen des Herrn Luchs, die, indem sie ihn zum Voraus die väterliche Einwilligung hoffen ließen, ihm zugleich Gelegenheit verschafften, sich unvermerkt die Bahn in das Herz der Tochter zu brechen.

7.

Glückslaunen.

Während der berühmte blinde Gott sich der Sache des guten Heinrichs bey der schönen Julie recht ernstlich anzunehmen schien, ließ ihn die eben so berühmte, und eben so mit Blindheit geschlagene Göttinn einen Unfall erfahren, der eben dieser Sache bey dem Vater den schlimmsten Ausgang drohte. Das einzige Verdienst, das man haben mußte, um ein würdiger Schwiegersohn des Herrn Luchs zu seyn, hieß, wie wir bereits wissen — Geld, und dieses Verdiensts sah sich der arme Heinrich eben so schnell wieder beraubt, als er es erlangt hatte. Ein vertrauter Freund

des verstorbenen Oheims, der als er starb gerade abwesend war, trat mit einem zweyten Testament auf, nach welchem nicht Heinrich, sondern Franz der einzige Erbe des Verstorbenen seyn sollte. Alle Welt schimpfte über den unseligen Einfall des seligen Oheims. Der sonst vernünftige Mann hieß es, müße kindisch, oder gar toll gewesen seyn, als er einen Menschen zum Erben von hunderttausend Thalern erklärt habe, der, seine Poesie mit dazu gerechnet, nicht hundert Gröschen werth sey. Aber das Testament ließ sich durch die bittersten Wahrheiten nicht vernichten, und Herr Franz verlor keinen Augenblick, es in seiner ganzen Strenge geltend zu machen. Wenn Sie mein Freund bleiben wollen, sagte ihm Julie, so theilen Sie mit Ihrem Vetter. Aber ein so großer Schatz auch ein Mädchen, besonders in poetischen Augen ist, so waren doch funfzigtausend Thaler in den Augen unsers Poeten noch ein größerer, und er schlug also der schönen Julie ihr Gesuch mit so dürren Worten ab, als ob eben diese Worte eine Stelle in seinen

Gedichten einnehmen sollten. In der That, was mußte ein kluger Mann, wie er, von einem Mädchen denken, das ihn schon vor der Ehe zu einer so ungeheuren Verschwendung verleiten wollte? Der arme Heinrich war und blieb also der arme Heinrich, und wie gern wäre er es gewesen, wenn er mit seiner Erbschaft nicht auch die Hoffnung auf den Besitz seiner Geliebten verloren hätte!

8.

Besseres Glück.

Heinrich hatte der schönen Julie bisher seine Liebe auf jede mögliche Art, nur nicht mit Worten erklärt, und jetzt erklärte sie ihr der wunderliche Mensch mit der Bitte, daß sie — ihn ja nicht wieder lieben möchte, und mit den heiligsten Betheurungen, daß er sie sobald als möglich vergessen wolle. Aber hat jemahls eine Schöne die erste Liebes-Erklärung nach dem Wunsche des Liebhabers beantwortet? Julie wurde gebethen, nicht zu lieben, und sie erklärte dem Bittenden gerade zu, daß sie auf ihrem Kopf, oder

vielmehr auf ihrem Herzen bestehen, und ihn wo möglich noch weit mehr lieben wolle, als er sie. Sie sind, sprach sie, zum Erstaunen großmüthig, daß Sie, weil Sie einen Schatz verloren haben, auch dem zweyten entsagen wollen. Aber die Großmuth, mein Herr! soll keine Unglückliche machen, und ich, freylich sollte ich es Ihnen nicht gestehen, ich würde, da ich mich nun einmahl von Ihren Schmeicheleyen habe bethören lassen, bey Ihrem Verlust wenigstens noch einmahl so tief trauern, als wenn mir mein Kanarienvogel davon geflogen wäre. Daß Sie schwören, mich vergessen zu wollen, diese Sünde würde ich Ihnen in meinem Leben nicht verzeihen, wenn ich nicht gewiß wüßte, daß der Schwur der schrecklichste Meineid ist, dessen sich je ein Sterblicher schuldig machte. Doch im Ernst, mein Freund! ich habe die Trauerspiele nie leiden können, und jetzt soll ich wegen Ihrer Grillen selbst die Heldinn von einem werden? Was haben Sie verloren? Eine Erbschaft! Und wegen dieses Verlusts soll ich nicht Ihre Frau werden? Brauchen Sie denn schlech-

terdings hunderttausend Thaler, um mit Weib und Kindern nicht Hungers zu sterben? Steht Ihren Talenten nicht beynahe jedes Amt offen, und sind diese Talente, nicht selbst so gut, als das beste Amt? Und ein Oheim, der selbst nicht wußte, was er wollte, sollte sein Testament zu einem Scheidebrief für uns beyde gemacht haben? Freylich würde mein Vater lieber den König Midas als den König Salomo, wenn dieser nicht etwa der reichste von beyden war, zu seinem Eidam wählen. Aber wo ist der Vater, der nicht am Ende so gut thun muß, was seine Tochter, als was seine Frau will? Und damit ich Ihnen Nichts verhehle, der meinige hätte mich vor Kurzem beynahe gezwungen, Ihre Frau zu werden. Was will er also antworten, wenn ich ihm jetzt erkläre, ich sey keineswegs aus Neigung, sondern bloß aus Gehorsam bereit, meinen Franz gegen seinen Heinrich zu vertauschen? Es wäre gar zu kaufmännisch, wenn er sich auf die verlorene Erbschaft berufen wollte, und ich müßte keine Zunge im Munde haben, wenn ich ihn nicht über-

zeugte, daß es kein größeres Unrecht in der Welt gibt, als wenn ein Vater seine Tochter lieber zu einer reichen, als zu einer glücklichen Frau machen will. Kurz, ich will, daß Sie den Muth nicht sinken lassen, und der weiblichen Liebe, der weiblichen Standhaftigkeit und der weiblichen Schlauheit das schuldige Vertrauen schenken.

9.

Väterlicher Vorsatz.

So wenig Gnade bisher Herr Franz Wehrfeld vor den Augen des Herrn Luchs gefunden hatte, so freute er sich doch jetzt über das Glück desselben so sehr, als über sein eigenes. Wer hätte es gedacht, sprach er zu sich selbst, daß ein Testament einen Knoten zerhauen würde, den meine Gewandheit nicht aufzulösen vermochte? Welcher Mann kann einem Mädchen den Kopf zurecht setzen? Und ich glaube beynahe, Julie ließe sich eher von mir aus dem Hause jagen, als daß sie den Heinrich heirathete. Wohl mir also, daß das Testament ihren Franz zu einem ganz andern Menschen gemacht hat! Ich werde ihr jetzt, wie

es die Vaterwürde erfordert, noch einmahl erklären, daß sie schlechterdings Heinrichs Frau werden müße, und wenn sie mich dann, indem sie sich mir zu Füßen wirft, bey Allem, was heilig ist, beschwört, ihrem Herzen, das ewig ihrem Franz gehöre, keine Gewalt anzuthun, so werde ich allmählig aus der Rolle des strengen Vaters in die Rolle des zärtlichen übergehen, und ich freue mich zum Voraus auf die schönen Nahmen, mit welchen die kleine Närrinn, die sich in ihr Glück gar nicht wird finden können, den gütigsten aller Väter belegen wird.

10.

Der überraschte Papa.

Hert Luchs konnte die Vermählung der Erbschaft mit seinem Fleisch und Blut kaum erwarten, und er säumte also nicht lange, dem Ziel seiner Wünsche näher zu rücken. Nun Julie! sprach er einst des Morgens beym Frühstück, wo er sich gewöhnlich mit der Tochter allein befand, bist Du noch immer abgeneigt, durch Dein Glück das meinige zu befördern? Ich sterbe, wenn ich

Dich nicht noch in diesem Jahr als die Gattinn eines würdigen Mannes sehe.

Sie sollen nicht sterben, antwortete Julie lächelnd. Aber wer ist denn der würdige Mann, dessen unwürdige Gattinn ich werden soll? Zwar sprachen Sie vor Kurzem von Heinrich Wehrfeld. Aber Sie wissen ... Hier machte Sie absichtlich eine Pause, die der Papa nicht lange dauern ließ:

Allerdings, sprach er, ist Heinrich Wehrfeld der Mann, dem in meinen Augen vor jedem andern der Vorzug gebührt, wenn ich gleich inzwischen auch manches Gute von Franz erfahren habe.

Wohl, antwortete Julie, Sie haben inzwischen manches Gute von Franz, und ich manches Gute von Heinrich erfahren, nnd da ich mir gern bey ihnen und der Welt den Nahmen einer gehorsamen Tochter erwerben möchte: so erkläre ich Ihnen hiemit, daß mein Wille der Ihrige ist, und daß also Heinrich meine Hand haben soll. Ich weiß, daß er mich mehr liebt, als Franz, und dem guten Manne gebührt ohnehin ein Ersatz für die verlorene Erbschaft.

Die Nachricht, das Meer habe ihm ein Schiff verschlungen, hätte Herrn Luchs, dem Kaufmann, unmöglich einen größern Schrecken verursachen können, als der Strich, den ihm seine Tochter mit ihrem verwünschten Gehorsam durch die schönste aller kaufmännischen Rechnungen machte. Statt also die gute Julie für ihre Aufopferung zu umarmen, murmelte er einige böse Worte von weiblichem Wankelmuth zwischen den Zähnen, und wer weiß, ob nicht ohne den erwünschten Umstand, daß wegen einiger Mängel des neuen Testaments Herr Franz sich noch glücklich schätzen mußte, die Erbschaft mit Heinrich nur theilen zu dürfen, sich seine kaufmännische Natur zum Verderben der armen Liebenden über alle andere Rücksichten hinweggesetzt hätte? Auf alle Fälle wäre es ihm eben wegen dieser Theilung am liebsten gewesen, wenn Julie die beyden Vettern zugleich hätte heirathen können.

V.

Ein Goldonscher Lustspiel-Auftritt.

Hat wohl jemahls ein Frauenzimmer das Glück, eines Mannes Weib zu werden, mit so vieler Unbefangenheit dem Manne selbst zu erkennen gegeben, als in folgender Scene von der Heldinn eines Goldonschen Lustspiels geschieht?

Rosaura und Alberto, der Advokat ihres Gegners, der einen Rechtshandel gegen sie gewann, sind die Unterredenden.

Rosaura.

Himmel! Alberto kommt? O Verrätherey!

Alberto.

Sie erschrecken, schöne Rosaura! bey dem Anblick eines Mannes, der gekommen ist, um Sie zu trösten?

Rosaura.

Spott, mein Herr! ist der Trost in Ihrem Munde. Habe ich es nicht schon vor Gericht erfahren, welchen Trost ich mir von Ihnen versprechen darf?

Alberto.

Können Sie, edle Rosaura! mir meine Pflicht zum Verbrechen machen? Was kann ein gewissenhafter Sachwalter Anders thun, als die Sache, die man ihm anvertraute, gegen Freund und Feind vertheidigen, und billigten Sie es nicht selbst, daß ich mich den Schmerz, Ihnen zu schaden, nicht zu einer Treulosigkeit verleiten ließ?

Rosaura.

Reden Sie, was Sie wollen. Ich frage nur, wessen Schuld es ist, daß ich unglücklich bin?

Alberto.

Die Schuld des Rechts, beste Rosaura! und nicht die meinige. Ich will aber, da mein Geschick mich einmahl zu dem obgleich unschuldigen Werkzeug Ihres Unglücks machte, die Schuld davon ganz auf mich nehmen, und an mir soll es

nicht liegen, wenn Sie nicht vollkommene Genugthuung erhalten.

Rosaura.

Ein gütiges Wort! Aber wie wollen Sie es wahr machen?

Alberto.

Der Rechtshandel, schöne Rosaura! kostet Sie Ihr Vermögen, und einen adelichen Freyer. Für diesen doppelten Verlust verspreche ich Ihnen Ersatz durch einen Gatten, der zwar nur von bürgerlicher Herkunft ist, aber nicht wie Ihr adelicher, aber sehr unedler Freyer, bloß Ihren Reichthum, sondern Sie selbst liebt.

Rosaura.

Hören Sie auf, mir mit eiteln Verheißungen zu schmeicheln! Wo wäre der Mann, der sich entschließen könnte, eine Unglückliche, wie mich, zu heirathen?

Alberto.

Dieser Mann, meine Theuerste! bin ich. Wer kennt Ihre Vorzüge besser, als ich? Und darf ich mir nicht sogar schmeicheln, einen kleinen Platz

in Ihrem Herzen zu besitzen? Verdiente ich also nicht den Nahmen eines Undankbaren, eines Gefühllosen, eines Barbaren, wenn ich nicht eilte, das Unheil, das meine Zunge vor den Gerichtsschranken anrichtete, durch meine Hand vor dem Altar wieder gut zu machen?

Rosaura.

O heilvolles Unheil, o Schmerz voll Süßigkeit, o Verlust voll Gewinn! Ein Unglück, das mich zu Boden drückte, versöhnt mich durch das höchste Glück mit sich selbst. Aber gewiß, ich träume, oder Sie, mein Freund! wollen nur den Sturm meiner Leidenschaften mit einer nichtigen Hoffnung besänftigen.

Alberto.

Hier mit dieser Hand, angebethete Rosaura! bekräftige ich meine Worte, und soll ein Eid Sie meiner Treue versichern, so sey er hiemit aufs feyerlichste geschworen!

Rosaura.

Ihre Hand biethen Sie mir? Wohl, ich nehme Dich, liebste, theuerste Hand! Du sollst mir ge-

wiß nicht entkommen; Du ſollſt ewig meine Gefangene bleiben. Du biſt meine Hoffnung, Du biſt meine Zuflucht, Du biſt mein einziger Troſt. Dich drücke, Dich küſſe, Dich verehre ich, Dir überlaſſe ich mich. Habe Mitleiden mit einer armen Unglücklichen, und ſey ihre Stütze, ihr Schuß! (zu einer Freundinn, die ins Zimmer tritt.) Ach, meine Beſte! ich weiß gar nicht mehr, wo ich bin.

Wie gefällt den deutſchen Leſerinnen dieſe ihre italieniſche Schweſter? Könnte der verliebteſte Schäfer mehr Entzücken verrathen, den die ſprödeſte Schöne nach Jahre langem Schmachten endlich erhört hätte? Und iſt es möglich, daß eine weibliche Zunge ſo ſehr zur Verrätherinn an dem weiblichen Stolz werden kann?

Daß Goldoni nach der Natur ſchilderte, darf man ihm zutrauen, und wie hätten ihm auch ſeine Landsmänninnen jemahls eine ſolche Scene, ohne das Bewußtſeyn, der Dichter habe Nichts erdichtet, verzeihen können?

O Land, wo die Citronen blühen, und wo die Mädchen mit dem Munde bekennen, was ſie im

Herzen empfinden, sollte nicht Alles, was männlich ist in Deutschland, und ein Herz im Busen trägt, sich aufmachen, um unter Deinem schönern und glücklichern Himmel die Grausamen zu vergessen, die ihre Liebe wie eine Todsünde verhehlen, und dem zärtlichsten Liebhaber, der alle Augenblicke bereit ist, sein Blut für sie zu vergießen, kaum mit Blicken gestehen, daß ihre Marmorbrust nicht in der That von Marmor ist? Doch was läßt sich nicht von der Gelehrigkeit deutscher Schönen hoffen, besonders wenn ihre Lehrmeisterinnen dem Auslande angehören? Und vielleicht sehen wir also bald auf deutschem Boden in der Natur, was in dem wälschen Lustspiele uns unnatürlich scheint.

VI.

Der italiänische Lustspieldichter Goldoni als Sachwalter.

Goldoni, der bekanntlich im Tempel der Themis und im Tempel der Thalia zugleich das Priesteramt verwaltete, sollte einst in der ersten Eigenschaft einen jungen Menschen in Pisa, der sich die Freyheit genommen hatte, in dem untern Stockwerke des Hauses, dessen oberes von ihm bewohnt war, eine Thür zu erbrechen, und sich für diese Mühe durch eine beträchtliche Summe Gelds, die er in der erbrochenen Wohnung fand, bezahlt zu machen, gegen die Ansprüche der Gerechtigkeit vertheidigen, die noch recht säuberlich mit ihm zu verfahren glaubte, wenn sie

ihn bloß ein halbes Menschenalter lang auf eine Galeere schmieden ließ.

Die Aufgabe war keine von den leichtesten. Aber der dramatisirende Sachwalter wußte sie auf eine Art zu lösen, die ohne Zweifel manche Genossen seiner Kunst, welcher übrigens Nichts zu schwer seyn darf, zum Neid reizen wird. Er ließ nähmlich das Schloß der erbrochenen Thür dem Schlüssel des obern Stockwerks anpassen, und diese kleine Schloß-Veränderung gab auch sogleich der bedenklichen Sache eine ganz andere Gestalt. Der Thäter hatte mit keinem Gedanken an eine Verletzung des siebenten Geboths gedacht. In einer jungen Leuten so natürlichen Zerstreuung glaubte er das zweyte Stockwerk bereits erstiegen zu haben, als er sich noch auf dem ersten befand. Er öffnete ohne einen argen Gedanken die fremde Thür, und als er einen Haufen Gold offen vor sich liegen sah, wie hätte er der Gelegenheit, der man von jeher unverhohlen Schuld gegeben hat, daß sie Leute, von denen man es gar nicht

glauben sollte, zu Dieben mache, widerstehen sollen? Von der Anklage des gewaltsamen Einbruchs war also der junge Mensch nunmehr glücklich befreyt, und wenn Jemand zur Galeere verdammt werden sollte, so war es nicht er, sondern die Gelegenheit. Kurz, die Gerechtigkeit ließ sich, besonders da der Raub dem Eigenthümer ersetzt wurde, und der Sachwalter ihr noch überdieß durch eine beredte, mit Autoritäten aus klassischen Schriftstellern geschmückte Vertheidigungsschrift, die mit dem Spruch: Gedenke nicht der Sünden meiner Jugend und meiner Uebertretung, begann, das Herz zu rühren wußte, mit einer dreymonatlichen Gefängnißstrafe, welcher sich der Thäter unterwerfen mußte, versöhnen, und den glücklichen Sachwalter belohnte, neben der Zufriedenheit der Familie des jungen Verbrechers, sogar noch ein Glückwunsch des hintergangenen Kriminalrichters.

Goldoni hatte, wie man aus der Selbst-Zufriedenheit, mit welcher er in seinem Leben

diese Geschichte erzählt, abnehmen kann, gar keine Ahnung davon, daß er, um einen Verbrecher der verdienten Strafe zu entziehen, sich selbst eines strafwürdigen Verbrechens schuldig gemacht habe. Oder ist es etwa in Italien den Sachwaltern erlaubt, zum Besten ihrer Klienten zu offenbaren, Betriegereyen ihre Zuflucht zu nehmen? Doch wie könnte selbst von dieser Erlaubniß ein Mann, der noch auf die Stimme seines Gewissens achtet, Gebrauch machen? Und man muß in der That durch diesen Rechtsfall an der Moral, die Goldoni, der übrigens allgemein in dem Ruf eines sehr rechtlichen und gewissenhaften Mannes stand, in seinen Lustspielen lehrt, zum Voraus ein wenig irre werden.

Uebrigens darf nicht verschwiegen werden, daß ein rechtschaffener Vater und zwey liebenswürdige Schwestern, die im Begriff standen, sich zu verheirathen, in dem Verbrecher zu schonen waren, und man sieht aus allen Umständen, daß der gute Goldoni sich beredete, es sey in

diesem Falle, in welchem drey Unschuldige mit einem Schuldigen hätten leiden müßen, nur ein frommer Betrug, wenn er die eben so hellsehende als unerbittliche Justiz ein wenig hinter das Licht zu führen suche.

VII.

Poeten-Uebermuth.

Ein bereits vor vierzig Jahren sehr jung verstorbener Poet, der bey seinem ersten Erscheinen auf dem Parnaß mehr versprach, als er in der Folge leistete, wurde von dem seiner Zeit als Dichter nicht unrühmlich bekannten Geheimenrath und Regierungs-Präsidenten, Freyherrn von G.....n, zu St.....t, der gern aufkeimende Talente unterstützte, einiger Aufmerksamkeit gewürdigt, und mit Leutseligkeit behandelt. Der junge Musensohn, der sich durch alle möglichen Unbilden der später so verrufenen Genialität die Versorgung in seinem Vaterland er-

schwert hatte, erhielt endlich durch die Empfehlung eines berühmten Gelehrten die Stelle eines Professors an einem auswärtigen Gymnasium in der Residenz eines kleinen nordischen Fürsten, und trunken von seinem Glück und von der Gnade seines neuen Herrn, schrieb er an den Präsidenten in einem Ton, der sich kaum durch völlige Standes-Gleichheit hätte entschuldigen lassen, und durch den Umstand, daß der Präsident mehr als noch einmahl so alt war, als er, doppelt unschicklich wurde. Der Titel Exzellenz, der dem Range des ausgezeichneten, mit dem großen Orden seines Fürsten gezierten Staatsmanns zukam, mußte der beynahe in jeder Zeile wiederhohlten Anrede: Mein liebster G.....n! weichen, und zugleich floß die epistola familiaris von den lächerlichsten Prahlereyen über. Der Briefschreiber ließ dem Herzog, seinem Herrn, die Gerechtigkeit widerfahren, daß er das Glück, einen Mann wie ihn in seinem Dienste zu haben, recht sehr zu schätzen wisse, und vergaß in seinem Bericht keinen huldvollen

Wink, der ihm zu Theil wurde. Aber so eine schöne Sache es um Fürstengnade ist, so weiß man doch auch, daß sie den Begnadigten nicht selten im höchsten Grade zur Last fällt. Kann insbesondere ein junger Poet viel bey Hof speisen, ohne daß die Welt irgend ein unsterbliches Werk, und er die Unsterblichkeit selbst, oder wenigstens die halbe einbüßt? An jedem Kourtage gehen ein Paar Oden, der Sonette nicht zu gedenken, verloren. Setzt er sich zu dem Fürsten in den Wagen, so muß er nothwendig erst vom Pegasus herabsteigen, und wie kann er sich zugleich auf dem Helikon und auf der Redoute befinden? Kein Wunder also, daß auch unser Dichter über die Gnaden- und Ehrenbezeugungen, deren er sich in seiner Lage Preisgegeben sah, in bittere Klagen ausbrach. Er machte dem armen Präsidenten wenig Hoffnung zu künftigen Briefen. Sie haben, schrieb er, keinen Begriff davon, mein liebster G.....n! wie wenig Ihr H.....n, sich selbst angehört. Heute zieht mich der Minister an seine Tafel,

und morgen nöthigt mich der Hofmarschall in seine glänzende Theegesellschaft. Der Fürst will mich ohnehin täglich bey sich sehen, und des Fahrens nach Hof ist kein Ende.

Der Präsident, in gerechtem Unwillen über den Eigendünkel und die Impertinenz des Poeten züchtigte ihn auf eine Art, die kaum angemessener hätte seyn können. Er trug die Beantwortung des vertraulichen Schreibens seinem Kutscher auf, und dieser schrieb in dem nähmlichen Ton an den Professor, wie der Professor an den Präsidenten. Mein lieber H.....n, mein liebster H.....n, mein guter H.....n, mein bester H.....n! hieß es durch den ganzen Brief, und was die Kunst zu prahlen betrifft: so übte der Pferdebändiger dieselbe beynahe mit noch mehr poetischer Freyheit, als der Jünger des Musengottes. Er hatte kürzlich mit der Tochter des fürstlichen Leibkutschers getanzt, und mit dem ersten Kammerlackeyen Brüderschaft getrunken. Der Hofschmied hatte ihn zu Gast, und der Tafeldecker gar zu Gevat-

ter gebethen. Sein Herr, der Präsident, that es gar nicht anders, er mußte ihn täglich bey sich sehen, und nicht zu zählen waren die Gnadenbezeugungen, mit welchen er von ihm überhäuft wurde. Erst diesen Sommer hatte er ihm einen abgelegten Pelzrock, und gleich nachher ein Paar fast noch ganz neue Stiefel geschenkt. Was sagen Sie dazu, mein liebster H.....n! schrieb er, daß der Herr und ich täglich zusammen spazieren fahren, der Herr nähmlich im Wagen, und ich auf dem Bocke? Mit seiner Zeit ging es dem Kutscher eben so fatal, als dem Poeten. Ich kann Sie versichern, bester H.....n! schrieb er, daß Sie der Einzige sind, dem ich, seitdem ich nicht mehr Reitknecht, sondern Kutscher bin, einige Zeilen widme, und wenn nicht Se. Excellenz, der Herr Präsident, der Meinung wären, Ihre an mich gerichtete, obgleich in der Zerstreuung an Se. Excellenz addressirte Zuschrift dürfe, besonders ihres merkwürdigen Inhalts und ihres bescheidenen Tons wegen, nicht unbeantwortet bleiben, so muß ich Ihnen gestehen, ich hätte mich von

dieser Pflicht wahrscheinlich losgesprochen. Es geht mir armen Kutscher so schlimm, als dem besten Poeten, den man durch lauter Ehrenbezeugungen zur Verzweiflung bringt, und liebster H.....n! fragen Sie meinen Herrn, fragen Sie die ganze Stadt, ob ich nicht sogar mit noch größerem Recht als Sie voll Unmuth ausrufen kann: Des Fahrens nach Hof ist kein Ende!

Ob die wohlverdiente Demüthigung den aufgeblasenen Poeten klüger und bescheidener gemacht hat, ist nicht bekannt. Indessen wollen wir, da man von den Todten nicht nur das Beste reden, sondern auch das Beste denken soll, glauben, er habe in der Folge bey jeder Versuchung seiner Eitelkeit sich seines liebsten G.....n erinnert, obgleich in der Regel die jugendlichen Musensöhne, statt ihrer Natürlichkeit Gewalt anzuthun, sich lieber, wie Wieland von einem einst mehr berüchtigten als berühmten Mitglied dieser eitlen Zunft erzählt, aus der ersten Impertinenz durch eine Zweyte ziehen.

VIII.

Das mißbrauchte Buch.

Ein vor mehreren Jahren verstorbener berühmter Gelehrter und Professor auf einer der angesehensten Universitäten empfing von einem auswärtigen Amtsbruder sein in zwey Quartbänden bestehendes Werk zum Geschenk. Das Buch selbst war ihm unbrauchbar. Aber der schöne Marmorband brachte ihn auf den Einfall, es als Fußgestell für seine Pendeluhr zu benutzen. Lange trug das gelehrte Werk geduldig seine Last, und vielleicht leistete es kaum irgend einem andern Besitzer wesentlichere Dienste. Aber wer ein Buch zum Uhrentragen verurtheilt, kann unmöglich wünschen, daß der Ver-

faſſer ſelbſt ſein Werk in dieſem Stande der Erniedrigung erblicke, und wie groß war daher die Verlegenheit des guten Profeſſors, als der Mann, vor dem er den Gebrauch, den er von ſeinem Buche machte, am meiſten zu verbergen Urſache hatte, ihn einſt mit einem Beſuch überraſchte! Zwar ſuchte er es den Blicken des Eintretenden dadurch zu entziehen, daß er ſich, den Rücken gegen daſſelbe gekehrt, ſo ſchnell als möglich davor hinſtellte. Allein was mußte Jener davon denken, daß der Hausherr während des ganzen Beſuchs unaufhörlich auf einer Stelle blieb? Und welche peinliche Lage für dieſen ſelbſt! Zum Glück brach der Fremde ſeinen Beſuch kurz ab. Aber eben dieſer Umſtand und die Kälte, mit welcher er Abſchied nahm, ließen kaum zweifeln, daß wenn er auch nicht bemerkte, was man ihm verbergen wollte, er doch über die Aufnahme, die er erfahren hatte, Nichts weniger als vergnügt war.

Vielleicht hätte der Profeſſor ſich durch einige Komplimente am Beſten aus der Sache

gezogen. Er hätte zum Beyspiel recht passend sagen können: Indem ich Ihr Werk, mein Bester! in eine so genaue Verbindung mit meiner Uhr setzte, was konnte ich damit wollen, als Zeit und Ewigkeit sinnbildlich paaren? Muß ferner nicht Jeder, der Ihr Buch an dieser Stelle erblickt, von selbst den Schluß machen, Sie wären ein Schriftsteller, der mehr als irgend ein anderer mit der Zeit fortschreite, oder gar einer, der statt von der Zeit sich tragen zu lassen, diese selbst trage, und der zugleich stets am Besten wisse, was die Glocke geschlagen hat? Welcher Schriftsteller endlich kann außer Ihnen sich rühmen, daß ein Besitzer seines Buchs wenigstens den Titel desselben eben so oft liest, als er — nach der Uhr sieht?

Durch diese und hundert andere gleich schmeichelhafte Gründe konnte dem Verfasser bewiesen werden, daß sein Buch zur Unterlage einer Uhr machen, eben so viel sey, als seine Büste in ein Pantheon stellen, oder ihn selbst

unter Könige begraben, und vielleicht läßt künftig Mancher, um desto leichter zu dieser Ehre zu gelangen, seine Werke statt in Oktav in Quart drucken.

1815.

Sechste Abtheilung.

I.

Der Personen-Wechsel.

Eine Gesellschaft junger Leute freute sich in einem Gasthofe bey der Rheinweinflasche des Lebens, und nachdem Jeder auf das Wohl der Gebietherinn seines Herzens sein Glas geleert hatte, begann Einer von ihnen, indem er das seinige von Neuem füllte: Es ist doch Schade, daß der gute Franz nicht auch hier ist, um mit uns anzuklingen. Auf, laßt ihn leben, trotz der wunderlichen Grille, die ihn abhielt, mit uns zu gehen!

Der Narr! sprach ein Anderer, hat man iemahls gehört, daß ein vernünftiger Mensch,

bloß weil in der Nacht ihm träumte, der goldene Adler, den unser Wirth im Schilde führt, habe ihm die Augen ausgehackt, am folgenden Tage einem Freudenfeste seiner Freunde beyzuwohnen sich weigert, ungeachtet diese, bloß seiner Träumerey wegen, dem königlichen Vogel für heute den Rücken kehren, und als ob sie selbst Adler wären, ihren Flug zur Sonne nehmen wollten.

In der That, fiel ihm Werner, ein junger Kaufmann ein, der gute Franz ist, trotz seines Geists und seiner Fähigkeiten, der Aberglaube und die Leichtgläubigkeit selbst. Nichts scheint ihm natürlicher, als das — Unnatürlichste. Er zittert vor jedem Besen, weil ihn eine Hexe geritten haben kann. Auf dem Kirchhofe spuken nach seinem Wahne so viele Geister, als er Gräber hat. Er zweifelt so wenig an dem Daseyn des Rübezahls, als an dem Daseyn des Riesengebirgs, und in seinen Augen gibt es keine glaubwürdigere Geschichtsbücher, als — die Feenmährchen. Noch vor Kurzem erzählte

er mir sogar mit der ernsthaftesten Miene von der Welt, ein vornehmer Edelmann sey in seinen Reitknecht, und der Reitknecht in den Edelmann verwandelt worden, und was wollt Ihr wetten, ich berede ihn morgen des Tags mit Eurer Hülfe, Er sey Ich, und Ich sey Er?

Die Uebrigen lachten, und hielten ganz für Scherz, was bey ihrem Freunde wenigstens zur Hälfte Ernst war. Als aber später der Wein die Geister noch ein wenig höher gestimmt hatte, und Werner von ungefähr wieder des Abwesenden gedachte, riefen Einige: Wie steht es um Dein Versprechen? Du wolltest ja es dahin bringen, daß er glaubt, er sey nicht mehr der Goldschmied Franz, sondern ein gewißer kleiner, ausgelassener, durchtriebener Spaß- und Spottvogel, den die Stadt den Kaufmann Werner nennt. Es wäre, bey allen guten und bösen Geistern! ein Meisterstück, das Dich, und zur Gesellschaft uns mit unsterblich machen könnte, und die kleine wohlverdiente Züchtigung würde vielleicht noch obendrein dem Träu-

mer zur heilsamen Lehre und zur Besserung dienen.

Ich halte Wort, erwiederte Werner, wenn Ihr mir Euren Beystand versprecht. Es versteht sich aber, daß, so groß die Forderung auch ist, Jeder von Euch seine Rolle wenigstens halb so gut spielt, als ich, und nicht irgend eine Unbesonnenheit von Eurer Seite meiner Klugheit einen Strich durch die Rechnung macht.

Etwa eine Woche nach diesem Gespräch erschien gegen Abend Tillmann, einer der Freunde, in dem Laden des Goldschmieds. Franz! sprach er nach der ersten Begrüßung, einer meiner auswärtigen Handelsfreunde trägt mir auf, eine kostbare Vase für seinen Hof bey Dir zu bestellen. Willst Du Dich mit der Arbeit, die gut bezahlt wird, befassen, so verfertige vor allen Dingen eine Zeichnung, die ich meinem Freunde mit Deinen Bedingungen schicken muß. Der Goldschmied erklärte sich bereitwillig zu der Arbeit, und Tillmann nahm Abschied. Ihm folgte Ludolf, ebenfalls einer der Mitverbündeten.

Ich komme, fing er an, und hohlte tief Athem, um Dir einen sonderbaren Traum zu erzählen. Du gehörst, ich weiß es, nicht unter die Leichtsinnigen, die sich einbilden, man träume für Nichts und wieder Nichts, und was mich betrifft, so war mein Traum so lebhaft, daß wenn er mich das große Los hätte gewinnen lassen, ich nicht weiß, ob ich nicht schon zum Voraus um Kutschen und Pferde nnd Palläste und Landgüter handelte. Mir träumte nähmlich, Werner und ich hätten Dich in Deinem Hause besucht. Auf dem Tische lag ein großes Messer mit einem Heft von einem mir unbekannten schönen bläulichen Holze, und einer außerordentlich hellgeschliffenen Klinge. Werner ergriff das gefährliche Werkzeug, und machte im Scherz eine Bewegung, als wollte er nach Dir stechen. Aber im nähmlichen Augenblicke gingst Du, ohne das Messer wahrzunehmen, mit raschen Schritten auf ihn zu, und drücktest Dir daßelbe tief in die Brust. Ich müßte albern seyn, wenn ich glaubte, der Traum müße ge-

rade buchstäblich eintreffen. Aber irgend ein Unglück könnte Dir doch heute mit Werner begegnen, und darum wollte ich erst, ohne Dich selbst mit der Erzählung des Traums zu beunruhigen, ihn bitten, Deine Gegenwart für heute zu meiden. Aber zu meinem größten Befremden durchlief ich die halbe Stadt vergebens nach ihm. Wo ich hinkam, hieß es, erst diesen Augenblick wäre er weggegangen, und da ich beynahe verzweifle, ihn zu finden, so trieb mich die Angst, wenigstens Dir zu sagen, daß Du auf Deiner Hut bist.

Wer beschreibt die Bestürzung des armen Goldschmieds, der, wenn er im Traume ein Bein brach, wachend gar den Hals zu brechen fürchtete, und dem man jetzt einen Traum erzählte, der durch einen Umstand auf den Nahmen eines Wunders Anspruch machte! Er besaß nähmlich wirklich ein Messer, das dem von Ludolf beschriebenen vollkommen glich. Es war das vor wenigen Tagen empfangene Geschenk eines auswärtigen Freunds, und da er es noch

keinem Menschen gezeigt hatte, und natürlich gar nicht ahnte, daß es gerade von Ludolf zum Behuf seines Traums bestellt worden war, wie konnte er anders, als glauben, daß ihm, wenn er nicht die Vorsicht aufs Höchste treibe, irgend ein schwarzes Verhängniß bevorstehe? Er schloß sogleich seinen Laden, und eilte nach Hause. Das Messer, sprach er zu sich selbst, werfe ich noch heute in den Fluß. Oder ist es besser, ich vergrabe es? Oder soll ich es durchs Feuer vernichten? Und Werner, fuhr er fort, einen Monat lang wenigstens darf er mir nicht vor die Augen.

Unter diesem Selbstgespräche trat er in sein Haus, und fand — sein Zimmer verriegelt. Während er nähmlich in seiner Werkstätte von Ludolf aufgehalten worden war, hatte Werner von seiner Wohnung Besitz genommen. Du und Dein Herr, Ihr seyd beyde verloren, sprach er zu der alten Haushälterinn, wenn Du mir nicht blindlings gehorchst. Erstlich mußt Du mit meiner Hülfe ihn abhalten, daß er weder heute

noch morgen sein Zimmer betritt, und zweytens, wenn er kommt und eingelassen seyn will, Dich stellen, Du haltest ihn für mich, und mich für ihn.

Als demnach Franz jetzt wirklich anklopfte, fragte die Alte, ohne zu öffnen, wer da sey.

Mach auf! rief er. Was fällt Dir ein, daß Du die Thür verriegelst?

Verzeiht, Herr Werner! antwortete die Haushälterinn, mein Herr hat es mir befohlen. Er will heute Niemand sprechen.

Dein Herr! rief Franz. Bist Du toll? Und welchen Nahmen gibst Du mir? Auf der Stelle mach auf! Ich bin Dein Herr!

Jetzt kam Werner vor die Thür, und sprach, indem er kraft der ihm eigenen Kunst Franzens Stimme bis zur Täuschung nachahmte: Verzeihe mir, guter Werner! wenn ich mir Deinen Besuch für heute verbitte. Ich muß ungestört an der Zeichnung einer Vase arbeiten, die unser Freund Tillmann für einen auswärtigen Hof bey mir bestellt hat, und, so lächerlich Dir es auch

scheinen mag, Du dürftest auch ohne dieses Hinderniß mir heute nicht zu nahe kommen. Ludolf erzählte mir erst vor einigen Stunden, ihm habe geträumt, ich wäre von Dir mit einem Messer, das er, ob ich es gleich erst vor wenigen Tagen zum Geschenk erhielt, aufs genaueste beschrieb, durchbohrt worden. Es ist freylich möglich, daß dieser Traum Nichts bedeutet. Aber Du wirst mir zugeben, daß es kein sichereres Mittel gibt, nicht von Dir erstochen zu werden, als wenn ich Dir meine Thür verschließe, und da es Dir, wie ich hoffe, nicht damit gedient ist, mein Blut zu vergießen, so kannst Du mir es unmöglich übel nehmen, wenn ich Dich eine Zeitlang eben so sehr fliehe, als man — die Menschen überhaupt fliehen sollte.

Der arme Franz war außer sich. Er hörte seine eigene Stimme, und in seiner eigenen Person erzählte man ihm, was er arbeite, und was einem Andern von ihm geträumt hatte. Er kam mit dem Vorsatz, sich um dieses Traums willen in seinem Zimmer zu verriegeln, und ein Anderer

hatte es aus derselben Ursache bereits gethan. Man nannte ihn bey einem fremden Nahmen, und seine eigene Haushälterinn, die ehrlichste Seele von der Welt, die für ihren Herrn das Leben ließ, wollte ihn nicht mehr erkennen. Welche Zeichen und Wunder! Konnte er etwas Anderes glauben, als er träume, oder er sey bezaubert? Indessen machte er doch noch einen Versuch, eingelassen zu werden.

Macht auf, macht auf! rief er. Ich heiße nicht Werner. Ich bin Franz, der Goldschmied, und Niemand hat seit sechs Jahren hier gewohnt, als ich.

Werner, Werner! rief jetzt der verstellte Franz, welch ein unanständiger Lärm! Hast Du den Verstand verloren, oder soll ich glauben, Du habest im Ernst einen Anschlag auf mein Leben? Je mehr Du tobst, je mehr muß ich gegen Dich auf meiner Hut seyn, und je bedenklicher wird mir mein Traum. Sey also vernünftig, und störe mich nicht länger! Wahrscheinlich hast Du ein wenig zu viel Wein im Kopfe, und Du weißt,

ein Berauschter kann Nichts Besseres thun, als daß er nach Hause geht, und sich zu Bette legt.

Es ist richtig, sprach Franz zu sich selbst, daß es mit mir nicht richtig ist. Ich muß doch auf die Straße gehen, um zu erfahren, wer ich eigentlich bin.

Guten Abend, Werner! rief ihm eine Stimme entgegen, als er kaum vor das Haus trat. Hast Du den närrischen Franz besucht? Was macht der Grillenfänger? Hat es ihm nicht wieder von Adlern geträumt, die ihm die Augen aushackten, oder von Mäusen, die ihm das Hirn aus dem Kopfe fraßen? Oder bildet er sich nicht etwa gar ein, er sey dieser oder jener Kaiser, oder König, oder irgend ein Hofrath, oder Hofnarr?

Ich bilde mir Nichts ein, fuhr Franz unmuthig heraus, und bin nicht ....

Wunderlicher Mensch! unterbrach ihn der Freund, und sah ihn mit einer bedenklichen Miene an, wer spricht denn von Dir? Ich rede von Franz, von dem Du herkommst.

In dem nähmlichen Augenblicke näherte sich ihnen ein Postbothe, und händigte Franzen einen Brief mit der Aufschrift an den Kaufmann Werner ein.

Der Brief ist nicht an mich, sprach Franz, und wollte ihn zurückgeben.

Um Verzeihung, erwiederte der Bothe, der Brief ist an Herrn Werner, und dieser waret Ihr erst gestern noch, da ich Euch in Eurem Gewölbe den Pack mit Geld überlieferte.

Jetzt nahm der Freund den Brief, und nachdem er die Aufschrift angesehen hatte, gab er ihn Franzen mit den Worten: Ich glaube, Du kannst nicht mehr lesen, oder Du hast Deinen Nahmen vergessen. Die Aufschrift ist ja deutlich an Dich.

Ehe Franz antworten konnte, kam ein Kaufmann aus der Stadt auf ihn zu. Wißt Ihr schon, Nachbar Werner! sprach er, daß das Haus Nathan Levi in Danzig seine Zahlungen eingestellt hat? Ihr habt doch keine Papiere mehr von

ihm? Ich habe von den meinigen mich noch zu rechter Zeit losgemacht.

Finde ich Dich endlich, mein sauberer Herr! rief jetzt ein dem guten Franz völlig unbekannter Mann, den zwey Gerichtsdiener begleiteten. Habe ich Dir die hundert Dukaten, die Du mir schuldig bist, bis zum jüngsten Tage geliehen? Auf der Stelle schaffe mir mein Geld, oder Du wanderst ins Gefängniß; aus dem so wenig Erlösung für Dich seyn soll, als für einen Verdammten aus der Hölle.

Wer seyd Ihr, guter Freund? sprach Franz. Ihr betragt Euch sehr unbescheiden gegen mich.

Wer ich bin? rief der Andere. Du willst mich nicht kennen? Warst Du nicht zehn Mahl in meinem Hause, bis Du mich beschwatztest, daß ich Dir in Deiner Noth die Summe borgte, die Du mir schon vor Jahr und Tag hättest wieder bezahlen sollen?

Ich habe Euch, antwortete Franz, in meinem Leben nicht gesehen, und wenn Ihr be-

hauptet, ich sey Euch Geld schuldig, so seyd Ihr entweder von Sinnen, oder ein Betrieger.

Ich von Sinnen? Ich ein Betrieger? schrie der Unbekannte. Willst Du mir Deine Schuld abläugnen? Habe ich nicht Deine Handschrift? Hier, fuhr er fort, indem er ein Papier hervorzog, lies Deinen Nahmen, Ludwig Werner! Oder ist diese Handschrift etwa nicht die Deinige?

Bin ich denn Werner, rief Franz, oder soll ich Dir bezahlen, was Du diesem geliehen hast? Ich bin der Goldschmied Franz, und wenn Du mich nicht auf der Stelle meine Straße ziehen lässest, so soll es Dich reuen.

Schön, schön! sprach der Andere. Man heißt Werner, wenn man Geld entlehnt, und Franz, wenn man es wieder bezahlen soll. Aber gut, daß es noch Gefängniße gibt, in welchen so feine Herrn, wie Du, sich wieder besinnen können, wenn sie vergessen wollen, wie sie selbst, und wie die ehrlichen Leute heißen, denen sie schuldig sind.

Es wird immer toller, dachte Franz. Bin ich denn wirklich verwandelt? Oder sind alle Leute, die mir heute Begegnen, toll, oder bezaubert, oder Spitzbuben? Am Besten ists, ich flüchte mich in das Haus meiner Mutter, und erkennt auch diese mich nicht, dann gute Nacht, Goldschmied Franz! Zahle in Gottes Nahmen die Schulden des Menschen, für den man Dich hält, und siehe zu, wie Du bey der Kaufmannschaft, von der Du gar Nichts verstehst, zurechtkommst!

Er wollte sich wirklich aus dem Staube machen. Aber die Gerichtsdiener verstanden ihr Handwerk zu gut, und der angebliche Gläubiger konnte nicht Worte genug finden, seinen Unmuth über den Frevel auszudrucken, daß sein Schuldner sich einer so rechtmäßigen Gewalt, als die seinige war, zu entziehen versuchte.

Was habt Ihr mit dem Manne? fragten einige Vorübergehende, die sich um die Streitenden versammelt hatten.

Wir wollen ihn zu Seinesgleichen führen, antworteten die Gerichtsdiener. Er soll sitzen, wo die Leute sitzen, die taub sind, so oft sie das Wort bezahle hören.

Verschiedene unter dem Haufen gehörten mit zu den Eingeweihten in das Geheimniß, und ermahnten den Gefangenen, sich geduldig in sein Schicksal zu fügen. Wir begreifen gar nicht, sprachen sie, wie ein Mann in Euren Umständen, Herr Werner! wegen einer so kleinen Schuld in Verlegenheit gerathen kann, und gewiß ist es bloßer Eigensinn, daß Ihr nicht bezahlt.

Nun, sprach der Gläubiger, Herr Goldschmied Franz! sind diese Herrn etwa auch von Sinnen, oder Betrüger, wie ich? Sagt ihnen doch, wer Ihr seyd! Ihr hört ja, daß sie Euch für den Kaufmann Werner halten. Doch, fuhr er fort, wir wollen vor allen Dingen sehen, wofür die Gerechtigkeit Euch hält. Die gute Dame hat freylich verbundene Augen, aber trotz ihrer Blindheit kennt sie alle Leute vortrefflich, die sie — kennen will.

Franz wurde jetzt wirklich vor einen Mann geführt, der den Richter spielte. Sein Gegner brachte seine Klage an, und Franz wurde gefragt, was er darauf zu sagen habe.

Dieser Mann, antwortete er, will, daß ich ihm hundert Dukaten bezahle, die der Kaufmann Werner ihm schuldig seyn soll. Da ich aber nicht der Kaufmann Werner bin, so geht mich auch die Schuld Nichts an.

Mein guter Freund! erwiederte der Richter, wenn Ihr keine bessere Ausflucht habt, als diese, so hättet Ihr billig die Obrigkeit mit Eurer Sache nicht bemühen sollen. So lange ich Euch kenne, seyd Ihr der Kaufmann Werner gewesen, und weder ein gerechter, noch ein ungerechter Richter kann Euch zu einem Andern machen.

Ich beschwöre Euch, gestrenger Herr! versetzte Franz, habt die Gnade, und laßt meine Mutter, laßt meine Haushälterinn rufen. Diese werden, wenn Ihrs verlangt, hundert Eide schwören, daß ich der Goldschmied Franz bin.

Laßt mir Eure alten Hexen vom Halse! rief der Richter. Diese Weitläuftigkeiten sind ganz überflüßig. Es ist kein Mensch unter den Anwesenden, der Euch nicht für den Kaufmann Werner hält, und das Zeugniß dieser Ehrenmänner nebst dem meinigen gilt doch wohl mehr, als die Aussage von einem Paar alter Weiber, die schon halb unter die Todten gehören, und selbst nicht mehr wissen, wer sie sind.

In Gottes Nahmen! sprach Franz, wenn ich durchaus Werner seyn soll, so glaubt mir wenigstens, daß ich es ganz ohne mein Wissen bin.

Mein Herr Werner, der nicht Herr Werner seyn will, antwortete der Richter, es ist jetzt die Frage, ob Ihr verrückt, oder ob Ihr ein Mensch seyd, der seine guten Freunde, seine Gläubiger, und selbst eine hohe Obrigkeit zum Besten hat. Aber diese Frage zu untersuchen, ist es für heute zu spät, und da man Euch ohnehin wegen einer Schuld verhaftet hat: so wird es Euch gefällig seyn, die Nacht hier zuzubringen. Laßt Euch also Euer Zimmer anweisen, und wenn Ihr mir

eine Freude machen wollt, so steht, wenn Ihr Euch auch als der Goldschmied Franz niederlegt, doch als der Kaufmann Werner wieder auf. Ich will dann annehmen, Ihr wäret ohne Eure Schuld ein wenig behext gewesen, und wenn Ihr Euren Gläubiger befriedigt, Euch ohne weitere Umstände wieder in Freyheit setzen.

Franz folgte den Gerichtsdienern in den untern Theil des Hauses, wo er in einem vergitterten Zimmer eine Gesellschaft fand, die sich, wie es schien, den Verlust der Freyheit nicht sonderlich zu Herzen gehen ließ. Alle riefen ihn bey seinem Nahmen, und stellten sich, als ob sie ihn von jeher gekannt hätten. Man brachte ein prächtiges Abendessen, beleuchtete den Saal, und der Morgen fand die Zechenden noch bey ihren Flaschen.

Franz zog sich in das ihm angewiesene Zimmer zurück, und wartete von einer Stunde zur andern, daß der Richter ihn würde rufen lassen, um seine Sache zu endigen. Zuletzt, da sich Niemand um ihn bekümmerte, trat er ans Fenster,

und als gerade einer seiner Bekannten vorüberging, rief er ihn zu sich.

Bist Du es, Werner! oder bist Du es nicht? fing dieser an. Sage mir ums Himmels willen, wie es zugeht, daß die Gerechtigkeit Dich hier in ihrem Käfich gefangen hält? Hast Du vielleicht einer Excellenz eine Schuld gefordert, oder hat Dein Staar den Stadtrichter einen Schelm gescholten?

Ein ander Mahl, antwortete Franz, sollst Du das Abenteuer, das mich ins Gefängniß gebracht hat, umständlich von mir erfahren. Jetzt aber erzeige mir die Freundschaft, und bitte den Goldschmied Franz, er möchte einer dringenden Sache wegen auf der Stelle hieher kommen.

Den Goldschmied Franz? sprach der Freund, der Mühe hatte, das Lachen zu unterdrücken. Eben jetzt sprach ich mit ihm. Ich will also eilen, ihn noch einzuhohlen, und wenn er nicht im nächsten Augenblicke bey Dir ist, so gib mir keine Schuld.

Kann ich länger zweifeln, sprach Franz zu sich selbst, daß eine Verwandlung mit mir vorgegangen ist? Alle Leute, als ob sie sich das Wort gegeben hätten, nennen mich Werner, und dieser Mensch verspricht mir ganz unbefangen, den Goldschmied Franz, mit dem er so eben gesprochen haben will, und also mich, zu wem zu hohlen? zu mir selbst. Und doch gibt es immer noch Leute, die Einem ins Gesicht lachen, wenn man von Bezauberungen und andern Teufelskünsten spricht. Wahrlich ich zweifle gar nicht, daß Franz sich mir unter die Augen stellt, und dann bin ich nur begierig, wie wir beyde uns gegen einander betragen.

Inzwischen war der Abend eingebrochen, und der Richter trat ins Gefängniß. Ihm folgten Franzens Ankläger und Werners beyde Brüder. Gottlob! sprachen die letzten zu Franz, indem sie ihn umarmten, Gottlob, Bruder! daß wir Dich endlich finden. Wir konnten gar nicht begreifen, wo Du gerade an dem heutigen Tage hingerathen seyn solltest, und hätten Dich bey-

nahe verloren gegeben. Aber noch wissen wir nicht, warum man Dich in Verhaft genommen hat. Eines Verbrechens hast Du Dich gewiß nicht schuldig gemacht, und nothwendig muß irgend ein Mißverständniß Dir den Unfall zugezogen haben.

Das Mißverständniß, fiel der Kläger ein, besteht darin, daß Euer Bruder nicht mehr Herr Werner seyn will, weil Herr Werner mir hundert Dukaten zahlen soll.

Ihr scherzt, mein Freund! erwiederten die beyden Werner. Nichts sieht unserem Bruder weniger ähnlich, als das Abläugnen einer Schuld, und vollends gar eines Nahmens, dessen er sich wahrlich nicht zu schämen hat. Indessen verhalte sich die Sache wie sie will, wir leisten Euch Bürgschaft für ihn, und ist er Euch wirklich schuldig, so sollt Ihr noch heute Euer Geld haben. Jetzt aber erlaubt, daß er mit uns nach Hause geht, wo seine Gegenwart höchst nöthig ist, um — seine Hochzeit zu feyern.

Er soll Hochzeit machen? versetzte der Kläger. Nun so geht in Gottes Nahmen mit ihm, und wenn ich auch meine hundert Dukaten verlieren sollte! Bewahre mich der Himmel, daß ich jemahls selbst meinem ärgsten Feind ein Hinderniß in den Weg lege, wenn er — ein Weib nehmen will!

Gemach, rief jetzt der Richter, gemach, meine Herrn! Den Kaufmann Werner spricht sein Gläubiger frey, und ich habe also kein Recht, sein Weggehen zu hindern. Aber der Goldschmied Franz bleibt so lange in meiner Verwahrung, bis er durch Unterzeichnung dieser Urkunde allen und jeden Franzens- und Goldschmieds-Gedanken so feyerlich als dem Teufel entsagt, und sich dagegen verpflichtet, daß er von heute an Nichts Anders seyn will, als was er von jeher war, der Kaufmann, Ludwig Werner.

Franz besann sich einen Augenblick, hohlte einen tiefen Seufzer, und unterzeichnete die leidige Schrift, die ihm seinen rechtmäßigen

Nahmen raubte, und einen unrechtmäßigen ihm aufdrang.

Das Possenspiel, oder das Hexenspiel, oder was es ist, muß nun einmahl ausgespielt werden, es endige sich nun damit, daß ich den Verstand verliere, oder wenn ich ihn, wie ich fürchte, bereits verloren habe, daß ich ihn wieder bekomme, dachte er, und ließ sich von den beyden ihm wohlbekannten Brüdern des Mannes, dessen Person er seit zwey Tagen wider seinen Willen vorzustellen, sich genöthigt sah, ohne Widerstreben nach ihrem Hause führen.

Eine freundliche Erscheinung begrüßte ihn beym Eintritt ins Zimmer. Es war Louise, die Schwester seines Freunds, die längst schon eine Verwirrung in seinem Kopfe, und eine noch größere in seinem Herzen angerichtet hatte.

Was soll ich von Dir denken, Bruder? sprach sie. Seit wenn ist es Mode, daß der Bräutigam Braut und Hochzeitgäste auf sich warten läßt? Ich sollte Deine Braut seyn, scheiden ließe ich mich am Hochzeittage wieder

von Dir. Hurtig, fuhr sie fort, führe mich in den Saal, wenn Du anders nicht zur wohlverdienten Buße auf den Knien hineinrutschen willst.

Mit diesen Worten gab sie ihm den Arm, und welche Ueberraschung für ihn, als er den Saal wirklich aufs festlichste geschmückt und erleuchtet, und voll von Gästen fand! Er war gefaßt, als Werner und als Bräutigam begrüßt zu werden. Aber die Bezauberung schien geendigt zu seyn, oder vielmehr, an die Stelle der alten schien eine neue zu treten. Alle, die ihn kannten, riefen ihm zu: Willkommen, Franz! Sieht man Dich auch einmahl wieder? Der Bräutigam stellte ihn seiner Braut und den übrigen Gästen gleichfalls unter seinem wahren Nahmen vor, und mit der unschuldigsten Miene von der Welt bath Louise, Herr Franz möchte belieben, an ihrer Seite Platz zu nehmen. Der Herr ist, sprach sie, heute mein Tänzer, und ich muß ihn also unter den Augen behalten.

Ich bin doch begierig, was ich in der nächsten Stunde bin, dachte Franz. Vor der Thür noch war ich Werner, und so wie ich den Fuß in den Saal setzte, wurde ich wieder der alte Franz! Meinetwegen! Wenn nur jede Verwandlung mich zu einem Hochzeitmahle und an die Seite eines schönen Mädchens führt.

Es war natürlich, daß es ihm nie weniger als jetzt einfallen konnte! sein Abenteuer dem Spott seiner Freunde Preis zu geben, und diese selbst hatten sich verabredet, nicht nur die leiseste Anspielung auf die Sache zu vermeiden, sondern auch, wenn Franz je ihrer gedächte, ihn gerade zu für mondsüchtig zu erklären. Franz selbst war Nichts weniger, als ein Grübler, und er untersagte sich daher auch in der Folge um so lieber jeden Versuch, das dunkle Räthsel aufzuklären, da von nun an alle Welt ihn willig für den Mann gelten ließ, für den er sich selbst hielt.

Uebrigens gewährte ihm die Liebe eine reiche Entschädigung für den erlittenen Verdruß. Der

Hochzeit-Abend hatte ihn der reizenden Louise näher gebracht, und nach wenigen Monaten führte der Bruder die Schwester als seine Braut zum Altare, ohne daß die Machthaber der Gesetze ein Wort gegen die verbothene Heirath erinnert hätten.

II.

Blätter aus einem Gedenkbuche.

1.

Weibliche Raserey.

Es ist gewiß der höchste Grad der Raserey, wenn die Weiber in den Irrhäusern keine Kleider mehr am Leibe dulden.

2.

Kleine und große Diebe.

Den Spruch von den kleinen Dieben, die gehängt werden, und von den großen Dieben, die es nicht werden, könnte man auch so ausdrucken: Man darf wohl lange Hände, aber keine lange Finger haben.

3.

An Herrn Klingklang.

Ich bitte Dich, guter armer Klingklang! um Deiner eigenen Ruhe willen, ereifere Dich nicht über mich! Nicht mit einem Gedanken, ich schwöre Dir, habe ich jemahls Dir Ursache zum Unwillen gegeben. Ich kann nur über ein Tausend Deines Gelichters zusammen ergrimmen, aber nimmermehr wird ein einzelner Schächer, wie Du, meinen Gleichmuth erschüttern.

4.

Krähen-Sittenlehre.

Keine Krähe, sagt das Sprichwort, hackt der andern die Augen aus. Sollte man nicht manche Frauen zu ihnen in die Schule schicken?

5.

Erziehungs-Spruch.

Kein Lehrer kann Kinder bilden, wenn Kinder ihn nicht zuvor gebildet haben.

6.

Die neuen Sonettenschreiber.

Wenn Petrarch die neuen deutschen Sonettenschreiber kennen lernte, er würde schwer-

lich mit Correggio ausrufen: Ich bin auch einer!

7.

Die Weltverbesserer.

Wem reißt nicht die Geduld über das wüthende Heer der weltverbessernden und welterlösenden Schwärmer und Klüglinge unserer Tage? Warum kreuzigen wir nicht, wie die Juden den ächten Messias, die falschen?

8.

Die Frau ohne Zunge.

Ich glaube beynahe, eine Frau, die keine Zunge hätte, würde nicht reden.

9.

Die fromme Anstalt.

Hätte nicht schon längst der Staat auf eine eigene Suppen-Anstalt für die armen Männer denken sollen, deren Weiber, statt am Herd zu stehen, am Schreibtische sitzen?

10.

Fruchtlose Satyre.

Was hilft Euch Euer satyrischer Witz? Ihr könnt die Leute, die Eure Geißel trifft, zwar böse, aber leider nicht gut machen.

11.

Selbstbekenntniße.

Eitelkeit, wozu verleitest Du die Sterblichen nicht! Aus Eitelkeit lassen Einige sogar ein Verzeichniß ihrer Sünden drucken, und um gute Schriftsteller genannt zu werden, bekennen sie, daß sie schlechte Menschen sind.

12.

Hohes Alter.

Kein Mensch sollte so lange leben wollen, bis er sich selbst überlebt. Welch ein kläglicher Zustand, wenn man ein Großvater und ein Kind zugleich, ein Kind und der Kinder Spott ist!

13.

Der Glaube.

Seyd nicht so ruchlos, den Glauben vernichten zu wollen! Ist nicht die Hoffnung auch ein Glaube, und was wäre der Mensch ohne sie?

14.

Eitel seyn.

Ich kann keinen Mann ausstehen, der eitel, und keine Frau, die es nicht ist.

15.

Der Witz.

Der Witz ist durch sein freyes munteres Leben, und durch seine Flüchtigkeit, und auch dadurch, daß er zuweilen in ein Feld einbricht, wo er Schaden stiftet, gar wohl dem Wildbret zu vergleichen. Aber sonderbar ist es, daß sich dieses Wildbret gerade von seinen eifrigsten Jägern nicht fangen läßt.

16.

Ausgeliebte Weiber.

Traut keinem Weibe, die mehr als ein Mahl geliebt hat. Ihr Herz gleicht einer Kohle, die vom Brennen schwarz geworden ist.

17.

Die Sängerinnen.

Manche Sängerinnen in der Oper sind wahre Sirenen. Man verstopft sich die Ohren vor ihrem Gesang.

18.

Die groben Streiter.

Man kann leicht das letzte Wort behalten, wenn das letzte Wort ein grobes Wort ist. Wenn

ein Mensch mir mitten im Kampfe verräth, daß er zum Pöbel gehört, so stecke ich auf der Stelle den gegen ihn gezückten Degen in die Scheide, und rufe nach dem Büttel.

19.

Die Musensöhne.

Musen- und Götter-Söhne wollen die Poeten heißen. Indessen ist mancher Göttersohn ein rechtes Teufelskind.

20.

Die verlarvte Schöne.

Hinter einer Larve verbirgt die schöne Chloe die gefährlichen Reize ihres Gesichts.

Laßt uns dem holden Kinde danken! Sie hat ihr Schwert in die Scheide gesteckt.

21.

Hallers Jugendsünde.

Haller nannte in seiner Unterredung mit dem Kaiser Joseph das Dichten seine Jugendsünde, und der große Kaiser widersprach dem großen Dichter mit der ganzen Welt von Rechtswegen. Wessen Poesie wirklich eine Jugendsünde ist, gibt

ihr zuverläßig diesen Nahmen im Alter am wenigsten, und daher werden gewiße jugendliche Reimfrevler unserer Tage, wenn ihre künftigen Bärte sich einst grau färben, vor Kaisern und Königen von der ihrigen ein ganz anderes Zeugniß ablegen. Doch ich besinne mich. Wie sollen diese Poeten zu einer Unterredung mit Kaisern und Königen gelangen?

22.

Der Witz im Lustspiele.

Der englische Kunstrichter, der den Lustspielen seines Landmanns Congreve vorwarf, daß sie zu viel Witz enthielten, hat durch diesen ehrenvollen Vorwurf dem Dichter und dem Lustspiele gleiches Unrecht erwiesen. Wenn ein Lustspiel vom ersten bis zum letzten Wort Nichts als Witz enthält, so hat es gerade Witz genug. Den Witz eines Lustspiels nenne ich aber keineswegs die Einfälle, die als solche von den meisten unserer neuesten Lustspieldichter, und vorzüglich von dem ruchtbarsten von allen, von Kotzebue, ihren Personen in den Mund gelegt werden. Nicht von

den Spielenden, sondern von dem Meister, der sie spielen läßt, fordere ich Witz. Mit Einem Worte, Witz ist die Sprache des Lustspiels, und eben deswegen darf es gar keine sogenannten Einfälle haben. Wer diese Ansicht widerlegen will, darf nur die neuesten Geschmackslehren nachschlagen.

23.

Draco.

Draco setzte bekanntlich auf das kleinste Verbrechen die Todesstrafe.

Wollte dieser Gesetzgeber der Griechen nur mit besserer Art etwas anderes, als später Caligula, der dem römischen Volk nur Einen Kopf wünschte, um es mit einem Streich aus der Welt zu schaffen?

24.

Die Schmähschrift.

Ernst.

Hast Du gelesen, mein guter Philo! was Schmul gegen Dich geschrieben hat?

Philo.

Freylich, und der Elende mit seinen pöbelhaften Waffen ist so sehr ein Gegenstand meines Bejammerns, daß ich ihm beynahe meinen eigenen Witz gegen mich selbst leihen möchte.

25.

Uebermuth der Jugend.

Wer ärgert sich nicht über den Uebermuth des größern Theils der heutigen Schriftsteller? Man hat allen Ernst nöthig, um ihren Unfug in Schranken zu halten, und schwerlich haben jemahls die Knaben den Männern so viel zu schaffen gemacht, als in unsern Tagen.

26.

Kirchlicher und staatsbürgerlicher Eifer.

Es ist mit dem Staatsglauben wie mit dem kirchlichen. Die eifrigsten Bethbrüder sind die schlechtesten Christen, und wer am heftigsten für die Freyheit spricht, wird, sobald ihn der Unstern seiner Mitbürger über sie erhebt, der ärgste Tyrann.

Dem Himmel sey es geklagt, daß diese alte Wahrheit in unsern Tagen so neu ist!

27.

Weiber und Freunde.

Ob Du Dich in ein Eheverlöbniß, oder in ein Freundschafts-Bündniß einlässest, die Folge ist dieselbe. In beyden Fällen verlierst Du Deine Freyheit.

28.

Der Gelehrte als Geschäftsmann.

Gelehrte sind gewöhnlich schlechte Geschäftsmänner, behauptet man. Ich setze hinzu, wenn sie schlechte Gelehrte sind.

29.

Gesellschaftsregel.

Die erste Regel in Gesellschaften ist, sich nicht zu erheben, sondern herabzulassen. Wir können Andern unmöglich gefallen, wenn wir mehr scheinen wollen, als sie, und aus diesem Grunde ist nahmentlich der Witz selten ein beliebter Gesellschafter.

30.

Eigenliebe.

Man beleidigt die Eigenliebe am meisten durch Eigenliebe.

31.

Der Schwindel.

Man spreche nicht mehr von dem philosophischen, poetischen und schulverbessernden Schwindel unserer Tage. Der Schwindel ist längst in Wuth ausgebrochen. Es beginnt sich auch bereits ein politischer Schwindel zu rühren, und verhüte der Himmel, daß nicht dieser ebenfalls in Wuth ausbricht!

32.

Stolz und Tugend.

Es ist nicht erlaubt, Stolz auf seine Tugend zu seyn, wenn gleich der Stolz selbst eine Tugend ist.

33.

Weibliche Schwatzhaftigkeit.

Klagt nicht, Ihr Männer! über die Schwatzhaftigkeit der Weiber. Schande genug für Euch, wenn ihr schwatzen Euch nicht schweigen lehrt.

34.

Verborgenes Verdienst.

Es geschieht aus Furcht, wenn sich das Verdienst zuweilen gleich dem Verbrechen verbirgt. Wird es doch nur zu häufig gleich dem Verbrechen bestraft.

35.

Die schlechten Schriftsteller an die guten.

Wenn werdet Ihr einmahl aufhören, uns zu verspotten? Könnt Ihr vergessen, daß Ihr Niemand, als uns, Eure meiste Ehre zu verdanken habt? Warum nennt man Euch gute Schriftsteller? Aus keiner andern Ursache, als weil es auch schlechte gibt. Ohne uns würdet Ihr also schlechtweg Schriftsteller heißen, und gibt es einen kahlern Titel, als diesen?

36.

Luftschiffe.

Wenn wir nur so gut verständen, Luftschiffe als Luftschlösser zu bauen! Aber leider gehören die Luftschiffe zur Zeit selbst noch unter die Luftschlösser.

37.

Die Hoffnung.

Ehre der Hoffnung! Wer macht uns glücklicher, als diese Betriegerinn?

38.

Das Denken.

Das Denken ist das Athemhohlen der Seele. Man darf es nicht lange unterlassen, ohne geistig-todt zu werden.

39.

Philosophischer Aberglaube.

Man irrt, wenn man den mystisch-frömmelnden Aberglauben einiger unserer heutigen Philosophen für eine neue Erscheinung hält. Sie haben ihn von Descartes gelernt, der für die Erfindung seines Lehrgebäudes der heiligen Jungfrau zu Loretto ein Gelübde that.

40.

Zollfreye Gedanken.

Gedanken sind zollfrey, sagt ein Sprichwort, das wie viele Sprichwörter nur halb wahr ist. Wie oft erräth die Welt unsere geheimsten Ge-

danken, und welchen schweren Zoll müßen wir in diesem Falle ihr für manche derselben entrichten!

41.

Die Liebe und der Zorn.

Die Liebe verdient eben so gut als der Zorn eine kurze Wuth genannt zu werden. Kein Mensch ist einen ganzen Tag lang verliebt, wenn er es gleich jeden Tag ist.

42.

Unterzeichnungs-Anzeige des Mävius.

Ernst.

Mävius, mein guter Philo! muß vollends ganz toll geworden seyn. Stelle Dir vor, der Mensch will Unterzeichnung auf ein Werk von ihm sammeln! Wer, im Nahmen des Unsinns! wird unterzeichnen?

Philo.

Wundere Dich nicht, mein Freund! Mit dem Unterzeichnen ist es ihm selbst kein Ernst. Er weiß wohl, daß es nicht so viele Tröpfe in Deutschland gibt, als er braucht, um sein Buch

ans Licht befördern zu können, und darum ist seine Unterzeichnungs-Anzeige Nichts weiter, als ein Versuch, ob das Publikum gern Almosen gibt.

43.

Dreyerley Lügner.

Gemeine Lügner sagen uns das Ding, das nicht ist, manche Geschichtschreiber das Ding, das nicht war, und Propheten das Ding, das nicht seyn wird. Die ersten sind Lügner der Gegenwart, die zweyten Lügner der Vergangenheit, und die letzten Lügner der Zukunft.

44.

Narren und Ungeziefer.

Es gibt kaum zwey ähnlichere Dinge, als Narren und Ungeziefer. Eine Brut ist so schädlich, wie die andere; eine vermehrt sich so stark, wie die andere; eine wird eben so anhaltend verfolgt, wie die andere; eine ist eben so wenig auszurotten, wie die andere, und endlich hat eine wie die andere ihre zahlreichen Freunde, Vertheidiger und Beschützer.

45.

Armuth.

Niemand nenne sich arm, wer Hände hat.

46.

Die Lerchen.

Die armen Lerchen! Welche Grausamkeit, die lieblichen Sänger für die Tafel zu erwürgen! Es sollte mich weniger wundern, wenn bloß Kunstrichter die Mörder und Esser wären.

47.

Verbrechen aus Mißmuth.

Lieber Herr, was thut man nicht aus Mißmuth! sprach ein Mädchen unter vielen Thränen zu dem Amtmann, der ihr wegen ihrer verlorenen Unschuld das Gewissen schärfte.

Man lacht, und doch sagte das arme Ding eine große Wahrheit. Mißmuth über ein widriges Geschick verleitet leicht zu dem Entschluß sich auf Kosten der Tugend zu entschädigen.

48.

Fehler großer Männer.

Die Strenge, mit welcher man die Fehler und Schwächen eines Voltaire, eines Rousseau und großer Männer überhaupt zu beurtheilen pflegt, ist sehr schmeichelhaft für diese. Man will ihnen durchaus nicht gestatten, daß sie Menschen sind.

49.

Krankenbesuche.

Für die Kranken sind Besuche selten eine Wohlthat, und fast immer ein Zusatz von Leiden, und es wäre daher nicht undienlich, wenn man gleich den Todesanzeigen auch Krankheitsanzeigen in die Zeitungen einrückte, und sich von seinen Gönnern, Freunden und Verwandten die Beyleidsbezeugung verbäthe.

50.

Dummköpfe.

Der verstorbene Ritter und Leibarzt von Zimmermann sagt mit seiner gewöhnlichen kräftigen Art, ein Dummkopf von Wichtigkeit sey der fürchterlichste unter allen Menschen.

Wehe der Welt, wenn er Recht hätte, da die wichtigen Dummköpfe gar nicht zu zählen sind!

51.

Die Löwenköpfe an den Wasserröhren.

Die Europäer wissen nicht, warum es gerade der Löwe ist, durch dessen Mund sie das Wasser aus ihren Brunnen laufen lassen. Aber die Aegyptier, von welchen sie die Gewohnheit, ebenfalls ohne es zu wissen, entlehnten, wußten, daß sie durch diese Verzierung der Röhren an ihren Wasserleitungen auf das Zeichen des Löwen an der Himmelsfeste anspielten, in welchem die Ueberschwemmung des Nils am stärksten ist.

52.

Geistersehen.

Die ehrlichen Leute, welche Geister sehen, wurden bisher von den meisten ihrer Nebenmenschen bloß darum verspottet, weil diese — keine sehen. Wer mit seinen schwachen Augen kaum Körper zu sehen vermag, bey dem muß sich wohl der Neid ein wenig regen, wenn Andere sogar Geister sehen. Wäre es also der Lichtlehre nicht möglich, die

Vergrößerungsgläser in dem Grade zu verbessern, daß der kurzsichtige Unglaube, der die Sichtbarkeit der Geisterwelt schlechterdings läugnet, sehen, glauben und sich schämen müßte?

53.

Der Umgang mit Menschen.

Philo.

Nichts ist Dir nöthiger, mein Freund! als die Kunst, mit Menschen umzugehen.

Ernst.

Wenn ich nun aber gar nicht mit Menschen umgehen will?

54.

Gedankenstriche.

Man hat mit Recht, und nicht ohne Erfolg die ehemalige Mode der Gedankenstriche in den Büchern verspottet. Aber von manchen Schriftstellern ist es doch ein wenig zu weit gegangen, daß sie mit den Gedankenstrichen auch die Gedanken aus ihren Büchern verbannen.

55.

Gerechte Selbsterhebung.

Wenn man einen Theil der Menschen in ihrer ganzen Verworfenheit erblickt: so kann auch der Demüthigste nicht anders, er muß in das Gebeth des Pharisäers ausbrechen: Ich danke Dir Gott, daß ich nicht bin, wie andere Leute.

56.

Taube Ohren.

Ernst.

Laß ab, mein Freund! den Thoren Vernunft zu predigen. Du predigst tauben Ohren.

Philo.

Du hast leider Recht. Indessen ist es doch sonderbar, daß gerade die Leute am wenigsten hören, welche die längsten Ohren haben.

57.

Das Urbild.

Ich kann mir keinen Zustand des Menschen denken, in welchem er sich nicht durch ein Urbild über die Wirklichkeit erhebt, und gewiß wird uns

im Himmel ein zweyter schönerer Himmel vorschweben.

58.

Lehre für Lügner.

Lüge wenig, wenn Du belügen willst. Je mehr Du lügst, desto weniger glaubt man Dir, und der größte Lügner ist daher immer der kleinste.

III.

Die Rechnung ohne den Wirth.

Eine Scene aus der großen Welt.

Ein Mädchen kann zur Noth noch ohne Liebhaber leben. Aber wie soll eine Frau es ohne diesen Herzenstrost mit einem Manne aushalten? Hat nicht jede, um nur einer Kleinigkeit zu gedenken, tausend Wünsche, und gibt es nicht Männer, die kaum Lust haben, Einen von Tausenden zu befriedigen? Ein Mann macht sich gar Nichts daraus, geizig zu seyn. Aber wie lächerlich wäre ein Liebhaber mit diesem Laster! Und ist es also ein Wunder, wenn unzählige Frauen dem Himmel danken, daß es mehr

als nur ein Paar Männeraugen gibt, um von einem Paar Frauenaugen bezaubert zu werden?

Unter diese Unzähligen zählte man mit Recht auch die schöne Baroneſſe von Blond. Ihr Gemahl war die Zärtlichkeit, aber leider auch die Sparſamkeit ſelbſt, und wenn er zur Noth fähig geweſen wäre, vor Liebe zu ſterben, ſo war er doch weder durch Bitten, noch durch Thränen, noch durch die zärtlichſten Liebkoſungen dahin zu bringen, vor Liebe bankrott zu werden. Er vergaß nicht, daß jede Frau eine Göttinn iſt, und alſo von dem Sterblichen, der ſich ihren Mann nennt, angebethet werden muß. Aber er war gottlos genug, eben dieſer angebetheten Göttinn zu ſpotten, ſo bald ſie verlangte, daß er nur irgend ein etwas ſchweres Opfer auf ihren Altar legen ſollte.

Ganz anders betrug ſich der Graf Rheineck gegen die nähmliche Baroneſſe. Er ſah ihr aus keiner andern Urſache in die ſchönen Augen, als um darin zu leſen, ob er der Beſitzerinn einen Schawl, oder einen Spitzenanzug, ein Paar

Ohrenringe, oder einen Fingerring, ein Halsband, oder ein Paar Armbänder kaufen sollte, und der Auftrag, den die schönen Augen ihn lesen ließen, mochte seiner Kasse noch so viel zumuthen, so bemerkte man doch nicht ein einziges Mahl, daß er auch nur die Stirn gerunzelt hätte.

Zum Unglück hatte der Gemahl der Baronesse die sonderbare Grille, daß er durchaus verlangte, andere Männer sollten gegen seine Frau wo möglich die Sparsamkeit noch weiter treiben, als er selbst, und Jeder, der sie mit mehr als einer Kleinigkeit beschenkte, wenn er nicht ein naher Verwandter, oder wenigstens so alt, als ihr achtzigjähriger Großvater war, mußte fürchten, von ihm mit dem schnödesten Undank belohnt zu werden.

Leider stand aber der Graf mit der Baronesse statt in einer Blutsverwandschaft bloß in einer Wahlverwandschaft, und achtzig Jahre alt zu werden, durfte er kaum nach funfzig Jahren hoffen. Welche Verlegenheit also für ihn, als

er einst in ihren Augen las, daß sie den Juden, der einen kostbaren Perlenschmuck an sie zu verkaufen wünschte, nicht gern durch eine verneinende Antwort gekränkt hätte, und wie froh war er, als die Dame wenigstens für den Augenblick den Hebräer mit dem Versprechen entließ, ihm am folgenden Tage entweder seinen Schmuck, oder den geforderten Preis dafür zuzustellen!

Wie gefallen Ihnen die Perlen? fragte die Baronesse den Grafen, als der Jude sich entfernt hatte.

Ich habe kaum schönere gesehen, antwortete er.

Die schönsten in der Stadt, erwiederte die Baronesse, hat die eitelste Närrinn darin, die Geheimeräthinn Leinhof. Aber diese sind wenigstens das Doppelte werth, und ich begreife nicht, wie der Jude sie um dreytausend Thaler lassen kann. Ich gestehe Ihnen, Perlen, von welchen Emilie Galotti sagt, daß sie Thränen bedeuten, sind meine Leidenschaft, und ich glaube, Gott

vergebe mir die Sünde! ich würde mich in meinen Mann verlieben, wenn er sich bewegen ließe, mir diesen Schmuck zu kaufen.

Um Sie, meine Gnädige! antwortete der Graf, vor einer Schwachheit zu bewahren, durch welche die schönste Frau der Stadt sich der Gefahr aussetzen würde, zugleich die lächerlichste zu heißen, wäre ich bereit, allen Juden und Judengenossen, und sogar allen christlichen Damen ihren Perlenschmuck abzukaufen. Aber Sie wissen, daß der Baron Anwandlungen hat, in welchen er meine Freundschaft für Sie mit den Augen eines Ehemanns betrachtet, und schwerlich würden die Perlen dazu beytragen, ihm seine Grillen zu benehmen.

Ich glaube es selbst, versetzte die Baronesse. Aber ich verdiente keine Perlen zu tragen, wenn ich nicht den Verstand hätte, mir sie, allen eifersüchtigen Männern zum Trotz, zu verschaffen. Die Perlen, mein lieber Graf! soll mir mein sparsamer Herr Gemahl selbst kaufen, wenn es Ihnen nicht darauf ankommt, einer guten

Freundinn bis auf bessere Zeiten — zweytausend Thaler zu borgen.

Die Worte zweytausend Thaler sind ein Schall, der jedes Ohr, und wenn es auch dem freygebigsten Liebhaber gehört, ein wenig erschüttert, wenn die Rede davon ist, daß der Hörende sie geben soll, und auch der Graf wollte eben ein wenig im Kopfe kratzen, als er sich besann, was einem Manne von Welt, der noch obendrein verliebt ist, geziemt. Weit entfernt also, sich dem gezwungenen Anlehen zu entziehen, konnte er, indem er der Dame die Hand küßte, nicht Worte genug finden, ihr zu bezeugen, wie glücklich ihn ihr Vertrauen mache.

Am folgenden Tage erschien der Hebräer bey dem Baron.

Gnädiger Herr! fing er an, Nichts zu handeln? Keine schöne Dose, keine Uhr für den gnädigen Herrn, keine Ringe, keine Armbänder für die gnädige Frau?

Geh zum Teufel, Jude! fuhr ihn der Baron an. Aber wenn läßt sich ein Jude zum

Teufel schicken? Der unsrige packte seine Waaren so emsig aus, als ob er den ungeduldigsten Käufer vor sich hätte. Er öffnete ein Kästchen; er öffnete das zweyte; er öffnete das dritte, und stellte jedes vor den Baron hin.

Was soll der Kram auf meinem Tische? fragte dieser. Warum gehst Du nicht zum Teufel, wie ich Dir schon gesagt habe?

Damit hat es noch Zeit, erwiederte der Jude. Wovon soll ein armer Handelsmann leben, wenn von den vornehmsten Herrn ein Theil ihn nicht bezahlt, und der andere, ohne ihm abzukaufen, ihn gar zum Teufel schickt? Sehen Sie doch, gnädiger Herr! dieses Gold, wie es lacht, und diese Diamanten, wie sie blitzen! Und ist der Handelsmann, der die schönen Sachen verkauft, nicht der ehrliche Moses?

Ohne seine lachenden und blitzenden Herrlichkeiten eines Blicks zu würdigen, erklärte ihm der Baron, daß er Nichts kaufe.

Was gilts, gnädiger Herr! sprach der Jude, ich löse heute noch einige tausend Thaler von

Ihnen? Diese Perlen, zum Beyspiel, fuhr er fort, indem er den Schmuck, den die Leser bereits kennen, hervorzog, wer kann sie ansehen, und noch mit dem Herzen an einigen elenden Rollen Gold- oder Silbermünzen hängen? Ist der Schmuck nicht so schön, daß die Königinn von Arabien ihn hätte tragen können, als sie den Salomo besuchte? Ich will nicht ehrlich seyn, tausend Männer, die ein gutes Herz und eine schöne Frau haben, würden dem ehrlichen Moses um den Hals fallen, wenn er es so gut mit ihnen meinte, wie mit Eurer Gnaden. Das Kleinod ist unter Brüdern seine viertausend Thaler werth, und Ihnen, gnädiger Herr! lasse ich es für ... Doch bestimmen Sie einmahl selbst den Preis.

Muß ich Dirs noch tausend Mahl sagen, erwiederte der Baron, daß ich Nichts von Deinen Waaren brauche? Indessen nahm er doch die Perlen, und betrachtete sie. Wie viel, fuhr er fort, sagtest Du, daß sie kosten sollen?

Gnädiger Herr! fing der Jude im vertraulichen Ton und mit leiser Stimme an, es hat eine eigene Bewandniß mit den Perlen. Man ist genöthigt, sie zu verkaufen. Man braucht in der Eile, man braucht heute noch bares Geld; man will sie nicht in unwürdige Hände kommen lassen. Mit Einem Wort, ein Käufer, wie Eure Gnaden, bekommt sie für das halbe Geld.

Und das halbe Geld, antwortete der Baron, was heißt es in Deiner Judensprache?

Die Hälfte von viertausend Thalern versetzte der Hebräer, sind zweytausend.

Und, erwiederte der Baron, die Hälfte von Isaac Moses, sonst auch Schmul genannt, ist ein ganzer Spitzbube.

Gnädiger Herr! antwortete der Jude, man ist ein elender Spitzbube, so lange man noch Kostbarkeiten verkaufen muß, statt sie zum eigenen Gebrauch kaufen zu können. Das Handwerk nährt seine Leute besser. Doch Eure Gnaden lieben Scherz, und ich verstehe Scherz. Also — taugen wir für einander, und wenn

wohlfeil verkaufen und ehrlich seyn einerley ist: so will ich den Christen sehen, der es wenigstens mit meiner heutigen Ehrlichkeit aufnimmt.

Genug des Geplauders! sprach der Baron. Dem ehrlichsten Juden biethet man die Hälfte von dem, was er fordert. Du willst zweytausend Thaler für Deine Perlen. Nimm also entweder tausend, oder Deine Waare — und packe Dich!

Moses machte nach Juden Art noch einige Schwierigkeiten. Er schwor, nicht selig werden zu wollen, wenn er den Schmuck für einen Heller weniger als für funfzehnhundert Thaler lassen könne, und zwey Minuten später erließ er ihn — für tausend. Der Baron zahlte ihm das Geld, und er eilte spornstreichs zu der Frau Baronesse, um ihr die geschickte und glückliche Vollziehung des ihm aufgetragenen Geschäfts bey dem Baron anzupreisen, und um die zweytausend Thaler, die der Mann zu wenig bezahlt hatte, aus der Hand der Frau zu empfangen.

Wünschen Sie mir Glück, sprach die Baronesse zu dem Grafen bey seinem nächsten Besuche, die Perlen sind mein! Der Baron hat sich richtig durch den wohlfeilen Preis reizen lassen, sie zu kaufen. Morgen ist mein Geburtstag, und also ...

Ehe der Graf antworten konnte, trat der Baron ins Zimmer. Er grüßte den Hausfreund, und wandte sich dann gegen seine Gemahlinn. Wünsche mir Glück, mein Kind! sprach er, ich habe einen Handel gemacht, den die klügste Frau, den Du selbst nicht besser hättest machen können. Stelle Dir meine Kühnheit vor! Perlen habe ich gekauft, Perlen, und stecke doch in keinem Weiberrocke. Aber ich dachte, welcher Frau Mann ich bin, und wie freudig eben diese Frau mein Kauf überraschen würde, und wenn der letzte Gedanke mich bey dem Handel ein wenig zu sehr anfeuerte, so schützte mich doch der erste gegen alle Juden-Kniffe. Mit Einem Wort. Ein Schmuck, den der Hofjuwelier auf dreytausend Thaler schätzt, ist mein für tausend.

Morgen, meine Angebethete! ist Dein Geburtstag, und morgen wirst Du ihn am Halse Deiner Nichte sehen, die kommen wird, um Dir Glück zu wünschen. Du weißt, wie verlegen ich um ein schickliches Hochzeitgeschenk für das gute Mädchen war, und es ist ordentlich, als ob der Himmel gewollt hätte, ich sollte ihr dreytausend Thaler schenken, ohne mehr als tausend auszugeben. Ich argwöhne freylich, es steckt irgend ein Betrug hinter der Sache. Der Preis ist gar zu niedrig. Aber ich habe ehrlich gekauft, und was geht es also mich an, ob der Verkäufer ein Spitzbube, oder ein Unterhändler von Spitzbuben war? Aber bin ich nicht ... beynahe hätte ich gesagt, was Du, meine Beste! vermuthlich denkst. Der Nichte schenke ich Perlen, mit denen ich mir ohne Zweifel bey Dir einen Kuß, oder gar ein halbes Dutzend Küsse hätte verdienen können. Es ist in der That zum Verzweifeln, daß es Zerstreuungen gibt, die einen Mann sogar seine Frau vergessen lassen. Ich dachte immer nur an die Nichte, und wie-

der an die Nichte, und an ihre nahe Hochzeit, und nicht ein einziges Mahl erinnerte mich mein feindseliger Genius, daß ich auch einst Hochzeit machte, und also eine Frau habe, die einen Geburtstag, und so gut als die Nichte einen Hals hat, um ihn mit Perlen zu behängen. Aber was ist zu thun, mein Kind? Der Fehler ist geschehen, und Du bist viel zu gütig, um ihn mir nicht zu verzeihen, besonders wenn ich Dir schwöre, daß ich die ersten Perlen, die ich wieder um einen gleich wohlfeilen Preis zu kaufen Gelegenheit habe, zu keinen andern, als zu Deinen Füßen legen werde. Indessen bin ich gestraft genug, daß Du, meine Theure! wenn gleich Deine Großmuth Dir nicht erlaubt, mir Vorwürfe zu machen, doch nur geringen Antheil an meiner Freude über den guten Kauf nimmst, und daß selbst Sie, Herr Graf! meine Erzählung mit einer so sauren Miene anhörten, als ob Sie die zweytausend Thaler, die ich gewann, verloren hätten.

Der Baron entfernte sich mit einer Verbeugung, und wie hätte seine Gemahlinn, besonders da sie auf die Verschwiegenheit des Juden rechnen konnte, noch zweifeln können, daß sein Scharfsinn ihre List entdeckt habe? Welche Demüthigung für eine Frau, sich von einem Manne, und noch obendrein von ihrem eigenen Manne überlistet, und zugleich verhöhnt zu sehen! Kein Wunder, daß sie alle Fassung verlor, und Juden und Perlen, und Gemahl und Nichte, der sie ohnehin nicht hold war, zum Teufel wünschte. Und der arme Graf! Welcher Liebhaber wollte nicht lieber sechstausend Thaler auf Einer Karte verlieren, als zweytausend dem Manne in die Hände spielen, der ihm seine Geliebte unter dem freylich durch die Gesetze begünstigten Titel eines Ehemanns vorenthält? Aber das Schlimmste bey der Sache war noch, daß auch dieses, wie jedes andere Unglück, nicht allein kam. So vortheilhaft nähmlich von einer Seite der Kauf war, zu welchem dem Baron seine Gemahlinn und der Graf geholfen hatten, so

sehr mißfiel er ihm doch von einer andern, und er ergriff eben deswegen die nächste beste Gelegenheit, oder brach vielmehr eine Ursache vom Zaune, um die beyden Wahlverwandten auf eine Art zu trennen, die wenigstens eines Ehemanns nach der Mode völlig unwürdig war.

Indessen muß man doch der Baronesse die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie ihm in kurzer Zeit den Gewaltstreich recht christlich verzieh, oder wenn man lieber will, seiner Verzeihung sich würdig machte, ob sie gleich nicht umhin konnte, noch nach Jahren zuweilen zu sich selbst zu sagen: Emilie Galotti hat Recht. Perlen bedeuten Thränen!

Anmerkungen.

Zweyter Theil. Seite 263.

Der Schneemann.

Die Erzählung, welche diesen Aufsatz veranlaßte, ist wirklich erschienen, heißt aber — nicht der Schneemann.

Dritter Theil. Seite 392.

Der Zeitungsföldner.

Diese Paar Worte sind einem eben so boshaften, als hirnlosen Anzeiger der Mährchen der Scheherazade des Verfassers in einer bekannten Literaturzeitung gesagt, und also freylich in den Wind gesprochen.

Vierter Theil. Seite 172.

An Herrn Professor und Bibliothekar Petersen.

Leider sollte der Wunsch, mit welchem dieser Aufsatz sich schließt, unerfüllt bleiben. Der Verfasser selbst war es, welchem das traurige Ge-

schäft zu Theil wurde, den am 26. December 1815 erfolgten Tod seines Freunds durch die Zeitungen bekannt zu machen. Friede mit der Asche des Unvergeßlichen, dem die Achtung aller Geachteten, die seinen Werth als Mensch und als Gelehrter zu schätzen verstanden, in sein allzufrühes Grab folgte!

Seite 459—468.

In dem hier geschilderten nichtswürdigen Sudlerpaar glaubte ein gewißer bücheranzeigender Miethling, nach seiner ich weiß nicht mehr in welcher Zeitung abgedruckten Aeußerung, zwey seiner Busenfreunde zu erkennen. Der Mensch, welcher zugleich als ein elender, aber desto aufgeblasenerer Reimschmied bekannt ist, soll noch überdieß, um seiner Unverschämtheit und seiner Dummheit die Krone aufzusetzen, die Confiscation des Rheinischen Taschenbuchs, in welchem das Mährchen zuerst erschien, in vollem Ernst verlangt haben. Welcher Dank wohl dem Scribler von seinen beyden Freunden für die Schmeicheley geworden ist, daß er bey dem Bild eines Schmul und eines Sordidus ausrief: Siehe da, mein göttlicher Fipp, und mein himmlischer Fapp!

Verbesserungen.

Zweyter Theil.

Seite 52, Lin. 1, statt: jeden, lese man: alle.

Dritter Theil.

Seite 9, Lin. 5, von unten, statt: behaupt, lese man: behauptete. Dieser Fehler steht zwar bereits unter den dem dritten Theil beygefügten Verbesserungen, aber wieder mit einem Druckfehler.
— 24, Lin. 2, statt: welchem, l. m. welchen.
— 129, Lin. 8, statt: daßelbe, l. m. dieselbe.
— 234, Lin. 9, statt: Federnkrämpfe, l. m. Federnskämpfe.
— 308, Lin. 8, statt: Guten. l. m. guten.
— 312, Lin. 5, von unten, vor dem Wort: merken, sollte kein Strich, und dagegen einer vor dem Wort: Narren stehen.
— 406, Lin. 4, von unten, nach dem Worte: sah, fehlt das Wort: ihn.
— 439, statt: neuntes, l. m. zehntes, S. 442, statt: zehntes, eilftes, und 443, statt: eilftes, zwölftes Kapitel.
— 483, Lin. 4, statt: großen, l. m. großes.
— 484, Lin. 1, statt: aufschob, l. m. aufhob.
— 490, Lin. 2, von unten, statt: Bändern, l. m. Bänder.
— 501, Lin. 7, von unten, statt: Gelverlegenheit, l. m. Geldverlegenheit.

Vierter Theil.

Seite 19, Lin. 11, statt: enden, l. m. finden.
— 35, Lin. 1 u. 2, von unten, statt: Peguithen, l. m Peguithen.
— 37, Lin. . von unten, ist der nähmliche Nahme abermahl falsch gedruckt
— 51, Lin. 10, von unten, statt den, l. m. dem.
— 56, Lin. 12, die Worte: mehr als hinlänglich, sind wegzustreichen.

Seite 58, Lin. 6, statt: nimmer mehr, l. m. nimmermehr.
— 63, Lin. 4, statt: einem, l. m. einen.
— 69, Lin. 6, von unten, statt: dunkelhaften, l. m. dünkelhaften.
— 76, Lin. 3, statt: Brave, l. m. Bave.
— 78, Lin. 8, von unten, statt: Heulen und Zähnklappen l. m. heulen und zähnklappen, also beyde Wörter mit kleinen Anfangsbuchstaben.
— 83, Lin. 9, statt der Zahl 36, l. m. das Wort: zu.
— 103, Lin. 10, statt: Gute, l. m. gute.
— 103, Lin. 14, statt: Narcisses, l. m. Narcisse.
— 109, Lin. 8, von unten, statt: Dieses, l. m. dieses.
— 112, Lin. 3, statt: sich, l. m. ich.
— 113, Lin. 4, statt: erzeugen, l. m. erzeigen.
— 116, Lin. 10, statt: Geschäfte, l. m Geschäft.
— 118, Lin. 4, von unten, statt: Vieler, l. m. vieler.
— 125, am Ende des Aufsatzes fehlt der Strich.
— 128, Lin. 7, von unten, statt: fünf Mahl, l. m. unter fünf Mahl.
— 137, Lin. 2, statt: Asthetik, l. m. Aesthetik.
— 138, Lin. 9, nach dem Wort: Dienstsuchende, ist statt des Kommas ein Punct, und statt: und er darf, Er darf, zu setzen.
— 145, Lin. 2, statt: hat, l. m. habe.
— 150, Lin. 7, nach dem Wort: anders, ist der Querstrich wegzustreichen, und dafür nach dem Wort: als, zu setzen.
— 152, Lin. 10, statt: wen, l. m. wenn.
— 155, Lin. 5, statt: 1813, l. m. 1913.
— 158, Lin. 3, von unten, statt: uns, l. m. aus.
— 161, Lin. 9, nach: glaubt, ist statt des Fragzeichens ein Punct zu setzen.
— 180, Lin. 6, von unten, statt: seinem, l. m. seinen.
— 189, Lin. 1, statt: Schuldnerinnen, l. m. Schuldnerinnen.
— 194, Lin. 1, statt: seiner guten Sache, l. m. seiner sogenannten guten Sache.
— 195, Lin. 5, statt: ihn, l. m. den.
— 197, Lin. 5 u. 6, nach: Bücherurtheilsprecher ist statt des Semikolons ein Komma zu setzen.
— 204, Lin. 7, von unten, statt: hätte, l. m. hätte.
— 205, Lin. 4, das Wort: gestattet, hätte nicht mit gesperrter Schrift gedruckt werden sollen.
— 208, Lin. 1, statt: reinen, l. m. feinen.
— 309, Lin. 6, statt: jämmerlicher, l. m. jämmerlicherer.

Fünfter Theil.

Seite 26, Lin. 8, nach dem Wort: er, ist das Komma wegzustreichen.
— 120, Lin. 6, statt: Schriftsteller, l. m. Schriftstellern.
— 189, Lin. 11, statt: gleichgültiger, l. m. gleichgültig er.
— 202, Lin 7, statt: leben, l. m. Leben.
— 249, Lin. 3, von unten, statt: Nigar, l. m. Niger,
— 295, Lin. 2, von unten, statt: zu erkennen, l. m. zuerkennen.
— 299, Lin. 3, statt: Eigenschaft er l. m. Eigenschaften.
— 336, Lin. 9, statt: nie ein anderes, l. m. nie anders.
— 340, Lin. 4, von unten, statt: Plutous, l. m. Plutos.
— Ebend. Lin. 3, von unten, statt: den, l. m. dem.
— 354, Lin. 1, statt: Priester in, l. m. Priesterinn.
— Ebendas. Lin. 4, statt: vermehren, l. m. vernehmen.
— 363, Lin. 4, von unten, statt: vor, l. m. für.
— 372, Lin. 3, von unten, statt: ihr l. m. ihm.
— 395, Lin. 9, von unten, statt: Man, l. m. Mann.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google